

ERINNERUNGEN UND MITTHEILUNGEN

AUS

GRIECHENLAND

VON

LUDWIG ROSS.

MIT EINEM VORWORT

VON

OTTO JAHN.

BERLIN 1863.
VERLAG VON RUDOLPH GAERTNER.
AMELANG'SCHE SORTIMENTS-BUCHHANDLUNG.
LEIPZIGER STRASSE 112.

VORWORT.

Nachdem die zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten, durch welche mein verstorbener Freund Ross die Alterthumsstudien zu fördern nicht müde geworden ist, in zwei Bänden „archäologischer Aufsätze“ vollständig gesammelt worden sind, war noch eine Anzahl von zerstreuten Aufzeichnungen zurückgeblieben, welche mehr den Charakter persönlicher Erinnerungen als wissenschaftlicher Erörterungen tragen. Da ich in dem Wunsche, auch diese Arbeiten, welche durch Inhalt und Form auf Theilnahme in weiteren Kreisen vollen Anspruch haben, zu einem bleibenden Andenken meines Freundes zusammengestellt zu sehen, mit der verehrten Frau Ross zusammentraf, erklärte ich mich gern bereit, dieselben dem Druck zu übergeben und mit einigen Worten einzuleiten.

Von einer eigentlichen Redaction konnte dabei nicht die Rede sein. Die „Erinnerungen aus Griechenland“ hatte Ross im Jahr 1853 für das deutsche Museum geschrieben und unter seinen Augen drucken lassen; auch die kleineren Aufsätze „Athen 1832 und 1836“, „Georg und die Störche“ und „Fritz Nehr“ sind von ihm in der für den Druck bestimmten Form ausgearbeitet. Hier waren also nur kleine, in seinem Handexemplar angegebene Verbesserungen aufzunehmen. Zweifel konnten allein in Beziehung auf die „Mittheilungen aus Grie-

chenland“ entstehen. Diese waren hervorgegangen aus Briefen, welche Ross an seinen Freund Funkhänel, gegenwärtig Director des Gymnasiums in Eisenach, gerichtet hatte, natürlich in der Voraussetzung, dass dieser ihren Inhalt in geeigneter Weise veröffentlichen würde, wie es durch die Blätter für literarische Unterhaltung geschah. Es liegt in der Natur der Sache, dass diese Briefe ihrem Inhalt nach mit den späteren Aufsätzen vielfach zusammenfallen, und Wiederholungen wären nicht ganz zu vermeiden, obwohl ich an einigen Stellen, wo es ohne Beeinträchtigung der ganzen Darstellung geschehen konnte, durch Kürzungen im gedruckten Text der Briefe diesen Uebelstand beseitigt habe. Sonst sind grade in diesen Briefen die unmittelbaren Eindrücke auf den frisch in Griechenland angekommenen so anschaulich und lebendig wiedergegeben, dass sie mir ganz besonders anziehend erscheinen; und sie mit den späteren Darstellungen und Arbeiten zu vergleichen gewährt ein eigenthümliches Interesse.

Die Persönlichkeit von Ross, sein Thun und Treiben unter so eigenthümlichen Verhältnissen tritt uns in den hier mitgetheilten Berichten so klar und scharf entgegen, dass es nahe gelegt ist eine Schilderung seines früheren und späteren Lebensganges ergänzend an dieselben anzuschliessen. Eine biographische Darstellung aber zu versuchen, die wenn auch in gedrängter Kürze doch auf eine gewisse Vollständigkeit Anspruch machte, fühle ich mich nicht berechtigt. Ich habe Ross zu spät kennen gelernt und ihm nicht nahe genug gelebt, um durch ihn selbst eine genügende Uebersicht zu gewinnen, und Mittheilungen Anderer standen mir nicht in einem Umfange zu Gebote, dass sie diesen Mangel ersetzten. Gesehen habe ich zwar Ross zuerst noch während seiner Studienzeit im Hause seiner Tante Simons in Kiel, in welchem ich als Knabe Zutritt hatte; er machte damals einen bestimmten Eindruck auf mich durch eine gewisse würdevolle Gemessenheit, die er

auch bei grosser Heiterkeit behauptete, und diese früheste Erinnerung wurde bei späteren Begegnungen oft wieder in mir wach. Nachher wurde sowohl in befreundeten Familien in Kiel als unter uns jungen Philologen, vor denen Nitzsch den ehemaligen Zögling seines Seminars gern und mit Befriedigung nannte, oft genug des Landsmanns in Athen mit einem gewissen Stolze gedacht; bei seinen wiederholten Besuchen in Holstein sind wir durch Zufall nicht zusammengetroffen. Im Frühjahr 1847, bald nach meiner Uebersiedelung nach Leipzig, fand in Halle eine heitere gesellige Zusammenkunft der Professoren von Jena, Halle und Leipzig statt und dort nahm mich Ross als speciellen Fachgenossen und speciellen Landsmann mit der grössten Herzlichkeit auf. Er war kürzlich verheirathet und führte mich gleich zu seiner Frau in die noch nicht völlig eingerichtete Wohnung, beim Mittagsmahl musste ich sein Gast sein, kurz er behandelte mich sogleich wie einen Freund. Und einen freundschaftlichen Verkehr haben wir seitdem stetig unterhalten; anfangs besuchte er mich noch einigemal in Leipzig, aber ein paarmal im Jahre musste ich in seinem Hause Quartier nehmen und Briefe und Laufzettel gingen ziemlich regelmässig zwischen uns hin und her. Der verschiedene, nicht selten gradezu entgegengesetzte Standpunkt, den wir in gar manchen wissenschaftlichen wie politischen Fragen einnahmen, störte unser gutes Vernehmen nie; die unverhohlene Offenheit, mit der wir uns im Ernst und Scherz gegen einander aussprachen, verband uns nur fester mit einander. Im Bewusstsein dieses auf treuer Anhänglichkeit begründeten Verhältnisses darf ich wenigstens versuchen, da mir das Höhere zu unternehmen versagt ist, aus eigenen Erinnerungen und befreundeten Mittheilungen das Bild, welches dem Leser in diesem Buch entgegentritt, durch einige Züge zu vervollständigen.

Die Familie, welcher Ross angehört, stammt aus dem

nördlichen Schottland und manche Züge in seinem Wesen und Charakter konnten wohl an diese Abstammung erinnern. Das Familienwappen zeigt, wie Ross erzählt, drei Paar zusammengebundener Wasserschläuche (*waterbutgets*);, nach der englischen Heraldik ein Beweis, dass die Vorfahren an einem Kreuzzuge Theil nahmen, wo einst, als das Heer am Verschmachten war, die Herren selbst auf ihren Pferden in zusammengebundenen Schläuchen Wasser herbeiführten. Der ältere Zweig existirt noch in Schottland, im Besitze schöner Güter; der Stammhalter Horatio Ross sass im Reformparlament.

Der Grossvater unseres Ross war Arzt in der damals exterritorialen englischen Factorei in Hamburg und namentlich ein gesuchter Geburtshelfer. Er hatte dadurch eine gute Einnahme, aber bei seiner grossen Gutmüthigkeit theilte er Fremden unverhältnissmässig viel mit, so dass nach seinem Tode — er starb zu Anfang der neunziger Jahre als dreiundsechzigjähriger Mann — seine Wittwe, eine geborne Martens aus Hamburg, keinen leichten Stand hatte, zumal als die schweren Kriegszeiten kamen. Aber sie war eine tüchtige Frau und grade in diesen Jahren der Noth hielt sie mehrere ihrer verheiratheten Töchter und deren Familien um sich versammelt. Ueberhaupt hielt die Familie fest zusammen, lebte in innigem und friedlichem Verkehr; im Gespräch waren Englisch und Plattdeutsch die gleich berechtigten Sprachen. Einer der Söhne, Hercules, heirathete eine reiche Engländerin aus der angesehenen Familie der Crawfords, kehrte nach einem längern Aufenthalt in England nach Holstein zurück und liess sich in Wellingbüttel nieder. Von diesem Onkel Hercules wurden die Kinder des minder begüterten Bruders wiederholt reichlich bedacht, nur Ludwig wurde stets von ihm übergangen, weil er gegen seinen Wunsch sich dem Gelehrtenstande widmete, welcher keine Aussicht auf grosse Einkünfte ge-

währte; der praktische Mann hätte es lieber gesehen, wenn der Neffe zu sicherer Unterstützung seiner zahlreichen Geschwister ein Handwerk ergriffen hätte.

Ludwigs Vater, Colin Ross, war Landmann und bewirthschaftete das kleine, aber zwischen Hügeln, Hölzungen und Seen still und anmuthig gelegene Gütchen Altekoppel im Kirchspiel Bornhöved in Holstein. Aus einer glücklichen Ehe mit Juliane Auguste geb. Remin, welche erst vor wenigen Tagen durch seinen Tod gelöst worden ist, wurde ihm eine zahlreiche Schaar von Kindern geboren, welche bei mässigen Vermögensverhältnissen, in Zeiten, die zum Theil schwer auf dem Landmann drückten, in der ländlichen, für die Jugendjahre gedeihlichen Einfachheit des väterlichen Hauses mit einander heranwuchsen. Die Erziehung war verständig und streng, die Kinder lernten früh, dass sie den Eltern gehorchen müssten, und damit gab sich das Uebrige von selbst. Viel Umstände mit pädagogischen Principien und Moralpredigen wurden nicht gemacht, die Mutter hielt mit einem Schatz treffender plattdeutscher Sprüchwörter Disciplin, welche am rechten Platz angewendet die beste pädagogische Wirkung übten und von den Kindern in dankbarem Gedächtniss behalten wurden. Klagen der Kinder über körperliche Schmerzen, über Entbehrungen und mancherlei kleine Leiden wurden in der Regel mit einem solchen Wort halb humoristisch beseitigt, und dadurch in der jugendlichen Seele die Kraft geweckt sich selbst über allerlei Noth des Lebens hinwegzusetzen. Körperliche Züchtigung kam fast gar nicht vor, Einsperren in ein dunkles Kellerloch war die höchste Strafe für Widerspenstigkeit, und meistens genügte eine Hinweisung darauf, den Eigensinn zu brechen.

In einem so gesunden und kräftigen Familienleben verbrachte Ludwig — oder wie er in der Familie genannt wurde Louis — seine Jugendjahre. Er war geboren am

22. Juli 1806, noch im alten deutschen Kaiserreich, wie er in späteren Jahren gern betonte, als der Gedanke eines neuen deutschen Kaiserreichs auch in ihm wieder lebendig geworden war. Seine ersten bestimmten Erinnerungen hafteten an der russischen Einquartierung in den Jahren 1813 und 1814, von der auch Altekoppel nicht verschont blieb. Lebhaft war ihm im Gedächtniss geblieben, wie eines Tags, als die Familie beim Mittagsessen sass, ein Trupp der gefürchteten Kosaken herangeritten kam. Alles gerieth in Aufregung; während der Vater den ungebetenen Gästen entgegenging, raffte die Mutter das Silberzeug zusammen und hielt es in eine Serviette gebunden fest unter dem Arm. Diesmal kam man mit dem Schrecken davon, die Kosaken verlangten nur einen Trunk und ritten gleich weiter. Aber als man sich wieder zu Tisch setzen wollte, fehlte das Silberzeug; alles begab sich ans Suchen, bis sich fand, dass die Mutter es noch immer fest unter dem Arm hielt. Da hiess es denn lachend: „he söcht dat Peerd un sitt darup!“

Früh zeigte Ludwig Trieb zum Lernen und konnte im vierten Jahre fertig lesen. Nun fiel er über alles Gedruckte her, so dass man ihm die Bücher entzog; da fand man ihm im Pferdestall sitzend, wo er das Gesangbuch eines der Knechte aufgestöbert hatte, in dem er eifrig studirte. Den ersten Unterricht musste er sich bei dem Schullehrer in Wankendorf holen, und da der Rückweg an den kurzen Wintertagen bereits in die tiefe Dämmerung fiel, so bot er dem Knaben wenigstens eine gute Uebung das Grauen zu bemeistern, das ihn auf den dunklen Holzwegen überfiel. Wie es mit den Schullehrern damals noch bestellt sein konnte, davon giebt uns Fritz Nehr ein ergötzliches Bild; so arg war es nun mit diesem Unterricht nicht, aber es trat doch eine grosse Verbesserung ein, als eine tüchtige Gouvernante ins Haus genommen wurde, deren verständiger Unterricht den ersten Grund

zu Ludwigs künftiger gelehrten Bildung legte. Ein grosser Kirschbaum auf dem Hofe vor dem Hause wurde mit Vorliebe bestiegen, um in seinem Laub die Schulaufgaben zu lernen; einstmals diente er dem Knaben auch zum Zufluchtsort, als in der Gegend mit grossem Nachdruck der Untergang der Welt auf einen bestimmten Tag prophezeit wurde; auf dem Gipfel seines Lieblingbaumes hoffte er alles Ernstes von der Zerstörung verschont zu bleiben. Ludwigs Neigung wendete sich, wie es beim Leben auf dem Lande so natürlich ist, der Naturgeschichte zu und mit dem allen Kindern angebornen Sammeltrieb legte er sich in seiner Stube ein kleines Naturalienkabinet an. Auch beabsichtigte er noch, als er die Universität bezog, anfangs Medicin zu studiren, was er aufgab, nachdem er auf der Anatomie bei der ersten Section ohnmächtig geworden war. Der freundschaftliche Verkehr mit einem eifrigen Ornithologen, dem Justitiarius Boie in Kiel, frischte dann die Jugendneigung wieder auf; er begleitete diesen auf einer ornithologischen Reise an die Westküste von Jütland und dachte eine Zeitlang daran sich der Zoologie zu widmen, allein bald trat die Philologie in den Vordergrund, der er dann treu geblieben ist.

Eine wichtige Begebenheit seiner Knabenzeit war eine Reise, welche er in seinem zehnten Jahr mit dem Vater nach Lübeck machte. Reisen war damals in Holstein keine leichte Unternehmung und erfordete grosse Vorbereitungen. Um nach Hamburg zu gelangen wurden vier Pferde vorgespannt, nachdem frische Pferde schon auf die Hälfte Wegs vorausgeschickt waren, und mit solchen Vorkehrungen gebrauchte man dann doch einen ganzen langen Tag um bis Hamburg zu gelangen. Als später die erste Chaussee von Kiel nach Hamburg gebaut werden sollte, da hörte Ross die Landleute der Umgegend, welche bei seinem Vater aus- und eingingen, dies als ein unglückliches Unternehmen beklagen; man sei so lange

auf den alten Wegen fortgekommen und ganz zufrieden gewesen, wozu nun Geld und Arbeit an überflüssige Neuerungen wenden? Von dieser holsteinischen Zähigkeit an alter Erfahrung und Ueberlieferung festzuhalten, hatte freilich auch Ross sein Theil mitbekommen und in manchen wissenschaftlichen Fragen hat er später, wie mir scheint, wohl auch den alten Landweg der neuen Chaussee vorgezogen. — In Lübeck erhielt er den ersten Eindruck eines Theaters; es wurden die Räuber gegeben, die ihn dergestalt überwältigten, dass er in lautes, nicht zu stillendes Weinen ausbrach und der Vater es vorzog mit ihm fortzugehen, um die Zuschauer nicht durch dies Schauspiel im Schauspiel zu stören.

Da der häusliche Unterricht für die Ausbildung des Knaben, der studiren wollte, nicht genügte, wurde in seinem zwölften Jahre beschlossen ihn nach Kiel auf die Schule zu geben. Das war ein hartes Angehen für die Mutter den Sohn von sich zu geben, der „in der grossen Stadt“ einsam und verlassen sein würde; tagelang weinte sie und klagte, dass sie ihn gewiss nie wiedersehen würde, bis der Vater sie durch energisches Apelliren an ihre Einsicht und die Erfahrung anderer Mütter, welche ihre Kinder vom Haus gegeben hatten, beruhigte. Ludwig blieb zwei Jahr in Kiel, fleissig und eifrig in seinen Schulstudien, übrigens ein bescheidener ernster Knabe, den man überall wohl leiden mochte. In seinem Wesen war er ruhig und still, konnte wohl heiter, in einzelnen Momenten auch laut und ausgelassen sein, aber bald zog er sich in sich selbst zurück und war still für sich. Die Grundzüge dieses Wesens waren auch in späteren Jahren, wie sehr grade seine Lebensverhältnisse auf seine äussere Haltung eingewirkt hatten, nicht zu verkennen.

Im vierzehnten Jahr kam er nach Hause zurück um in Bornhöved von dem dortigen Prediger Oertling — der im Lande wohl noch durch seine Versuche eine Flugmaschine zu

erfinden und ähnliche Extravaganzen bekannt sein wird — confirmirt zu werden. Dann ging er nicht wieder nach Kiel, sondern man zog es vor ihn auf die gelehrte Schule nach Plön zu schicken, die im Lande einen wohlverdienten Ruf genoss. Sie verdankte denselben den Leistungen eines Mannes, die unter allen Umständen ausserordentlich, heutzutage gradezu unbegreiflich erscheinen, des Rectors Bremer, den man wohl mit Mich. Neander und ähnlichen Schulmännern vergleichen darf.

Die jetzt wohlbesetzte gelehrte Schule in Plön hatte ehemals, ausgestattet durch die Breitenausche Stiftung, zwar vier Lehrer, aber der Rector allein ertheilte den gesammten eigentlich gelehrten Unterricht, während der Cantor, der Schreib- und Rechenmeister und der Pädagogus wesentlich Elementarunterricht gaben. In der Rectorclasse, die man Prima nannte, obgleich Secunda, Tertia, Quarta nicht existirten, waren alle Schüler vereinigt, die auf gelehrte Schulbildung Anspruch machten. Meistentheils gleichzeitig musste derselbe Mann die Schüler der verschiedenartigsten Bildungsstufen von Nepos bis Horaz, von Jacobs' erstem Cursus bis zur Ilias unterrichten und beschäftigen; während er sich in den fünf täglichen Hauptstunden hauptsächlich an die vorgerückten wandte, die schwächeren durch zweckmässige Beschäftigung mitnahm, wurden diese noch in besonderen Nebenstunden selbständig vorgenommen. Derselbe Mann aber ertheilte nicht bloss im Griechischen und Lateinischen Unterricht, sondern auch in der hebräischen, französichen und englischen Spraehe, in Religion, Mathematik, Geschichte, Geographie und Rhetorik. Dass er nicht alle diese Fächer gleich gründlich und umfassend, nicht in einer Weise, die jetzigen Anforderungen genügen würde, treiben konnte, versteht sich von selbst; aber mit allem, was er trieb, nahm er es ernst, er bereitete sich auf jede Stunde sorgfältig vor, so dass seine Schüler nie den Eindruck oberflächlicher Halb-

heit bekamen, wie er denn auch streng darauf hielt, dass sie durch häusliche Arbeit sich das Vorgetragene gründlich aneigneten. Bremer hatte im Jahr 1781 das Rectorat nach vollendetem Studium der Theologie übernommen; Philologen gab es damals an der Kieler Universität nicht, wohl aber philologisch geschulte Theologen. Gründliches grammatisches Erlernen der klassischen Sprachen, fleissige Uebung im Lateinschreiben war ihm Grundlage und Hauptsache des Schulunterrichts, aber er vernachlässigte bei der Lectüre Sinn und Geist der alten Schriftsteller keineswegs. Er übersetzte mit Geschmack, auch in metrischer Form; die Batrachomyomachie und Theophrasts Charaktere — die jetzt nicht leicht auf Schulen gelesen werden — erklärte er mit Humor, der durch eine ausdrucksvolle Mimik noch gehoben wurde. Die Hauptsache aber war, dass er eine tüchtige Persönlichkeit, eine wahrhaft pädagogische Natur war, ein ganzer Mann aus einem Stück, der nicht bloss für die Schule und den Unterricht, sondern mit seinen Schülern lebte, und für die scheinbar arg zersplitterte Vielgeschäftigkeit dieser zahlreichen und mannigfach gearteten Umgebung in seiner Person einen festen und sicheren Mittelpunkt darbot. Obgleich er die Disciplin streng handhabte, und zwar als absoluter Schulregent ohne jede Beschränkung seines massgebenden Willens, so übte doch nicht allein das Beispiel unerschütterlicher Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, welches er den Schülern gab, sondern auch das zuverlässige Wohlwollen und die Liebenswürdigkeit seines Wesens einen solchen Einfluss auf den jugendlichen Sinn —, der mit der Sicherheit eines gesunden Instincts herausfühlt, wer es ehrlich meint und tüchtig ist zu fördern —, dass Anhänglichkeit und Dankbarkeit der Schüler ihm schon in seiner Wirksamkeit entgegenkamen und noch jetzt sein Andenken lebendig erhalten.

Bremer war so gesund und gut organisirt, dass er nach vierzigjähriger Amtsthätigkeit noch rüstig und frisch wirkte, als Ross

auf die Schule kam. Dieser fand dort, was im elterlichen Hause so segensreich wirkte, eine kräftige Auctorität, der sich die Jugend bereitwillig fügte, indem ohne viel Umstände und Räsonniren das Rechte gefordert und gethan wurde, die Gelegenheit tüchtig und mit eigener Anstrengung zu lernen, und Anregung sich auf eigene Hand zu versuchen. Denn wenn auch bei solcher Beschränkung der Lehrkräfte gar manche Lücke im Wissen und Können bleiben musste, so wurde dagegen der Schüler frühzeitig auf die eigene Kraft angewiesen, er musste sich selbst zu rathen und zu helfen suchen, wobei ihm der verehrte Lehrer anregend und fördernd zur Seite stand; und so brachte der Jüngling, in dem eigene Kraft steckte, eine tüchtig entwickelte Selbstthätigkeit von der Schule, die den Mangel einzelner Kenntnisse reichlich ersetzte. Das wusste auch Ross später seinem alten Lehrer Dank. Unter Ol. Kellermanns Papieren fand ich einen Brief von Ross, in dem er seinen ehemaligen Schulgenossen fragt, was wohl ihr alter Bremer zu seinen Primanern sagen möge, von denen der eine in Rom, der andere in Athen epigraphische Studien treibe.

Im Jahre 1821 wurde die Schule in Plön erweitert und reorganisirt und in dem neuangestellten Conrector Trede, der nun mit dem Rector den gelehrten Unterricht theilte, ein Lehrer gewonnen, der einen mehr modernen Standpunkt der Humanitätsstudien vertrat, und durch die Richtung auf allgemeine Durchbildung, durch feinen und regen Sinn für ästhetische Auffassung einen wohlthätigen und anregenden Einfluss namentlich auf die fähigeren Schüler gewann, einen Einfluss, den auch Ross erfahren zu haben gern und dankbar anerkannte.

Plön, zwischen zwei Seen reizend gelegen, bietet dem für die Natur empfänglichen einen angenehmen Aufenthalt. Damals hielt der unglückliche Herzog Peter von Oldenburg — derselbe der eine kurze Zeit unter Herders Leitung gereist war — noch auf dem Schlosse seinen Hof; das zog manche

adeliche Familien nach Plön, wodurch der gesellige Verkehr einen von der Gewohnheit kleiner Städte etwas abweichenden Charakter erhielt, und auf die Schüler, welchen leicht Zutritt gewährt wurde, nicht ohne Einfluss blieb. Ross benutzte die Schulferien zu wiederholten Fussreisen nach Hamburg, wo er einen Onkel besuchte. Schon damals hatte er sich gewöhnt regelmässige Tagebücher zu führen, welche Zeugniss von seinem Bestreben ablegen genau und scharf zu beobachten, sich von Allem was er sah und erfuhr genau Rechenschaft zu geben und es wohl geordnet in der deutlichen und sauberen Handschrift, die er sich früh angeeignet hatte, aufzuzeichnen. Diese auch in den Studentenjahren stets festgehaltene Gewöhnung war eine gute Vorbereitung auf die spätere Thätigkeit in Griechenland.

Im Jahre 1825 bezog er die Universität Kiel und hat auf derselben seine, nur durch Ferienreisen ins elterliche Haus und zu Verwandten unterbrochene Studentenzeit zugebracht. Er war kein Duckmäuser und hat die Freiheit und den Frohsinn des Studentenlebens jugendlich genossen, vor dem Uebermass hätte ihn, wenn nicht sein ernster Sinn und wissenschaftlicher Eifer ihn zurückgehalten hätte, die Einschränkung bewahrt, welche ihm seine Verhältnisse auferlegten. Die Jahre, während welcher er studirte, waren für den Landmann in Holstein sehr schwere, und der Vater, an welchen seine zahlreiche Familie nicht geringe Ansprüche machte, konnte dem Sohne die Mittel nicht immer so reichlich gewähren als er wünschte. Seine Verlegenheiten und Sorgen — und es war eine Zeit, wo ihn Sorgen aller Art bedrängten — theilte er stets dem Sohn offen mit, den er fast wie einen Freund zu Rathe zu ziehen pflegte. So wohlthuend auch der Sohn dies Vertrauen empfand, so war es doch für das jugendliche Gemüth, das mit sich selbst zu kämpfen und zu ringen hatte, eine schwierige Aufgabe demselben zu entsprechen, um so

schwieriger, als der Vater dann auch wieder das volle Gewicht der väterlichen Auctorität mit grossem Nachdruck geltend machte. Ross klagte in jener Zeit, dass die Bevormundung des Vaters, gegen welche seine Pietät eine eigentliche Opposition gar nicht aufkommen liess, es ihm gar so schwer mache, selbständig zu werden, und seinem Wesen eine Beimischung von Unentschiedenheit gebe, die ihm selbst unerträglich war. Nicht selten kann man es beobachten, wie Männer, welche nicht ohne Mühe sich von dem Druck einer wohlwollenden Auctorität befreien müssen, dann um so fester sich in ihrer Eigenthümlichkeit zusammenfassen und abschliessen.

Uebrigens lebte Ross in Kiel in einem angenehmen Familienverkehr; besonders verdankte er dem Hause seiner Tante Simons, deren Sohn er auch unterrichtete, sehr viel. Diese vortreffliche Frau, die schon durch ihre Erscheinung, die hohe Gestalt, das würdevolle Benehmen, wie den unverkennbaren Ausdruck von Tüchtigkeit und Wohlwollen Ehrfurcht und Vertrauen einzuflössen geeignet war, erzog recht eigentlich den Neffen für feinen geselligen Verkehr. Ihr dankte er es, dass er in Athen in den diplomatischen Kreisen frei und ungehindert sich bewegen konnte, wie er denn später auch im gewöhnlichen Verkehr die Formen einer gewissen gemessenen Courtoisie mit Behagen übte. Auch der Kiel eigenthümliche Vorzug eines leichten und ungezwungenen Verkehrs zwischen Studirenden und Docenten kam Ross zu Gute. Die vorzüglichen Männer, welche der kleinen Universität damals eine geistige Bedeutung verliehen, Dahlmann, Berger, Falck, Pfaff, Twesten, waren ihm nicht bloss durch ihre Vorlesungen förderlich, sondern wirkten durch Umgang und Verkehr vielleicht nicht minder auf seine Ausbildung ein. Für seine philologischen Studien war er anfangs, da Wachsmuth im Jahr 1825 Kiel verlassen hatte, an Twesten und Dahlmann gewiesen. Twesten, in Heinrichs Schule gebildet, hatte in-



terimistisch die Leitung des philologischen Seminars übernommen, und Dahlmanns Vorlesungen über Aristophanes, welche von vielen, nicht allein philologischen Zuhörern besucht wurden, mochten wohl Ross Veranlassung zu der eindringlichen Beschäftigung mit diesem Dichter gegeben haben, aus welcher später seine Doctordissertation hervorging. Als aber Nitzsch die erledigte Professur 1827 übernahm, wurde dieser natürlich der Lehrer, an den sich Ross vornehmlich anschloss. Die Befriedigung, mit welcher Nitzsch uns Philologen einer jüngeren Generation gern auf die erste Zeit des philologischen Seminars als auf eine Blütezeit und auf die damaligen Mitglieder als Muster eifriger Theilnahme und erfolgreicher Thätigkeit hinwies, kann Zeugniss ablegen von dem lebendigen Eifer, mit dem Lehrer und Schüler die Sache angriffen. Nitzsch, welcher von der Schule an die Universität versetzt war, hatte kein Hehl, dass ihm das neue Amt auch manche neue Aufgabe biete, in die er selbst sich erst hineinarbeiten müsse; diese Offenherzigkeit gewann ihm eben so sehr die Anhänglichkeit seiner Zuhörer als die Energie, mit welcher er die Pflichten seines Amts ganz zu erfüllen bestrebt war und die sich vorzugsweise in der Leitung des Seminars concentrirte, an welchem so ziemlich alle Philologie Studirenden Theil nahmen. Ganz abgesehen von der Gelehrsamkeit, dem Geist und eigenthümlichen Vortrag, wodurch Nitzsch in seinen Vorlesungen bedeutenden Eindruck machte, kam in seiner Stellung zu den Seminaristen die tüchtige Persönlichkeit des zuverlässigen, pflichteifrigen, von Herzensgrund aus edlen Mannes, den wir unter uns unseren *humanissimus* zu nennen pflegten, zur vollen Geltung. Ihm waren die Uebungen des Seminars nicht bloss ein Mittel formaler Bildung; es sollte dort um Wahrheit gestritten und gerungen werden, jeder sollte sein Bestes von geistiger Kraft und Arbeit hergeben. Und so war er nicht allein voll Feuer und Eifer bei der einzelnen Verhandlung, er

nahm lebhaften Antheil an den Studien des einzelnen, er war in jeder Weise bestrebt zu sorgen, dass es wirklich ernstliche, zusammenhängende Studien waren, die man trieb. Wenn er viel verlangte, scharf aufpasste und es in keiner Weise seinen Schülern leicht machte, so fehlte es auch nie an solchen, denen das grade recht war und die es ihm auch durch ihr Arbeiten wieder nicht leicht machten, und so bildete sich ein Verhältniss aus, wie es zwischen Lehrer und Schüler sein soll. Denn Nitzsch hatte ein warmes Herz für alles, was seine Schüler anging und war für ihr Wohlergehen besorgt und thätig. Wie mancher von ihnen, die noch in Schleswig-Holstein leben oder vertrieben sind, wie er vertrieben wurde aus dem Lande, dem er Segen gebracht, denkt mit Dankbarkeit daran, wie er mit väterlichem Ernst und väterlicher Liebe durch Rath und That hier auf dem rechten Weg erhalten, dort zur rechten Zeit geholfen hat.

So war auch dieser Lehrer, unter dem Ross seine Studienzeit beendigte, geeignet die eigene Kraft und Tüchtigkeit zu wecken, wie es einer Natur, wie wir sie in Ross kennen, gemäss war. Wie dieser aber während der Universitätsjahre nach allen Seiten hin sich mit sich selbst ins Klare zu setzen und durchzubilden beflissen war, davon legt eine Reihe tagebuchartig niedergeschriebener Aufzeichnungen Zeugniss ab, die sich auf alles beziehen, was nur geistiges und gemüthliches Interesse darbieten konnte, in verschiedenen Formen, auch in poetischen mancherlei Art, alles klar, sauber, wohlgeordnet.

Nachdem er am 16. Mai 1829 promovirt war, ging er bald darauf nach Kopenhagen, wo er im Hause des Kaufmanns Gottschalck eine Hauslehrerstelle angenommen hatte. Der Aufenthalt in der grossen Stadt bot ihm manches Neue, das er mit Lebhaftigkeit ergriff; namentlich gab die Gemäldegallerie ihm die erste Gelegenheit bedeutende Kunstwerke zu betrachten. Der erste Eindruck war sehr gross; auch hier suchte er

durch aufmerksame Beobachtungen, die er regelmässig niederschrieb, sich über denselben aufzuklären und die Bewunderung auf das rechte Maass zurückzuführen. Ein unmittelbares, lebendiges Interesse hat er indessen später auch für die alte Kunst eigentlich nicht gewonnen. Es war mir immer merkwürdig, dass er bei seinem langen Aufenthalt in Athen und der unausgesetzten Beschäftigung mit den Werken der griechischen Kunst doch im Wesentlichen das culturhistorische Moment derselben ins Auge fasste, das eigentliche künstlerische aber nur wie ungern in den Kreis seiner wissenschaftlichen Betrachtungen zog. Zum grossen Theil lag das gewiss in seiner tiefen Abneigung gegen alles Schwankende und Unsichere, das man nicht bis auf den letzten Grund sich und anderen klar machen könne, das er alles Ernstes von der wissenschaftlichen Erörterung auszuschliessen bestrebt war. So läugnete er dass aus stilistischen Merkmalen irgendwelche chronologische Bestimmung gewonnen werden könnte, und wenn Missgriffe von Archäologen factisch widerlegt wurden, so empfand er darüber eine gewisse Schadenfreude, mit der er mich gern in freundschaftlicher Weise neckte. Nicht wenige archäologische Schriften waren denn auch nur zu sehr geeignet ihn in seinem Misstrauen gegen alle eigentlich archäologische Forschung zu bestärken, die er im Grunde ungefähr so ansah wie ein anderer philologischer Freund, der sie mit den Luftsprüngen der Equilibristen, die nur im glücklichsten Fall noch mit einem Fusse feststehen, zu vergleichen liebt. Bei ursprünglichem, lebendigem Kunstsinn wäre diese ablehnende Resignation wohl kaum denkbar gewesen.

Der wichtigste Erfolg, welchen der Aufenthalt in Kopenhagen für Ross hatte, war, dass er ein Reisestipendium erlangte. Die Liberalität, mit welcher die dänische Regierung jährlich eine Anzahl von Reisestipendien vertheilt, von denen einige auch auf Schleswig-Holsteiner fallen, ist von jeher mit Recht

gepriesen. Unter der Regierung Friedrichs VI. hing die Vertheilung derselben lediglich von der Gunst des Ministers v. Mösting ab, zu dem der Zutritt nicht ganz leicht zu erlangen war. Ross war bekannt geworden mit dem Kanzleideputirten, Conferenzrath Höpp, einem Manne von wissenschaftlicher Bildung und wissenschaftlichem Interesse, welcher von seinen Fähigkeiten und seinem Streben tüchtige Leistungen erwartete; Höpps einflussreicher Fürsprache hatte Ross es vornehmlich zu danken, dass seine Bewerbung Berücksichtigung fand. Nunmehr begab er sich zunächst wieder nach Kiel, wo er im Sommer 1831 eine schon länger unternommene Arbeit, eine kurzgefasste Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein, beendigte und sich im Herbst auf die Wanderung begab, als deren Ziel Griechenland gleich von ihm ins Auge gefasst war. Vorerst aber wollte er noch in Leipzig, namentlich unter Gottfried Hermanns Einfluss Vorstudien für dieselbe machen; im Herbst desselben Jahres traf er dort ein. Bald verband ihn dort eine enge Freundschaft mit Funkhänel, Sauppe und Neukirch, welche am Ende ihrer Studienzeit stehend durch Alter und verwandte Studien ihm nahe traten. Während Ross vorzugsweise griechische Alterthümer studirte, war Funkhänel mit Demosthenes, Sauppe mit Isokrates und Plato, Neukirch ebenfalls mit Plato eifrig beschäftigt. Es fehlte also nie an Stoff zu philologischen Discussionen, die auf regelmässigen Spaziergängen und in gemüthlichen Zusammenkünften, meistens auf Neukirchs Zimmer abends bei einer Tasse Thee, mit Eifer geführt wurden. Ross, der schon mit einem eigenen Buch nach Leipzig kam, imponirte den Freunden auch durch sein fertiges, gemessenes Wesen, das ihn älter erscheinen liess als er war, und ganz besonders durch seine Reisepläne, die ihnen in damaliger Zeit, namentlich unter den bedenklichen politischen Verhältnissen, zwar etwas abenteuerlich, aber noch ungleich mehr beneidenswerth erschienen. Bei jenen Disputa-

tionen, die sich natürlich hauptsächlich auf schwierige Stellen alter Schriftsteller bezogen, nahm Ross den Leipziger Philologen, die gern in Conjecturen ihr Glück versuchten, gegenüber eine eigenthümliche Stellung durch das entschiedene Misstrauen ein, womit er jeder Vermuthung entgegentrat; der Verkehr wurde dadurch nur um so lebhafter und anregender. Um Ostern 1832 gedachte Ross Leipzig zu verlassen; am 17. April versammelte sich um Sauppe, der ebenfalls fortging, in Lindenau noch einmal der ganze Freundeskreis, in Lust und Ernst wurde die Nacht hingebracht, an die sich Ross bei einem Besuch im Jahr 1842 mit lebhafter Freude erinnerte. Kurz darauf begleiteten Ross und Funkhänel Sauppe nach Langenbernsdorf bei Werdau im sächsischen Erzgebirge, wo dieser in einer befreundeten Familie die nächste Zeit zuzubringen gedachte; dort verlebten sie noch einen fröhlichen Tag zusammen. Sie hatten sich verabredet zum Andenken an ihre gemeinsamen Studien drei Aufsätze zusammen drucken zu lassen; Sauppe wurde an der Vollendung gehindert und so erschien neben einer grammatischen Abhandlung Funkhänels nur ein Aufsatz von Ross über eine Art der Abstimmung in den athenischen Gerichten, der noch mit seinen aristophanischen Studien in Verbindung stand. Später, als die Mitglieder der griechischen Gesellschaft zu Ehren Hermanns eine Sammlung von Abhandlungen veranstalteten, haben alle vier Genossen in derselben ihrem philologischen Zusammenleben in Leipzig ein dankbares Andenken gestiftet.

Von Ross's Ankunft in Griechenland, von der Stellung, welche er dort einnahm, von seinem dortigen Leben und seiner Wirksamkeit giebt das vorliegende Buch sowie zahlreiche andere Schriften ein so lebendiges Bild, dass ich mich auf wenige Bemerkungen beschränken darf. Es war begreiflich dass die Regierung, sobald sie auf die Erhaltung und Erforschung der alten Denkmäler in Griechenland ihr Augen-

merk richtete, einen jungen Gelehrten anstellte, der mit dem lebhaftesten Interesse Kenntnisse verband, welche man unter den Einheimischen nicht finden konnte. Anfangs zum Unterconservator der Alterthümer berufen war er eine Zeitlang in Nauplia ansässig und dadurch auf die Erforschung des Peloponnes hingewiesen; im August 1834 wurde er nach Athen versetzt und noch im selbigen Jahr als Oberconservator angestellt. Von der Thätigkeit, welche er in dieser Stellung entwickelte, wird der unter seiner Leitung wiederaufgerichtete Niketempel ein schönes Denkmal für ferne Zeiten bleiben; weniger glänzend, aber nicht minder bedeutend für die Wissenschaft waren die nur unter seiner Aufsicht so planmässig geführten und der Forschung zugänglich gemachten Ausgrabungen, vor allem auf der Akropolis. Leider sah Ross sich veranlasst im Herbst 1836 diese Stellung aufzugeben, als seine Ansichten über das Recht der freien Benutzung von Alterthümern, welche Private auf eigenem Grund und Boden ausgegraben hatten, bei der Regierung Widerspruch fanden. Dass seine Ansicht in diesen wie in ähnlichen Fällen, die zu Differenzen führten, die richtige war, ist unbezweifelt; einige seiner Freunde wünschten, er möge mit Rücksicht auf die schwierige Lage der Regierung nachgeben, um sich seiner Wirksamkeit zu erhalten; allein ein Unterordnen seiner Ueberzeugung unter Zweckmässigkeitsrücksichten war seiner Natur fremd. Nachdem er kaum ein Jahr lang als Privatmann seinen gelehrten Forschungen gelebt hatte, wurde ihm im Juni 1837 eine Professur an der Universität zu Athen übertragen, welche ihm einen neuen bedeutenden und segensreichen Wirkungskreis eröffnete. Ross gewann als Lehrer einen grossen Einfluss, nicht allein durch seine unbestrittene Ueberlegenheit an philologischen Kenntnissen und wissenschaftlicher Methode, sondern auch, weil er, mit nicht gewöhnlichem Sprachtalent begabt, sich bald des Neugriechischen in einer Weise bemächtigt hatte, dass er als einer

der besten Stilisten geschätzt wurde. Auch in dieser neuen Stellung fehlte es ihm nicht an Gelegenheit Griechenland nach allen Seiten immer wieder zu bereisen und zu durchforschen. Für das von ihm aufrichtig verehrte Königspaar, für vornehme und gelehrte Fremde war er durch seine Kunde der erwünschte und stets bereite Führer — wer hat, während seiner Anwesenheit in Griechenland, das klassische Land besucht, der nicht seine zuvorkommende und stets bereite Unterstützung zu rühmen hätte? Für ihn selbst brachte jeder Ausflug neuen Gewinn und nie fehlte seinen Ferienreisen königliche Förderung. In seinen Reisewerken wie in zahlreichen kleineren Aufsätzen und Mittheilungen — sie sind in der Einleitung zum zweiten Bande der archäologischen Aufsätze von Ross's treuem Freunde K. Keil mit gewohnter Sorgfalt verzeichnet — hat er die Resultate dieser fortgesetzten Untersuchungen, die sich über das griechische Festland und einen Theil der Inseln und Kleinasiens erstreckten, in anschaulicher und ansprechender Darstellung niedergelegt. Ein reicher Schatz von Nachrichten über alles, was das heutige Griechenland dem sorgsamen und kundigen Beobachter an Material für die Kenntniss des alten darbietet, ist hier zu bleibendem Gewinn für die Wissenschaft niedergelegt, und was denselben einen so hohen Werth verleiht ist ihre Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit. Die durch frühzeitige Uebung ausgebildete Anlage zu scharfer und genauer Beobachtung, klarer Blick, besonnene Prüfung, nüchternes Urtheil, und vor allem unbestechlicher Wahrheitssinn vereinigten sich mit gründlicher Kenntniss der alten Sprache und Geschichte. Dadurch haben die Berichte von Ross über Ausgrabungen, Localitäten, Monumente u. s. w. die Bedeutung und Wichtigkeit von aktenmässigen Beweisstücken erlangt, auf welche man stets wird zurückkommen müssen. Nirgends sind vielleicht seine Verdienste augenfälliger als auf dem Gebiet der Epigraphik. Das für die gesammte Kenntniss des griechi-

schen Alterthums so überaus wichtige Material der Inschriften ist, man mag auf Zahl, Umfang oder Wichtigkeit dieser Urkunden sehen, von keinem Einzelnen so erheblich vermehrt worden als von Ross. Wenn aber bei Inschriften alles auf die Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Abschriften ankommt, so kann auch in dieser Hinsicht Ross es mit den besten aufnehmen. Das Abschreiben von Inschriften, welches der oberflächlichen Beurtheilung als eine mechanische, nicht sonderlich schwierige Thätigkeit erscheinen mag, erfordert nicht allein scharfe und geübte Augen, sondern eine angespannte Aufmerksamkeit, bei welcher Beobachtung und Combination sich fortwährend controliren. Denn wer des Verständnisses nicht mächtig ist, der wird die Züge nicht erkennen, die er entziffern soll, und wiederum darf ein vorausgesetztes Verständniss das Auge nicht im Voraus gefangen nehmen; umfangreiche, nur zum Theil wohl erhaltene Inschriften mit solcher Zuverlässigkeit abzuschreiben, wie Ross es gethan hat, ist eine Leistung, welche ausser grosser Beharrlichkeit in gleichem Maasse Scharfsinn und Besonnenheit voraussetzt. Da er sehr wohl einsah, dass zu einer vollständigen Verwerthung der von ihm entdeckten Inschriften in Athen Hülfsmittel aller Art ihm fehlten, dass aber eine baldige Veröffentlichung im Interesse der Wissenschaft geboten sei, übte er eine sehr anzuerkennende Resignation, indem er das mühsam gewonnene Material deutschen Gelehrten zur Bearbeitung neidlos überliess. Im Bewustsein dessen, was er selbst durch Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit leistete, war Ross sehr eingenommen gegen jeden Angriff auf die Glaubwürdigkeit anderer Epigraphiker, und vertheidigte sogar die verlorne Partie solcher Fälscher, wie Fourmont und Pasch van Krienen mit unermüdlichem Eifer. Weil diese Männer auch wirklich echte Inschriften gefunden und publicirt haben, weil Einzelnes bezweifelt worden ist, was sich später als unzweifelhaft richtig erwiesen hat, glaubte er Alles in Schutz

nehmen zu dürfen, was sie vorgebracht haben. So grossen Antheil daran seine Abneigung gegen alles, was ihm wie Hyperkritik erschien, auch hatte, so glaube ich doch, dass der Gedanke, auch ihm könne solche Unbill widerfahren, nicht ohne Einfluss darauf geblieben sei. Wiederholt äusserte er im Scherz gegen mich, wie er sich wundere, dass noch keiner der zweifelnden Kritiker seinen Scharfsinn an ihm versucht und da sich unter den von ihm bekannt gemachten Inschriften doch so manches Befremdliche, hergebrachten Ansichten Widersprechende befinde, die Echtheit auch nur einer einzigen angefochten habe. Meine Antwort, dass eben dieser Umstand ihn doch davon überzeugen müsse, dass die Kritik bessere und sicherere Argumente habe, als er ihr zugestehen wolle, schien ihn nicht ganz zufrieden zu stellen.

Die Stellung, welche Ross als Lehrer einnahm, die Verdienste, welche er sich um die Erforschung der Alterthümer erwarb, die vielfachen Beweise der Anerkennung, welche von aussen kamen, mussten ihm in Griechenland ein hohes Ansehen verschaffen. Auch sonst war ihm das Leben in Athen angenehm. Die Verhältnisse brachten es mit sich, dass der gebildete Mann dort seinen Umgang hauptsächlich in den Kreisen des Hoflebens und der Diplomatie fand, die wiederum auf ein gewisses Interesse an der Erkenntniss des alten Griechenlands im neuen schon durch das Bedürfniss der Unterhaltung angewiesen waren. Zur Abwechslung von seinen gelehrten Studien und von seinen Reisen, die ihn mit dem Volke in steter Berührung erhielten, fühlte Ross sich durch diese Art des socialen Verkehrs, dessen Formen ihm zusagten, angenehm befriedigt. Er musste sich daher in jeder Hinsicht und mit vollem Recht verletzt und beschädigt fühlen, als die im September 1843 zum Ausbruch gekommene nationale Reaction gegen alle Fremden auch ihm das Verbleiben im Amt unmöglich machte. Durch die Vermittelung Al. v. Humboldts

wurde auf einen Bericht von Brandis über die ihm aus eigener Anschauung wohlbekannte erfolgreiche Thätigkeit, welche Ross in Athen geübt hatte, demselben eine Professur in Halle unter Bedingungen, welche ihn wenigstens äusserlich schadlos halten konnten, übertragen. Zugleich gewährte ihm „die Gnade eines die Kunst und Wissenschaft liebenden und befördernden Königs grossmüthig auf zwei Jahre eine freie Stellung um die begonnenen Reiseunternehmungen zu verfolgen und, soweit das bei der Unerschöpflichkeit des Gegenstandes möglich, zum Abschluss zu bringen."

Nachdem Ross von Griechenland aus zweimal, in den Jahren 1839 und 1842 die Heimath besucht hatte, kehrte er im Juli 1845 zu dauerndem Aufenthalt nach Deutschland zurück. Ein Gelehrter, der auch nur einige Jahre ausserhalb Deutschland gelebt hat, wird bei seiner Heimkehr bald gewahr werden, wie er nicht allein mancherlei Lücken in seiner litterarischen Kenntniss auszufüllen, sondern in mancher Beziehung sich in die Art der Forschung wieder hineinzuarbeiten hat. Ross, der so lange Jahre der wissenschaftlichen Atmosphäre Deutschlands ganz entrückt gewesen war und unter den Eindrücken Griechenlands ganz isolirt für sich geforscht hatte, fand sich der in Deutschland allgemein gewordenen Auffassung und Behandlung der philologischen Aufgaben nicht bloss entfremdet, sondern verfeindet. Er hatte in Griechenland die Ueberzeugung gewonnen, dass der Verkehr des Orients mit dem alten Griechenland viel umfangreicher, sein Einfluss auf dasselbe viel tiefer eingreifend gewesen, dass überhaupt die Cultur der alten Völker ungleich älter sei, als die herrschende Philologie annehme. Er fand, dass die allgemein geltend gewordene Anschauung von der ältesten Geschichte Griechenlands sich auf unbegründete Hypothesen, willkührliche Behandlung der alten Quellen, und eine zerstörende Hyperkritik gründete, als deren Urheber er F. A. Wolf und Niebuhr anklagte.

Es war wohl nicht zufällig, dass Nitzsch zu der Zeit, da Ross studirte, in lebhafter Polemik gegen Wolf und namentlich dessen Ansicht vom Alter der Schreibekunst begriffen war, so dass dieser das Misstrauen gegen dieselbe mit nach Griechenland brachte, wo ihn die epigraphischen Studien nothwendig darauf zurückführten. Wie weit er Niebuhr, welchen Nitzsch ausserordentlich verehrte, gründlich studirt habe, kann ich nicht näher bestimmen; bis zu dem positiven und productiven Kern seines kritischen Verfahrens ist er wenigstens nicht durchgedrungen. Ein förmliches Manifest gegen die gesammte Richtung erliess er 1846 in der Vorrede seiner Hellenika. Von da an verfolgte er mit steigender Lebhaftigkeit die Auswüchse dieser verderblichen Wissenschaft, wo sie ihm störend entgegentraten in der Geschichte, Geographie, Mythologie, Archäologie, Epigraphik, zuletzt auch in der Sprachforschung, bald angreifend, bald vertheidigend, immer mit gleicher Zuversicht und Rücksichtslosigkeit, so dass er bald in einen lebhaften Kampf nach allen Seiten hin verwickelt war, meist allein oder auch wohl mit Bundesgenossen, um die er nicht zu beneiden war. Oft erinnerte er mich in diesem Streit an J. H. Voss, durch sein zähes Festhalten, sein derbes Dreinschlagen, die Unbarmherzigkeit, mit welcher er immer wieder auf denselben wunden Fleck des Gegners schlug, auch durch die Verblendung, welche ihn nicht gewahren liess, dass er die von ihm verrufene Kritik im Einzelnen doch wieder selbst übte, dass er bei allem Hass gegen das Systematisiren, selbst Systeme auf Voraussetzungen gründete, die er so wenig beweisen konnte als seine Gegner die ihrigen. Aber nie schob er seinem Gegner die wissenschaftliche Ueberzeugung ins Gewissen, nie setzte er auf Rechnung des Charakters, was er für eine Schwäche des Geistes hielt, ehrliche Ueberzeugung setzte er voraus, wie er sich derselben bewusst war. Auch die Rücksichtslosigkeit, durch die er vielfach verletzte, war nicht so gemeint; sie erschien ihm

als die natürliche Folge jedes Kampfes und er war erstaunt, wenn andere verletzte, was er selbst nicht übel nahm. Daher war es ihm auch bei diesem Kriegführen ganz wohl, obgleich er fühlte, dass er nicht durchdringen würde. „Ich weiss ja,“ sagte er „dass ich gegen den Strom schwimme, aber es muss auch solche Käuze geben.“ Es würde sich nicht ziemen hier in der Kürze Fragen von solchem Umfang, solcher Bedeutung und Schwierigkeit abzuthun, für mich nicht geziemen ein Urtheil abzugeben, der ich meinem verstorbenen Freunde gegenüber stets das Widerpart gehalten habe. Indessen darf man wohl aussprechen, dass, wie wünschenswerth eine Revision der jetzt geltenden Principien philologischer Forschung auch sein mag, sie mit den von Ross angewendeten Mitteln nicht durchzuführen ist.

Ross hatte von Anfang an lebhaftes Interesse für das neue Griechenland und guten Glauben an dessen gedeihliche Fortentwickelung gehabt; beides war durch das lange Leben unter den Griechen nur gestärkt worden. Anch die undankbare Behandlung, welche ihn veranlasste Griechenland zu verlassen, hatte auf seine Gesinnung keinen Einfluss geübt; nie habe ich ihn darüber klagen hören und seine Theilnahme für Griechenland und die Griechen blieb stets dieselbe. Aber er hatte dort nicht aufgehört ein patriotischer Deutscher zu sein und nach seiner Rückkehr betheiligte er sich lebhaft an allen politischen Fragen. Wie es seiner Natur gemäss war, zeigte er sich auch hier entschieden und hartnäckig. Die Einheit Deutschlands ging ihm über alles, in der inneren Politik würde ihm jetzt die Fortschrittspartei ohne Zweifel zu zahm sein. Dass er bei solchen Anschauungen doch für Oesterreich starke Sympathien hatte, erklärt sich wohl auch aus dem Aufenthalt in Athen. Dort hatte er fortwährend in naher freundschaftlicher Verbindung mit Prokesch von Osten gestanden, die auch später unterhalten blieb, und die Vergleichung der Macht-

stellung Oesterreichs im Orient mit der preussischen, welche er oft hatte anstellen müssen, wirkte auch später bei ihm nach. Waren wir hier nicht immer einig, so harmonirten wir um so mehr in der Liebe zu unserem unglücklichen Geburtslande. Beim Ausbruch des Krieges 1848 eilte er gleich nach Holstein um zu sehen, ob er dort nützlich sein könne, was leider damals seine Gesundheit schon unmöglich machte. Voll Dankbarkeit widmete er dann sein Buch über Kleinasien „dem fürstlichen Führer, dessen muthigem Entschlusse und rascher That das ewig ungetrennte Schleswig-Holstein dauernd verpflichtet ist.“ Er konnte damals freilich nicht wissen, wie schmachvoll der fürstliche Führer durch niedrige Verläumdung den denkwürdigen 24. März schänden würde. Ross war ein Holsteiner durch und durch; von den Tugenden und Schwächen des Stammes hatte er sein Theil bekommen, darum hing er unerschütterlich fest am Land und Volk, an seinen Sitten und Gebräuchen, an seiner Sprache. Mit welcher Freude begrüsste er den Quickborn von Klaus Groth, der uns Holsteiner gelehrt hat, dass auch unser Sein und Empfinden, unsere Sitte und Sprache poetisch ist, wenn nur der echte Dichter das rechte Wort findet. Als ich ihn einst besuchte, lag der Quickborn neben ihm; im Verlauf des Gesprächs fing er an das schöne Gedicht

„Sin Moder geit un jammert
Sin Vader wischt de Thran“

zu lesen; er konnte es nicht vollenden, Thränen erstickten die Stimme des Mannes, der eisenfest gegen jede Rührung zu sein schien.

Ross war in Halle freudig aufgenommen, man durfte mit Recht einen glänzenden Zuwachs der Lehrkräfte von seiner eigenthümlichen philologischen Bildung erwarten; seine akademische Wirksamkeit nahm einen günstigen, ihn neu anregenden Beginn, seine Stellung zur Gesellschaft, in der er gesucht

und gern gesehen war, alles versprach ihm ein befriedigendes Leben, und seine Verheirathung mit Emma Schwetschke im Frühjahr 1847 brachte ihm auch das Glück einer Häuslichkeit, die nichts zu wünschen übrig liess. Da zeigten sich noch in demselben Sommer die Symptome der Krankheit, die ihn allmählig immer entsetzlicher entkräftete und lähmte. Zunächst wurde seine Thätigkeit als Lehrer dadurch vielfach gestört, der Kreis seiner Zuhörer, wie der Umfang dessen, was er mit ihnen betreiben konnte, immer mehr beschränkt, bis er zuletzt ganz auf diese Wirksamkeit zu verzichten gezwungen wurde. Nur um so mehr hielt er, so weit und so lange es nur gehen mochte, an schriftstellerischer Thätigkeit fest. Zwar grosse Pläne auszuführen musste er sich bald versagen, aber mit kleineren Arbeiten, deren Ausführbarkeit sich leicht übersehen liess, war er fortwährend beschäftigt. An stets bereit liegendem Material hatte er in Griechenland eine Fülle mitgebracht; der Reiz der Polemik, in welche er sich verwickelt hatte, und der Versuch, welchen er durch Gründung der Monatsschrift machte, eine Vermittelung zwischen der Wissenschaft und der allgemeinen Bildung herzustellen, boten ihm eine stets erneuerte Veranlassung zu schreiben. Mehr und mehr musste er auch auf regelmässige Geselligkeit verzichten und sah sich auf sein Haus beschränkt, wo der Besuch treuer Freunde ihn erquickte, und wo er die liebendste Hingebung an die Bedürfnisse seines Gemüthes und seines Geistes und die sorgsamste, aufopferndste Pflege durch eine vortreffliche Frau fand, die aus Jahren unsäglichen Leidens den vollen Trost einer in allen Prüfungen bewährten Liebe gewonnen hat. Wer ihn beobachtet hat, wie er anfangs muthig Widerstand leistete, so lange noch Hoffnung zu sein schien, wie er dann ungebeugt durch Schmerzen und Leiden jeden freien Augenblick zu wissenschaftlicher Thätigkeit nutzte, oder im heiteren Verkehr seinen Freunden wid-

mete, bis die Furcht vor geistigem Absterben am 6. Aug. 1859 seine Kraft brach, der wird das Bild des starken Dulders in ehrendem Gedächtniss treu bewahren.

Bonn, Sept. 1862.

Otto Jahn.

Inhalt.

ERINNERUNGEN AUS GRIECHENLAND.

I—X.

I.*)

Von Triest nach Hydra. Politische Lage des Landes. Die Hydrioten.

Wol drei Wochen musste ich im Sommer 1832 in Triest warten, bevor sich eine Schiffsgelegenheit nach Griechenland fand. Wie bedeutend auch der Verkehr Triests mit dem Morgenlande während des griechischen Freiheitskrieges und nach demselben gestiegen war, so war er doch noch weit entfernt, schon die gegenwärtige Rührigkeit zu besitzen. An Dampfschiffe wurde vollends noch nicht gedacht; das erste Dampfschiff fuhr erst im J. 1837.

Ich vertrieb mir die Zeit so gut ich konnte. Einige Stunden täglich brachte ich im Verkehr mit Griechen zu, theils mit gebildeten Kaufleuten, wie mit dem wohlbelesenen Jakob Rota von Keos, theils mit einfachen Schiffern und Seeleuten, die ich auf ihren Schiffen im Hafen oder im Café Greco aufsuchte, um mich bei einer Tasse Kaffee und einer Pfeife mit ihnen zu unterhalten, mich an die Klänge des Neugriechischen zu gewöhnen und Sprache und Sitten kennen zu lernen. Spaziergänge auf den Höhen um Triest oder am Meeresstrande, der Besuch des Tagstheaters (*Amfiteatro Mauroneo*), ein Bad in der frischen See u. s. w. füllten die übrige Zeit aus.

Während meines Aufenthalts in Triest besuchte die Stadt der Kaiser Franz und in seiner Begleitung der damalige Herzog von Modena, der wegen seiner ultrareactionären Gesinnung nur zu wohl bekannt war. Die öffentliche Meinung, wie sehr auch unterdrückt, findet doch immer ein Loch, aus dem sie hervor-

*) R. Prutz Deutsches Museum 1858 N. 14.

blicken kann. Wo der Kaiser sich sehen liess, wurde er mit Ehrfurcht begrüsst; aber sowie der zweite Wagen mit dem Herzoge von Modena nahte, bedeckte das Publikum schnell das Haupt wieder und blieb stumm. Das galt damals in Triest für eine sehr „laute“ Demonstration.

Unterdessen langte auch die Nachricht an, dass der Prinz Otto von Baiern von der Londoner Conferenz zum souveränen Fürsten (ἡγεμών) von Griechenland bestimmt worden sei. Alle Griechen nahmen sie mit grosser Freude auf; nur hätten sie gleich den Titel König (βασιλεύς) gewünscht, der denn auch später angenommen wurde.

Endlich nach vielen Täuschungen und langen Zögerungen, wie sie mit dem Auslaufen von Segelschiffen gewöhnlich verbunden sind, war die Stunde der Abfahrt gekommen und ich wurde am 12. Juli an Bord des Fahrzeugs gerufen, auf dem ich die Reise verdungen hatte. Es war ein kleiner Kutter von Hydra, die drei Mächte (αἱ τρεῖς δυνάμεις) genannt, mit elf Mann Besatzung; ausser mir waren auch zwei Kaufleute von Chios als Passagiere an Bord. Die Fahrt, wenn auch von einigen Windstillen unterbrochen, war im Ganzen sehr günstig; es war schon die Zeit der nördlichen Jahreswinde (der Etesien der Alten) eingetreten, welche in der zweiten Hälfte des Sommers im Mittelländischen Meere zu herrschen pflegen. Der stürmische adriatische Busen, der *turbidus Adria*, ist doch ein rechtes Binnenwasser; wir verloren nur selten auf halbe Tage das Land aus den Augen. Die dalmatischen Inseln und Berge, Korfu, Ithaka, Kephalonia, Zante glitten an uns vorüber; dann streiften wir an der Südküste des Peloponnes hin, und als wir Malea umsegelt hatten, lag Kreta mit dem schönen Ida uns im Gesichte. Kein Ereigniss, kein Abenteuer zeichnete die Fahrt aus; nicht einmal mainotische Seeräuber, gegen die wir unsere zwei Kanonen mit Kartätschen geladen hatten, wollten sich blicken lassen. Vielleicht war ihnen die See, während wir um Tänaron schifften, zu aufgeregt. Am zehnten Tage waren wir Hydra auf einige Stunden nahe gekommen, da fiel der Wind. Durch mühseliges und langsames Rudern erreichten wir den Hafen am 22. Juli in der Nacht.

Weithin glänzten die Lichter, die noch in vielen Häusern brannten, auf der stillen Wasserfläche wieder. Es war der erste Vorschmack der lauen Sommernächte des Mittelmeeres.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Der Gottesdienst, der in Griechenland nur einmal und immer nur frühmorgens vor dem Frühstück („auf nüchternen Magen", nach dem deutschen Ausdruck) gehalten wird, war eben beendigt und die Leute strömten aus den Kirchen, als wir um 5 Uhr ans Land gingen. Das war mein erster Schritt auf griechischem Boden; wie innig froh, mit welchen Gefühlen betrat ich die heilige Erde! Freilich, romantisch war es eben nicht, oder vielleicht zu sehr. Statt der reinlichen steinernen Quais, die wir in Triest verlassen, war hier der natürliche unebene Strand, und auf ihm Unrath aller Art, todte Fische, faule Gemüse, weggeworfene Knochen u. s. w.; dazwischen ein Rudel munterer Schweinchen und ebenso muntere halbnackte Kinder. Wir machten uns Bahn durch das Gewühl und flüchteten in das Casino, ein bescheidenes Kaffeehäuschen mit einem breternen Balcon und dahinter einem paar geweissten Stübchen. Hier sammelte sich eine Anzahl der Honoratioren zum Frühtrank.

Das Erste, wenn man so nach längerer Seefahrt landet, ist der Austausch politischer Neuigkeiten. Die frohe Nachricht von der Wahl des Prinzen Otto, die wir mit uns brachten, durchlief wie ein Lauffeuer die Stadt. Andererseits hatten wir Manches zu erfahren. Der Leser erinnert sich, dass der Präsident Kapodistrias im September 1831 durch Konstantin und Georg Mauromichalis, den Bruder und den Sohn des alten Mainotenfürsten Petro-Bei, getödtet worden war. Der Bruder des Ermordeten, Augustin Kapodistrias, hatte sich an seiner Stelle zum Präsidenten aufgeworfen, war von der präsidentlichen oder russischen Partei (den κυβερνητικοί) anerkannt worden und hatte die Zügel der Regierung an sich genommen. Gegen ihn hatten sich die Anhänger der Verfassung (σύνταγμα) erhoben, hatten sich im Winter unter Johann Kolettis in Megara gesammelt und waren gegen die Truppen des Präsidenten ausgerückt, die ihnen unter Kalergis' Führung den korinthischen Isthmus sperren sollten. Beim ersten Zusammenstoss

waren diese auseinandergestoben, Augustin Kapodistrias hatte sich eingeschifft, und die Constitutionellen von Megara, auch die Rumelioten genannt, weil sie ihre Hauptstütze auf dem Festlande (in Rumelien) hatten, kamen in den Besitz von Nauplia, wo damals der Sitz der Regiernng war. Ihnen verbündet war Hydra, die wichtigste der sogenannten Schiffer-Inseln (ναυτικαὶ νῆσοι); der Admiral Miaulis, begleitet von dem kühnen Anton Kriezis und einer Handvoll Hydrioten, hatte im verflossenen Jahre die schöne Fregatte Hellas mit eigener Hand im Hafen von Poros verbrannt, damit sie nicht von Kapodistrias gegen die Freiheit und gegen seine heimische Insel gebraucht werde. Aber trotz ihres Sieges waren die Constitutionellen weit entfernt, Herren des Peloponnes zu sein; hier hatten in den Moraïten die Kybernitiker ihre Hauptstärke, an ihrer Spitze Theodor Kolokotronis, Kalergis, Tzavellas und andere Führer. Die Insel Spezzä, die zweite der Schifferinseln, hielt wenigstens insgeheim zu diesen; der russische Admiral Ricord protegirte sie so offen wie möglich. Es hiess, dass er unter der Hand, wenn die Kybernitiker die Oberhand gewännen, zum Präsidenten von Griechenland bestimmt sei.

Unter diesen Umständen und mit dem Zuthun der Residenten der drei Schutzmächte, die gerne vermittelten, um bis zur Wahl des künftigen Souveräns einen offenen Bürgerkrieg möglichst zu verhindern, hatte man also nach dem Siege der Syntagmatiker aus Megara sich darauf beschränkt, eine provisorische Regierungscommission (διοικητικὴ ἐπιτροπή) aus sieben Mitgliedern zu bilden, in welcher Kolettis, Georg Konduriotis von Hydra und noch zwei Liberale sassen, während Metaxas und zwei andere Kybernitiker ihnen fast das Gleichgewicht hielten. Konduriotis war nominell Präsident, der bedeutendste Mann war Kolettis. Nauplia, von Truppen der französischen Expedition besetzt, blieb der Sitz dieser Schattenregierung.

Aber schon hatten fast alle Moraïten sich gegen sie aufgelehnt, um ihre Befehle zu misachten; die Macht der Regierung ging kaum über die Thore von Nauplia hinaus. Bei den sogenannten Mühlen (dem jetzigen prosaischen Namen des durch Hercules und die Hydra verherrlichten lernäischen

Sumpfes), Nauplia gegenüber, hatten sich Bewaffnete der Kybernitiker gesammelt; die Rumelioten unter Krieziotis waren von Nauplia gegen sie ausgerückt und hatten sie vor einigen Tagen geschlagen. Die seit einiger Zeit einberufene Nationalversammlung fuhr fort in Nauplia ihre Sitzungen zu halten. Alles war der Zwietracht herzlich müde, ohne den Muth, die Kraft, die Selbstüberwindung zu haben, auf das eigene Parteiinteresse zu verzichten; Alles harrte der Botschaft von dem künftigen Fürsten, von dem nahen Kommen des gehofften Erretters entgegen.

Das war ungefähr der Stand der Dinge, wie wir ihn in den ersten Stunden auf Hydra erfuhren. Es kostete mich einige Mühe, mich darin zurechtzufinden; die Sprache war mir noch keineswegs geläufig; ich hörte Namen von Personen und Parteien, die mir bis dahin völlig fremd gewesen waren, obendrein mit Spitznamen untermischt, deren Bedeutung ich erst allmälig verstehen lernte. Nur die Benennungen der Syntagmatiker und Kybernitiker, der Rumelioten und Moraïten, der französischen und russischen Partei prägten sich leicht ein; die Buben auf der Gasse, die Matrosen auf den Schiffen sangen mit lauter Stimme davon. Auch fand ich bald einen des Deutschen kundigen Mann, der meinen noch schwachen Sprachkenntnissen zu Hülfe kam: den Doctor Xanthos, der in Heidelberg studirt und viel im Hause des alten Voss verkehrt hatte, und der hier mit einer Nichte von Konduriotis verheirathet war.

Ich musste drei Tage auf Hydra bleiben, bis ich ein Boot zur weitern Fahrt nach Nauplia fand. Die Gastlichkeit der Einwohner half mir die Zeit hinbringen und verschaffte mir einen Einblick in manche Zustände. Aus unsern heimischen Polizeistaaten kommend, wo jeder gute Bürger zu jeder Stunde des Tages und der Nacht von öffentlichen und geheimen Gewalten überwacht wird, konnte ich mich nicht genug wundern, wie mächtig hier, nach einem zehnjährigen zerrüttenden Kriege und bei der gegenwärtigen Auflösung aller administrativen Verhältnisse, doch noch das ungeschriebene Gesetz, das Gebot des Herkommens, der väterlichen Sitte in vielen scheinbar selbst unbedeutenden Dingen war. So fiel es mir auf, dass

unser Capitän und die ganze Mannschaft, die in Triest Alle mit Strümpfen gingen, am Morgen der Landung in Hydra die Strümpfe ablegten und mit blossen Füssen in die Schuhe traten. Auf Befragen erhielt ich zur Antwort, das Herkommen gestatte hier nur solchen Personen das Tragen von Strümpfen, welche als begütert, als Besitzer eigener Häuser, Schiffe und Gärten bekannt seien; wollten sie (meine Schiffer) sich hier in Strümpfen zeigen, so würden sie allgemein verhöhnt, vielleicht gemishandelt werden!

An Sehenswürdigkeiten bietet Hydra nicht viel dar. Die Kirche des hiesigen Klosters, welche gleich unten am Hafen liegt, ist vor etwa sechzig Jahren von einem Athenäer, einem Nachkommen des Iktinos und Pheidias, im verzerrtesten Geschmacke erbaut worden; nicht besser waren die Heiligenbilder im Innern. Mich interessirten nur zwei riesige Wachskerzen von neun Fuss Höhe und zehn Zoll Durchmesser, angeblich Weihgeschenke der Türken nach Mekka, welche die Hydrioten vor einigen Jahren im Kriege erbeutet haben wollten. Die grösste Sehenswürdigkeit Hydras war gewiss sein würdigster Bürger, Lazaros Konduriotis (ὁ κὺρ Λάζαρος), der ältere dieser vielgenannten Brüder, die durch ihren Reichthum, ihre Opfer an Geld und Schiffen den Krieg gegen die Uebermacht des Sultans auch in den schwierigsten Augenblicken aufrecht erhalten hatten. Lazaros soll allein gegen 200,000 spanische Thaler und sieben oder acht seiner besten Schiffe geopfert haben: für die jetzigen Umstände Griechenlands ein ungeheures Vermögen. Dabei hat er seine Insel nie verlassen; man versichert, dass er den gegenüberliegenden Strand von Argolis, wo viele Hydrioten Gärten haben, nie betreten habe. Als einst eine türkische Landung drohte und Alles voll Verzweiflung bereit war, auf die Schiffe zu flüchten, und auch ihn dazu zwingen wollte, trat er unter das tobende Volk auf dem Markte: „er werde seinen Geburtsfelsen nie verlassen; wer da wolle, Freund oder Feind, möge ihn hier erschlagen; hier sei sein Platz.“ Und er brach den Sinn des Volks, der eiserne römische Charakter; sie blieben und rüsteten sich zur Vertheidigung, die Insel blieb verschont.

Als ich ihn besuchte, kam er eben aus dem Stadtrathe (der δημογεροντία), hatte bei der Hitze die Oberkleider abgelegt und sass in schneeweissen baumwollenen Unterkleidern, weiten Pumphosen und einem kurzen Jäckchen, eine schwarze Binde um das eine Auge, auf einem Canape am offenen Fenster, Briefe lesend und hinausblickend auf den Hafen. Seine Miene war ernst und dabei milde, mit einem schmerzlichen Zuge; sein Gespräch einfach, schlicht, ruhig, voll natürlicher Würde. Er fragte mich nach Allem, was ich über den künftigen König wusste; das Geschick seines Landes schien ihn tief zu bekümmern. Später, nach Jahren, bin ich im Gefolge von Königen und Prinzen wiederholt in seinem Hause gewesen; seine Haltung war immer dieselbe: einfach, ernst, ungesucht würdevoll. So mögen die besten unter den Senatoren Venedigs in der besten Zeit der Republik ausgesehen haben. Lazaros Konduriotis ist jetzt todt; sanft ruhe seine Asche!

Aber war ich hier denn wirklich schon auf griechischem Boden, unter Griechen? Eigentlich nicht. Der nackte Fels von Hydra, die Nachbarinseln Spezzä und Poros (Kalauria), die gegenüber an der Südküste der argolischen Halbinsel liegenden Städtchen Kastri (Hermion) und Kranidi sind, wie viele andere Punkte Griechenlands, seit dem 14. und 15. Jahrhundert*) von Albanesen oder Schkypetaren aus dem Epirus und Illyrien besetzt worden. Ihre geringere Zahl, der Jahrhunderte lange Verkehr, die griechische Kirchensprache, ihre Abhängigkeit von dem freilich nur spärlichen und nothdürftigen Gebrauche griechischer Schrift, da das Albanesische nie, bis auf die neuesten Zeiten und Versuche, ein Alphabet besessen hat und geschrieben worden ist: das Alles hat nicht hingereicht, sie unter der türkischen Herrschaft mit den Griechen zu verschmelzen und zu hellenisiren. Sie haben ihre besondere Volksthümlichkeit in der Sprache, der Tracht der Frauen und vielen andern eigenthümlichen Zügen erhalten. Erst der gemeinsame Freiheitskrieg mit den Griechen gegen die Türken, in welchen sie nicht sowol das Band der Nationalität als das der geographi-

*) Curtius, Peloponnes I, 99.

schen Lage und der verbundenen Interessen, vor allem aber das Band der Glaubensgemeinschaft geführt hat, in welchem sich alle christlichen Stämme des ehemaligen byzantinischen Reiches, Griechen, Slawen und Albanesen, dem Islam gegenüber als Ein Volk von Christen (Χριστιανοί) oder von Römern (Ῥωμαῖοι) fühlten: erst das hat sie näher zusammengebracht und durcheinandergerüttelt. Beim Beginn des Krieges, vor zwölf Jahren, verstanden und sprachen noch manche Männer, besonders der untern Classen, sehr wenig Griechisch; noch jetzt (1832) giebt es viele Frauen und selbst halbwüchsige Buben, die kaum einige griechische Wörter innehaben, verstehen und anwenden können.*) Man sagt selbst dem Admiral Miaulis nach, dass er vor zehn Jahren mit der griechischen Sprache nicht sonderlich umzugehen wusste; besonders soll ihn der Unterschied des Geschlechts, den das Albanesische in einem Artikel, in Für- und Hauptwörtern nicht kennt, sehr verwirrt, und er soll öfter von seiner Frau im männlichen Geschlechte (ὁ γυναῖκάς μου) gesprochen haben.

Der Stammesunterschied von den Griechen ist besonders bei diesen maritimen Albanesen von Hydra, Spezzä und Poros nicht zu verkennen: derbere, markigere Gestalten, gedrungenere Köpfe, stämmigere Hälse, festere, härtere Gesichtszüge, in der ganzen Erscheinung etwas Quadratisches. Und so ist auch der Charakter ernster, fester, abgeschlossener als bei den reinen Griechen; weniger Gewandtheit und Beweglichkeit des Geistes (wobei immer mit in Anschlag gebracht werden muss, dass das Griechische ihnen nur eine erlernte fremde Sprache ist), dagegen im Allgemeinen mehr Zuverlässigkeit und Sicherheit. Unter den Frauen und Mädchen gibt es sehr hübsche, trotz ihrer stumpfern und rundern Gesichtszüge; sie rahmen den ganzen Kopf in ein buntes wulstiges Tuch ein, sodass nur das

*) Dies hat sich nun freilich seit zwanzig Jahren besonders auf Hydra sehr geändert durch den immer gesteigerten Verkehr und die Familienverbindungen mit Griechen, durch den allgemeinen Schulunterricht, durch das bewusste Streben der angesehenern Hydrioten, sich der Ueberreste ihres albanesischen Volksthums ganz zu entschlagen und ihre Kinder von der Wiege an nur Griechisch lernen zu lassen.

Gesicht von der Stirn bis zur Spitze des Kinnes frei bleibt, was ihnen sehr gut steht.

Ein Ankömmling könnte versucht sein, die Hydrioten, wenn sie nicht eben Albanesen wären, für Nachkommen der alten Aegypter zu halten. Die weiten faltigen bis über das Knie reichenden Schifferhosen, ohne Schlitz, in welche sie wie in einen Sack hineinschlüpfen und die sie um den Leib festgürten, nöthigen sie sich so zu betragen, wie es der alte Herodot von den Aegyptern berichtet, da wo er die Gegensätze ihrer Sitten gegen die hellenischen aufzählt, und wie man es bei ihm nachlesen kann. Auf diesen einen äusserlichen Umstand beschränkt sich freilich die ganze Aehnlichkeit; der Erfindung der Hieroglyphen würden sich die Hydrioten wol nie schuldig gemacht haben.

II.*)

Nauplia. Erste Eindrücke. Die Nationalversammlung. Griechen und Philhellenen. Bekanntschaften. Formelle Wahl des Königs. Anarchische Zustände.

Endlich, am 25. Juli Nachmittags, war ein Boot nach Nauplia segelfertig; ich sollte nun bald in den Mittelpunkt des damaligen hellenischen Lebens versetzt werden. Diese Boote (Kaïke oder Trechantiren), welche in den griechischen Meeren die Küstenschifffahrt betreiben, sind scharf und tief gebaut, vorn und hinten spitzig und mässig aufgekrümmt; die kleinern sind nur am Vorder- und Hintertheil auf eine geringe Strecke bedeckt, die grössern haben ein ganzes Verdeck. Sie haben einen vorn übergeneigten Mast und an diesem ein grosses und mehre kleine Segel, und führen eine Besatzung von drei bis vier Mann, mit Einschluss des Schiffers und des Jungen. Die Passagiere, welche sie gelegentlich mitnehmen, richten sich auf der sonstigen Ladung so bequem oder unbequem wie möglich

*) R. Prutz Deutsches Museum 1853 N. 17.

ein. Gekocht kann an Bord nicht werden, ausser bei Windstille, wo man in einer irdenen Schüssel einige Kohlen anmacht; sonst nur, wenn man an einer Küste landet.

Wir blieben die Nacht unter Spezzä vor Anker und erwarteten am folgenden Vormittag den Seewind (ἐμβάτης), welcher im Sommer gegen die Mittagszeit fast unausbleiblich von Süden her den Golf hinauf weht. Er stellte sich rechtzeitig ein und führte die Barke sanft und sicher ihrem Ziele zu. Je weiter man den Golf hinauf kommt, desto reicher und prächtiger wird der Anblick seiner Ufer: rechts die schönen mannichfaltig gestalteten Berge der argolischen Halbinsel, hinter denen Trözen und Epidauros liegen; links die höhern und schroffern Gebirge der Hauptmasse des Peloponnes, die in Terrassen über und hintereinander bis zu den Gipfeln des Parnon, des Parthenion und des Artemision aufsteigen; vor uns öffnet sich die Ebene von Argos, links die Stadt Argos im Vordergrunde, über ihr der kühne Burgfels der Larissa mit den stattlichen Trümmern der alten und neuern Burg, von der Julisonne glänzend hell bestrahlt; im Hintergrunde der Ebene gegen Nordwest die Ruinen von Mykenä, der Burg des Agamemnon,

Welcher der Eilande viel' und das ganze Argos beherrschet;

wieder im Vordergrunde rechts die grauen Felsmauern von Tiryns, der Wiege des Hercules; und im weitern Halbkreise um dies Alles herum die Gebirge, die sich nach Phlius, Sikyon und Korinth hinziehen. Die Berge meistens nackt, bläulichgrau, hin und wieder von röthlichbrauner Färbung, mit grellen Lichtern und schroff abgeschnittenen dunkeln kalten Schatten; die Ebene auch schon kahl, von der Sonne verbrannt, nur hier und dort, wo ein Weinfeld war oder eine spärliche Gruppe von Bäumen stand, mit saftig grünen Flecken; vor uns und um uns die blaue See, über diesem Allem ein wolkenloser glänzender Himmel. Nur ganz im Vordergrunde rechts war der innerste Winkel der Ebene noch verdeckt; der hohe schroffe Felsberg des Palamidi und unter ihm der niedrigere des Itschkaleh, beide mit Festungswerken und Gebäuden gekrönt, schie-

ben sich westwärts in den Golf vor und entziehen Nauplia noch unsern Blicken. Endlich lenkt das Kaïk um den westlichsten Vorsprung des Itschkaleh; majestätische Kriegsschiffe der Schutzmächte, englische, französische und russische, liegen auf der Rhede; weiter rechts, hinter der befestigten Klippe Burtschi, ist der Handelshafen von Nauplia, die Stadt liegt an dem Abhange und auf dem schmalen nördlichen Vorstrande des Itschkaleh. Wir legen an der sogenannten Marine an und landen ohne Förmlichkeiten und Umstände. Niemand fragte, woher ich kam; von einem Passe war nicht die Rede. Und doch hatte ich mir einen solchen von der dänischen Gesandtschaft in Dresden geben und von mehren andern Gesandten visiren lassen; in Baiern und in den deutschen Provinzen Oestreichs hatte ich in keinem Landstädtchen, keinem Marktflecken übernachtet, ohne dass sich Thorwache und Polizei ein Langes und ein Breites mit meinem Passe zu schaffen machten, auch gelegentlich sich dafür bezahlen liessen. In Griechenland dagegen kümmerte sich keine Seele mehr darum, mein theurer Ausweis war ein werthloses Papier geworden. Und dieses Volk, kaum der Knechtschaft entrungen, das jüngste unter den Völkern Europas, glaubte ohne das ehrwürdige Institut der Pässe in die Reihe der civilisirten Nationen eintreten zu können!

Es war noch früh am Nachmittage, und ich eilte in die Stadt hinauf, um einige der wenigen Adressen, die ich von Triest mitgebracht hatte, abzugeben; aber es gelang mir nicht, Jemanden aufzufinden, und ich hätte für die erste Nacht wol wieder an Bord meines Kaïks zurückkehren müssen, hätte ich nicht in einem Kaffehause am Hafen die Bekanntschaft eines griechischen Offiziers gemacht, Zinobios aus Hermannstadt in Siebenbürgen, der als Halbdeutscher sich meiner annahm und sein Kämmerlein gastlich mit mir theilte. Mit seiner Hülfe gelang es mir am folgenden Tage in einer der elenden Locanden des mit Menschen überfüllten Städtchens ein dürftiges Unterkommen zu finden.

Denn Nauplia wimmelte damals wie ein Bienenschwarm. Hier waren die geringen Ueberreste der regelmässigen griechi-

schen Truppen, welche Kapodistrias geschaffen hatte, zusammengedrängt, schüchterne abgerissene Gestalten, die Offiziere seit vielen Monaten ohne Sold; dazu eine französische Besatzung, die sich mit jenen in die Wachen theilte; die Mannschaft der Kriegsschiffe auf der Rhede, die dann und wann in Abtheilungen ans Land kamen, ausgenommen die Russen; grosse Haufen irregulärer griechischer Krieger, die in ihren schmuzigen Fustanellen und Kapotten, mit Waffen im Gürtel bespickt, sich überall herumdrängten. Die Mitglieder der Provisorischen Regierung, besonders Kolettis und Metaxas, liessen sich nirgends sehen, ohne von einer Leibwache von 20—30 solcher bewaffneten Gesellen begleitet zu sein; betraten sie ein Haus, so lagerte sich die Schar unterdessen in malerischer Gruppirung vor der Thür und auf den Treppen. Hierzu kamen endlich die anwesenden Deputirten der Nationalversammlung mit ihrem Gefolge, und viele ämtersuchende oder sonst umherlungernde Herumtreiber, und man kann sich denken, wie die engen und winkligen Gässchen der kleinen, nur für einige tausend Einwohner angelegten Stadt überfüllt waren.

Die Nationalversammlung (ἡ ἐθνικὴ συνέλευσις) war damals der Mittelpunkt des Treibens, und einer meiner ersten Besuche galt ihr. Vor dem einzigen Landthore von Nauplia, zwischen dem Fusse des steilen Palamidi, den die venetianische Citadelle krönt, und dem innern Meerbusen erstreckt sich einige hundert Schritte breit und doppelt so lang ein schmaler ebener Vorstrand; jenseit desselben erhebt sich die kleine Vorstadt Pronia (ἡ Πρόνοια), unter Kapodistrias entstanden. Hier tagte der Congress, damit es nicht heisse, er tage unter der Obhut und dem Einflusse der französischen Bayonnete in der Stadt; eine Handvoll schmuziger rumeliotischer Palikaren bildeten seine Ehrenwache (φρουρά). Auf einem freien Platze war aus ungehobelten föhrenen Bretern eine Bude aufgeschlagen, ganz wie die Buden auf unsern Jahrmärkten und Kirchweihen, in denen sich Seiltänzer, Bereiter, Riesen oder wilde Thiere für Geld sehen lassen; das war das Parlamentshaus von Griechenland. Im Innern liefen ringsum drei Reihen Bänke übereinander; dem Eingange gegenüber war die Tribune des

Präsidenten, des Vicepräsidenten und ihrer Secretäre; zu beiden Seiten Tribunen für „das diplomatische Corps" (aus drei Residenten von Russland, Frankreich und England, ihren Attachés und einigen Consuln bestehend) und für „distinguirte Fremde". Hier sah ich Thiersch zuerst, der damals noch in Nauplia war und den ich nicht zu Hause getroffen hatte. In der Mitte des unregelmässigen Kreises stand ein Tisch, an welchem einer der Minister Platz nahm, wenn er etwas vorzutragen oder Schriftstücke vorzulegen hatte. Die Deputirten waren, wie alle Orientalen, grosse Raucher, und es war für sie ein harter Zwang, auf mehre Stunden nacheinander der Pfeife entsagen zu müssen; doch durfte in der Sitzung nicht geraucht werden. Aber man half sich sehr sinnreich. Die Pfeifenträger (Tschimbuktschi) der Väter des Volks lungerten um die Bude herum und steckten die Spitzen der angezündeten langen Pfeifen durch die klaffenden Fugen der Breter; die Deputirten auf der obern Bank brauchten nur den Kopf rechts oder links zu wenden, um einige Züge zu thun, und so erschieu bald hier bald dort im Congresse eine Wolke von blauem Tabacksdampf. Später, in Athen, als nach der Septemberbewegung des Jahres 1843 das griechische Unterhaus in dem Festsaale des sogenannten alten Palastes sass, machte das gleiche Bedürfniss sich geltend; da war denn immer in einem Nebenzimmer eine Tischplatte voll Taback und Papierschnitzel aufgeschüttet, und wer den Reden nicht mehr zuhören mochte, ging hinaus, drehte sich eine Papiercigarre und labte sich an dem Dampfe. Ob die Sitte nicht auch noch in die englischen Parlamentshäuser dringen wird?

Dort sah ich denn zuerst viele namhafte Männer des damaligen griechischen Staatslebens beisammen: Maurokordatos als Vicepräsident, Trikupis, Zographos, Rhizos als Minister, Zaimis, Polyzoïdes, Delijannis und Andere. Der schöne alte Petro-Bei, der seinen Sohn und Bruder bei der Ermordung von Johann Kapodistrias verloren, sass auf einem vorragenden Platze, in blendend weissen Kleidern mit einer goldgestickten ärmellosen grünen Sammetweste über dem weissen Jäckchen, den gewaltigen schwarzgrauen Schnurrbart streichelnd; die

Waffen hatte er wie alle kriegerischen Häuptlinge am Eingange der Breterbude abgelegt. Im Ganzen herrschte damals noch, wenigstens zu neun Zehntheilen, die griechische Kleidung vor, die Tracht der Rumelioten, der Insulaner oder der lange türkische Kaftan der Primaten von Morea; der fränkische Rock erschien nur noch einzeln, gleichsam geduldet, in der Versammlung. Wie komisch und unbeholfen nahmen sich manche dieser Männer ein Jahr später in dem „reglementirten“ hellblauen silbergestickten Tuchfrack aus, in welchen die Regentschaft anfangs sie nicht schnell genug stecken zu können glaubte!

Die Verhandlungen lernte ich bald in ihrem wesentlichen Inhalt nach den Worten und Sachen verstehen. Die Repräsentanten (ἀντιπρόσωποι, wie sie damals genannt wurden) sprachen stehend, von ihren Plätzen aus, meistens mit grosser natürlicher Redegabe, den Rosenkranz (das κομπολόγιον) in der Hand, der den Griechen und Türken nicht zum Beten, sondern zum Spielen dient, zur Beschäftigung der Hände, wenn diese nichts Anderes zu halten haben, und den sie daher meistens mit sich herumtragen.

Am 29. Abends brannten die Franzosen, zur Feier der Julitage (denn es war ja noch der blütenreiche Frühling der Julimonarchie, die erst in ihr drittes Jahr trat), auf einem freien Platze bei Pronia ein Feuerwerk ab. Es war dies wol das erste grössere Schauspiel der Art auf agamemnonischer Erde, und ganz Nauplia war auf den Beinen, es zu sehen. Als die Raketen in Masse losgingen lief ein freudiges Gemurmel durch die Reihen; besonders die Frauen und Mädchen riefen: Eine schöne Sache! (ὡραῖον πρᾶγμα!) und klatschten Beifall.

In den vierzehn Tagen, die ich in Nauplia verweilte, lernte ich besonders durch die Vermittelung von Thiersch, der sich zu seiner Abreise anschickte, eine Menge interessanter, zum Theil bedeutender Leute kennen. Nauplia war auf engem Raume eine Musterkarte von allerlei Nationen; ausser den Griechen und Albanesen, die natürlich die Grundlage bildeten, waren, wie schon gesagt, Franzosen, Engländer und

Russen da, dann Philhellenen aus ganz Europa, Deutsche, Polen, Schweizer, Italiener und Portugiesen. Griechisch, Albanesisch, Französisch, Deutsch, Englisch, Italienisch und noch andere Mundarten schwirrten in den Speisehäusern und Cafés durcheinander. Einer der ersten Besuche, die ich machte, galt dem Fürsten Dimitrios Ypsilanti, dem Bruder Alexander's, dessen Name in den Anfängen des griechischen Krieges so gefeiert war. Von Dimitrios Ypsilanti sprachen alle Parteien mit Achtung; dass er fast allein nie an sich und den eigenen Vortheil gedacht, nur nach Kräften für die heilige Sache gestrebt habe. Kapodistrias hatte ihn als Phanarioten und freisinnig verfolgt und zurückgesetzt, ihm seinen unfähigen Bruder Augustin im Militärcommando vorgezogen; doch blieb Ypsilanti der Ruhm, durch das Gefecht bei Petra in Böotien den letzten Streich geführt, den schon schlaff gewordenen Krieg gegen die Türken eigentlich beendigt zu haben. Hr. Theocharis, ein Deutschgrieche aus Leipzig, führte mich zu ihm. Dimitrios war ein Mann von kleiner Gestalt, mager und durch Kränklichkeit von gebückter Haltung; er hatte ein schmales Gesicht, eine stark gekrümmte Nase und überhaupt ein hervortretendes Profil. Der Kopf war kahl und sein ganzes Aussehen, obgleich er erst vierzig Jahre alt war, das eines Sechzigers. Er sprach leise, mit schwacher Stimme. Ich freute mich um so mehr, ihn gesehen zu haben, als er nicht lange nachher starb.

Mit Thiersch ging ich zu Georg Konduriotis, dem Präsidenten der Regierungscommission, deren Mitglieder freilich nicht viel Anderes zu thun hatten, als möglichst gegeneinander zu intriguiren (ῥαδιουργεῖν ist dafür der neugriechische Ausdruck). Er hatte seinen Sitz in dem sogenannten Palais aufgeschlagen, einem bescheidenen zweistöckigen Häuschen, das sich Kapodistrias erbaut hatte und wo später auch der König fast zwei Jahre bis zur Verlegung der Hauptstadt nach Athen residirte. Der Präsident sass in der hydriotischen Tracht, mit dem Rosenkranze spielend, um ihn eine Anzahl anderer Notabilitäten in einem Gespräch, das mehr eine Kannegiesserei als wirklich politischen Inhalts und Gehalts war.

Eine viel interessantere Bekanntschaft, der Anfang einer

dreizehnjährigen Freundschaft, war die des liebenswürdigen östreichischen Consuls Georg Gropius, aus der bekannten norddeutschen Familie. Er war als junger Künstler Hausgenosse und Begleiter Wilhelm v. Humboldt's in Paris gewesen, war dann in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts von Italien in Aufträgen Lord Aberdeen's, um für ihn Zeichnungen auszuführen, nach Athen gegangen, und seitdem ununterbrochen in Griechenland geblieben, wo er sich auf Handelsgeschäfte eingelassen und nach und nach verschiedene Consulate in Athen bekleidet hatte. Alle wissenschaftlichen und künstlerischen Reisenden, welche in diesem Jahrhunderte vor dem Freiheitskriege Griechenland besucht hatten, Leake, Dodwell, Gell, Lusieri, Stackelberg, Bröndsted, Linkh, Haller, Cockerill, Koes, Chateaubriand u. s. w. hatte er gekannt, war mit ihnen gereist und hatte mit ihnen zusammen gearbeitet, wie bei den Ausgrabungen auf Aegina und in Phigalia, Als Freund von Türken und Griechen hatte er den ganzen Krieg durchlebt, häufig Mittler zwischen ihnen; von Männern aller Parteien wegen seiner strengen Rechtlichkeit, seines wohlwollenden Herzens, seiner überlegenen weltmännischen Bildung, seiner reichen Erfahrung und genauen Landeskunde geschätzt, geliebt und zu Rathe gezogen. Er war, obgleich damals noch im kräftigsten Mannesalter, mit seiner dreissigjährigen Erfahrung der Nestor aller Europäer in Griechenland. Alles ging zu ihm, begehrte von ihm Aufklärung, Winke, Meinungen. Der französische Geschäftsträger Baron Rouen, der englische Hr. Dawkins, der Befehlshaber der englischen Fregatte Capitän Lyons, nachmals bekannter als Sir Edmund Lyons, die griechischen Minister, Senatoren und Parteihäupter, sie Alle drängten sich zu ihm; ein Besuch löste bei ihm den andern ab. Nur der russische Resident Baron Rückmann verkehrte weniger oder gar nicht mit ihm; Gropius war bekannt als Gegner der Wirthschaft in der letzten Zeit des Präsidenten; er neigte mehr zu der constitutionellen Partei hin. Wenn er so da sass, in seinen Lehnsessel zurückgelehnt, die Brille auf die Stirn geschoben, gleichsam Audienzen gewährend und mit freundlicher kluger Miene seine Aussprüche ertheilend, oder von der vergangenen Zeit

erzählend, so hörte es sich ihm gar angenehm zu. Er war der Muttersprache vollkommen mächtig geblieben, obgleich er während der ersten zwanzig Jahre wenig Gelegenheit gehabt hatte sie zu üben; aber sehr gern drückte er sich Französisch aus, seine besten Witze und Wortspiele machte er in dieser Sprache. Die ersten Eindrücke haften gewöhnlich am längsten. So erinnere ich mich, dass in diesen Tagen ein Engländer bei Gropius über die Philanthropie seiner Landsleute perorirte, die überall Missionen errichteten und deren auch schon in Griechenland errichtet hätten. Bekanntlich knüpfen sich aber an die Missionen, die Bibelvertheilungen u. s. w. der Engländer immer zugleich politische und commerzielle Zwecke an. „*Mais il faut avouer, Monsieur*“, schloss Gropius die Unterhaltung, „*qu'au fond de la philanthropie anglaise il y a toujours un sac de coton.*“ Und Jahre lang nachher, als in Athen die Mobilien des Staatskanzlers Grafen Armansperg versteigert wurden, kam auch ein Wiegen- oder Schaukelstuhl zur Versteigerung. Ein Grieche, Redacteur eines Oppositionsblattes, den Graf Armansperg durch Ministerhoffnungen gekirrt und geködert hatte, erstand diesen Stuhl. „*Il paraît*“, flüsterte mir Gropius zu, „*que Monsieur N. achète cette chaise, pour y bercer ses espérances.*“

Unter den Philhellenen in Nauplia (so nannte man die Europäer, die an dem griechischen Kampfe theilgenommen) war der hervorragendste der General Sir Richard Church, ein geborener Irländer, an Haltung, Eleganz und Liebenswürdigkeit fast ein Franzose, wenn diese Eigenschaften nicht wieder durch den unaustilgbaren eigenthümlichen Zug englischer Steifheit aufgewogen worden wären. Sir Richard Church hatte in den Kämpfen der Engländer und Franzosen um die Jonischen Inseln als Oberstlieutenant ein geworbenes griechisches Regiment befehligt; in einem Gefechte auf Santa-Maura war ihm der linke Arm zerschossen worden. Die englischen Chirurgen liessen ihm nur die Wahl zwischen einem sichern Tode und einer Amputation des Armes, die ebenfalls einen lebensgefährlichen Ausgang haben könnte: für einen lebenslustigen, jungen und schönen Offizier eine bittere Wahl. Da baten ihn seine

Griechen, welche ihn liebten, sich ihren empirischen Quacksalbern anzuvertrauen; Church that dies, und mit Hülfe von Salben und Kräutern stellten ihm die Asklepiaden der nordgriechischen Gebirge, die kein anderes Instrument kennen als ein altes Rasirmesser, zur Beschämung der Wissenschaft den Arm vollständig wieder her. Church selbst hat mir dies oft erzählt. Der linke Arm war nur ein wenig steif und magerer als der rechte geblieben. Nachmals im Anfang der zwanziger Jahre spielte der General in neapolitanischen Diensten als Günstling des Hofes eine angesehene Rolle. Von dort wurde er im Freiheitskriege, da viele griechische Waffenhäuptlinge, die unter ihm gedient hatten, sich seiner gern erinnerten, nach Griechenland gerufen; und obgleich er hier bei seinem ersten Auftreten als Oberbefehlshaber, bei dem Versuche zum Entsatze der Burg von Athen im Jahre 1827, mit Lord Cochrane die Ursache einer der bedeutendsten Schlappen wurde, welche die Griechen je erlitten, so blieb er doch durch seine angenehmen persönlichen Eigenschaften unter ihnen beliebt. Unter Kapodistrias befehligte er im letzten Jahre des Krieges in Westgriechenland und eroberte die kleine Festung Vonitza. Trotz des steifen Armes war der General noch diesen Sommer, von einem Boote begleitet, eine Stunde Weges von Nauplia nach den Mühlen der Lerna hinübergeschwommen, aber freilich hatte er von der Anstrengung ein mehrwöchentliches Fieber davongetragen.

Bei Church fand ich als Adjutanten und Hausgenossen den Hauptmann Jochmus aus Hamburg, mit dem ich in den folgenden Jahren besonders in Sparta viel zusammengelebt habe: einen schönen, gewandten, talentvollen und kenntnissreichen Mann. Im Jahre 1835 verliess er misvergnügt den griechischen Dienst, um in Spanien im Kriege der Christinos gegen Don Carlos zum General aufzusteigen, und dann, von den Lords Palmerston und Ponsonby dem Sultan empfohlen, im Jahre 1840 als Oberfeldherr die türkische Armee in Syrien gegen Ibrahim Pascha zu befehligen. Nach dem Feldzuge lebte er als Pascha von verschiedenen Rossschweifen in Konstantinopel, über Rachepläen gegen Griechenland brütend, und

Gropius pflegte scherzend zu sagen, er habe schon die Zimmer im königlichen Schlosse in Athen bezeichnet, in welchen er als Sieger sein Hauptquartier aufschlagen wolle. Da sehen wir ihn plötzlich im Jahre 1849 in Deutschland wieder auf die Bühne treten, als „Reichsminister der auswärtigen Angelegenheiten“ und entschiedenen Günstling des Erzherzogs-Reichsverwesers. Es ist zu erwarten, dass er von diesem bewegten, fast abenteuerlichen Leben anziehende Denkwürdigkeiten hinterlassen werde, zumal da Church, der nicht gern schrieb, ihm schon als jungem Manne vorzuwerfen pflegte, er sei von dem *Cacoethes scribendi* geplagt.

Andere deutsche Philhellenen, die ich kennen lernte, waren der Oberstabsarzt Dr. Treiber aus Meiningen; der Oberst Baron Rheineck aus Thüringen, der schon als preussischer Offizier die deutschen Freiheitskriege mitgefochten, in Griechenland eine Schwester von Maurokordatos geheirathet und zuletzt unter Kapodistrias auf Kreta befehligt hatte; der Marinecapitän Brommy, der als deutscher Reichsadmiral — meines Wissens des Friedländers erster und letzter College — mit Geschick und zäher Beharrlichkeit das deutsche Reichsbanner auf den Schiffen in der Wesermündung ehrenvoll aufrecht erhalten hat, solange es ging: der Sachse Heintze, der neuerdings durch den dresdener Maiaufstand so bekannt geworden, und noch Einige mehr. Es fehlte ihnen, wie den Deutschen im Auslande allen und überall, der Rückhalt einer grossen einigen Macht, die Stütze und der Schutz einer Gesandtschaft, wie sie den Engländern und Franzosen zutheil wurden, und doch haben die meisten sich rühmlich ausgezeichnet und emporgearbeitet.

Unter den Engländern muss ich noch Masson erwähnen, den biedern Schotten, welcher, eigentlich Candidat der Theologie, im Jahre 1827 als Privatsecretär Lord Cochrane's nach Griechenland gekommen war. Da er hier mit seiner Theologie nichts anfangen konnte, hatte er sich auf das Selbststudium der Rechte geworfen; Heineccius, Beccaria und einige englische und deutsche Werke waren der Kern seiner Bibliothek, die Quellen seines Wissens. Rechtsstudien wurden damals in Griechenland noch nicht getrieben, es kehrten eben erst die ersten

Griechen, die sich der Rechte beflissen hatten, ein Klonaris, Rhallis, Polizoïdes, von den europäischen Universitäten zurück, und so war es nicht allzu schwer gewesen, sich in die Anfänge einer geregelten Gesetzgebung und Rechtspflege unter Kapodistrias hineinzuarbeiten und den Ruf eines tüchtigen Juristen zu erwerben. Aber höher noch stand Masson's Ruf als eines sittlich-ernsten, unparteiischen, für jede Art von Verlockung unzugänglichen Mannes, und so hatten alle Parteien Achtung vor ihm und Vertrauen zu ihm. Nach der Ermordung des Grafen Johann Kapodistrias, als dessen Bruder Augustin den einen überlebenden Mörder Georg Mauromichalis (denn den andern hatten die Wachen sogleich getödtet) vor ein Standrecht stellen liess, hatte Masson den Muth gehabt, vor dem Gerichte mit Freimuth seine Vertheidigung zu führen. Begreiflich war doch die Verurtheilung erfolgt und der kühne Mainote auf dem Glacis vor Nauplia erschossen worden: aber Masson hatte die Liebe und Dankbarkeit der Partei gewonnen.

Gegen Abend, wenn die Sonne am Sinken war und des Tages Hitze sich gemindert hatte, pflegte man vor das Thor zu gehen und eine Viertelstunde weit über Pronia hinaus auf dem Wege nach Arria zu lustwandeln. Weiter erstreckte sich die Macht der Regierung und ihr etwaiger Schutz nicht; nach wenigen Tagen war auch dies vorüber. Die irregulären Truppen der Regierung, welche bei den Mühlen von Lerna das Scharmützel gegen die Kybernitiker geliefert hatten und bis dahin in Argos lagen, kamen vor die Stadt, um rückständigen Sold zu verlangen; da man ihnen diesen nicht gewähren konnte oder wollte, schnitten sie uns die Wasserleitung ab, welche von Arria das Trinkwasser nach der Stadt führt. Fortan war auch die offene Vorstadt Pronia unsicher, und der Congress setzte mehre Tage seine Sitzungen aus, bis die Sache, ich weiss nicht wie, wieder beigelegt wurde.

Endlich folgte am 8. August wieder eine Sitzung der Versammlung, die interessanteste, welcher ich beizuwohnen Gelegenheit hatte. Um dem souveränen Nationalcongresse Griechenlands in der Bestimmung des künftigen Souveräns doch wenigstens den Schein der Autonomie zu bewahren, wurde erst ein

Decret (ψήφισμα), die Annahme der Wahl des Prinzen Otto von Baiern zum Könige betreffend, vorgelesen, genehmigt und unterzeichnet; dann folgte ein Einladungsschreiben an König Ludwig von Baiern, und eine Danksagung an die drei Schutzmächte, oder, wie sie hier euphemistisch genannt wurden, die drei wohlthuenden Mächte (αἱ εὐεργέτιδες δυνάμεις). Diese Verhandlungen wurden plötzlich von Hrn. Mostras, Secretär und Hausfreund des Generals Church, durch den Antrag unterbrochen, den unbeliebten kapodistrianischen Senat (γερουσία), der bis dahin noch neben der Regierungscommission und dem Congresse bestand, als überflüssig und durch seine widerstrebenden Gesinnungen ein Hemmniss der Regierung aufzulösen. Der unerwartete *coup d'état* war Tags zuvor von einigen Deputirten verabredet worden, aber nur Wenigen bekannt; die überraschte Versammlung genehmigte ihn und die Freude war gross. Ehe man dann in Unterzeichnung jener Schreiben fortfuhr, stellte Petro-Bei den Antrag, Hrn. Thiersch mit Ueberbringung der Briefe nach München zu beauftragen und ihm zugleich den Dank des Congresses für seine guten Dienste in Griechenland zu erkennen zu geben. Dagegen erhob sich Lykurgos Krestenites: er billige diesen Vorschlag nur theilweise; er beantrage, die Originale der Schreiben durch die Residenten zu schicken, und Thiersch nur Copien mitzugeben; übrigens habe er nichts dagegen, dass diesem ein Dank votirt werde.

Und also geschah es. Das war der Tag der formellen Einführung oder Anerkennung des Königthums in Griechenland. Während dieser Verhandlungen hing über dem Sitze des Präsidenten, des alten Panutzos Notaras, eine schlechte italienische Lithographie des Prinzen Otto, die ich aus Triest mitgebracht und auf den Rath von Thiersch, da es noch kein anderes Bild hier gab, dem Congresse dargebracht hatte, mit der Unterschrift: „Bild des Königs Otto von Griechenland, der Nationalversammlung gewidmet von L. R.“ (εἰκὼν τοῦ βασιλέως τῆς Ἑλλάδος ΟΘΩΝΟΣ, ἀφιερωμένη εἰς τὴν Ἐθνικὴν Συνέλευσιν ὑπὸ Λ. Ρ.). So hatte auch ich das zufällige Verdienst, den künftigen Rang und Titel des Prinzen Otto in Griechenland mit vorbereiten zu helfen. Als ich im Jahre 1840 im Gefolge

des Königs und der Königin nach Trikkala im arkadischen Hochgebirge kam, wo bei Hrn. Panutzos Notaras übernachtet wurde, fand ich mit vielem Vergnügen in einem der Zimmer des Hauses das von mir geschenkte Bild mit der Unterschrift als ein Andenken jener Zeit aufbewahrt (vgl. „Griechische Königsreisen“, I, 164).

Die Tage meines ersten Aufenthalts in Nauplia waren antiquarischen Forschungen nicht günstig, das Interesse an der Tagespolitik verschlang jedes andere. Die wenigen Ueberreste alter Mauern an der Nordseite von Itschkaleh, unter den modernen Festungswerken, waren bald gesehen, andere Sehenswürdigkeiten bot die Stadt nicht dar, es sei denn das Kirchlein in einem engen Gässchen am Abhange des Berges, vor dessen Thüre Kapodistrias ermordet worden war. Der eine der Mörder war, wie gesagt, sogleich von den Wachen niedergemacht worden; der andere hatte sich, seine Pistolen in den Händen schwingend, unter dem Rufe: „Ich habe den Tyrannen getödtet!“ (ἐσκότωσα τὸν τύραννον) in das Haus des französischen Residenten geflüchtet, der sich aber nicht bewogen finden konnte, ihm eine Freistatt zu gewähren. An Excursionen in die Umgegend, vollends an weitere Ausflüge war bei der völligen Unsicherheit des Landes nicht zu denken. Ich konnte kaum einen Spaziergang nach den Ruinen von Tiryns wagen, eine halbe Stunde von Nauplia an der Strasse nach Argos, und den ehrwürdigen Burghügel besteigen, auf dem Hercules das Licht der Welt erblickt hatte.

Die Sitzung des Congresses vom 8. August wurde die Veranlassung neuer Unterbrechungen. Der gestürzte Senat weigerte sich seiner Auflösung und wandte sich an die Residenten der Schutzmächte; diese suchten sich ins Mittel zu schlagen, und alle Geschäfte stockten wieder. Ich wurde des Treibens in Nauplia überdrüssig und beschloss nach Athen zu gehen, das noch unter türkischer Besatzung stand, aber nach den Protokollen der Londoner Conferenz einen Theil des griechischen Staates bilden sollte.

Bei den Vorbereitungen zur Abreise half mir Schinas, der jetzige griechische Gesandte in München, damals Redacteur

des officiellen Blattes der Regierungscommission, dessen Leserkreis sich aber kaum weiter erstreckte als die Macht seiner Herren. Schinas, mit grossem Sprachtalente begabt, war des Deutschen so vollkommen mächtig, dass man kaum einmal an einer kleinen Wendung den Ausländer erkennen konnte; selbst seine deutsche Handschrift hatte ein ganz deutsches Gepräge. Wir ahnten zu jener Zeit nicht, dass wir im Laufe der Jahre noch so oft in Berührung treten sollten, indem er bald als Cultusminister mein Vorgesetzter, bald als Professor an der Universität in Athen mein College war. Schon im nächsten Jahre nach Ankunft der Regentschaft fand ich ihn als Ministerialrath in Nauplia wieder.

Nach Aegina und Athen nahm ich einige Empfehlungsbriefe mit. Ich war nicht ohne Spannung, wie es mir unter dem türkischen Regiment in Athen gefallen würde; aber Gropius gab mir die Versicherung, es würde mir gut gefallen und zur Zeit weit besser als hier.

III.*)

Aegina. Lamartine. Der Piräeus. Athen. Zustände der Stadt. Pittakis. Die deutschen Architekten. Amerikanische Missionäre. Finlay. Griechische Persönlichkeiten.

Von Nauplia ging der kürzeste Weg nach Athen über Land nach Epidauros, und von dort in einer Barke über den Saronischen Meerbusen nach dem Piräeus; aber unter den obwaltenden Umständen war es nicht räthlich ihn einzuschlagen, man zog die weitere Seefahrt als sicherer vor. Am 10. August Abends, wo der Landwind zu wehen pflegt (ἐβγάζει, d. i. ἐκβάζει ἡ στεριά), ging unser Kaïk von Nauplia ab; um dieselbe Zeit verliess Thiersch den Hafen, um nach Baiern zurückzukehren.

*) R. Prutz Deutsches Museum 1853 N. 23.

Mein Reisegefährte war ein Engländer, Hr. Black, der eben einige Monate als Sprachlehrer an Bord eines englischen Kriegsschiffes gewesen war. Er hatte vor drei Jahren die einst von Lord Byron als „das Mädchen von Athen“ (*the maid of Athens*) gefeierte griechische Schönheit geheirathet und ging jetzt nach Aegina, um Frau und Kind zu besuchen. Ausserdem hatten wir einen griechischen Priester Jonas, der in Deutschland gewesen war, an Bord, zum geheimen Misvergnügen der Schiffer. Sonderbar! der griechische Schiffer, wie der Grieche im Allgemeinen, ist überaus bigot; vor der Abfahrt lässt er sein Schiff von einem Priester segnen, Morgens und Abends, wenn es das Wetter irgend erlaubt, durchräuchert er es mit Weihrauch, und auf dem kleinsten Kaïk unterlässt er nicht, Nachts vor einem schmuzigen Heiligenbilde ein dürftiges Oellämpchen anzuzünden; aber ein Geistlicher unter den Passagieren — das bringt keinen Segen, das bedeutet Misgeschick. Indess kamen wir diesmal mit einem blauen Auge davon; zur Fahrt durch den Sund von Hydra nach Aegina, die man bei sehr günstigem Winde in zwölf bis sechszehn Stunden zurücklegt, gebrauchten wir nur zwei Tage und zwei Nächte. Doch musste der arme Jonas dies entgelten, ihm wurde die Schuld beigemessen.

Der Anblick von Aegina machte einen heitern Eindruck. Da die Insel anfangs unter Kapodistrias der Sitz der Regierung gewesen, waren hier einige ansehnliche Gebäude und für die temporäre grössere Bevölkerung viele neue Häuschen entstanden. Der augenfälligste Bau war das Waisenhaus, aus philhellenischen Beiträgen aufgeführt; dann eine sogenannte Central- und Vorbereitungsschule, die aber jetzt still standen, eine Münze, wo die Regierung die kupferne Scheidemünze schlagen liess, und einige andere Baulichkeiten. Freilich Alles nur ansehnlich nach damaligem griechischem Massstabe; bei uns hat jedes Provinzialstädtchen stattlichere öffentliche Gebäude aufzuweisen. Aber es fehlt der reizende Hintergrund des blauen Meeres, der schöngeformten und hohen Gebirge, die den Golf im Halbkreise umziehen, die glänzende griechische

Sonne, die auf Alles herablacht: am Mittage nur zu sehr, denn bevor sich der Seewind erhob, war es unerträglich heiss.

Ich brachte hier eine ganze Woche zu, mit dem Besuche des Tempels der Athene, der am andern Ende der Insel liegt und einen herrlichen Blick über die ganze Nordhälfte des Meerbusens, vom korinthischen Isthmus bis tief nach Attika hinein gewährt, der andern Tempelreste am Hafen, der Anfänge eines Museums und der vielen geöffneten Gräber um die Stadt her. Mein Führer zu den letztern war ein ehrsamer Schneider, Panagis, damals der kundigste Archäologe auf Aegina; denn er war Bedienter und Reisegefährte Stackelberg's gewesen und von ihm in die Wissenschaft eingeweiht worden. Später, als er nach Athen übergesiedelt war, habe auch ich ihn als Aufseher bei Ausgrabungen angewendet.

Sonst war auf Aegina nicht viele Gelegenheit zu anziehenden Bekanntschaften. Doch langte am 17. August unvermuthet Hr. von Lamartine mit seiner Familie auf einem eigenen Schiffe, von einer französischen Kriegsbrigg begleitet, auf seiner Reise in den Orient vor dem Hafen an. Am folgenden Tage fuhr ich mit dem Gouverneur der Insel an Bord, dem berühmten Dichter einen Besuch zu machen. Lamartine empfing uns sehr freundlich; er war damals ein frischer blonder Mann von schlankem Wuchse, von höchst angenehmem Aeussern, gemessen verbindlicher Haltung, und mit einem offenen geistreichen Gesichte. Als wir so auf dem Verdecke unter einem Zelte sassen, eine Friedenspfeife rauchten und vom Orient, von Frankreich und der Weltlage schwatzten: ob da im Gemüthe des Poeten wol schon eine Ahnung schlummerte, dass er einst auf den vordersten Rand der Bühne treten und die Geschicke Frankreichs, wenn auch nur auf kurze Zeit, in der Hand halten sollte? Abends ging er wieder unter Segel nach Athen und weiter nach Syrien, ich blieb noch einige Tage auf Aegina.

Endlich wurde ich der Reize dieses Stilllebens satt, denn das war es nach dem unruhigen Treiben in Nauplia, und am 20. August führte mich Abends ein Kaïk nach dem Piräeus. Der berühmte Hafen war damals ganz verödet; die Ruinen eines Klosters, das in den Kämpfen des Freiheitskrieges fast

ganz zerstört worden war, und ein Dutzend breterner Hütten lagen an seinem Gestade, wo sich jetzt schon wieder eine ansehnliche Stadt mit vielen stattlichen Gebäuden erhebt. Einige türkische Zollbeamte, einige Kaffeeschenken und Maulthiertreiber wohnten in jenen Hütten. Mit Hrn. Black wanderte ich am folgenden Morgen nach der Stadt hinauf, durch die Ebene auf den Fundamenten der cimonischen (nördlichen) Mauer, auf denen jetzt die Chaussee liegt. Ein paar Pferde trugen unser Gepäck. Wagen, selbst Karren gab es damals in ganz Griechenland nicht, ausser in Nauplia und Argos, wo Kapodistrias die ersten eingeführt und einen Weg in der Ebene für sie gebahnt hatte. Bis Griechenland, wie schon im Heldenalter geschah, seine Gebirge wieder mit Wagen wird befahren können, muss noch eine lange Zeit vergehen, die Bevölkerung dichter und reicher und das Bedürfniss innern Verkehrs grösser werden. Dann kann man wieder Dämme und Brücken anlegen. Bis jetzt sind alle Strassen blosse Saumpfade für Pferde und Maulthiere; selbst in den Ebenen, wie vom Piräeus nach Athen, kann man keine grösseren Lasten fortschaffen, als die ein Kameel zu tragen vermag. Wann diese nützlichen Thiere in das Land eingeführt worden sind, weiss ich nicht*); ich hatte sie schon bei Nauplia gefunden und begegnete ihnen jetzt in grösserer Zahl bei Athen. Kameele, einzelne Palmen, Frauen an den Brunnen mit Wasserkrügen auf dem Kopfe, Männer mit Turbanen: das gab Alles dem classischen Boden einen eigenthümlich morgenländischen, ich möchte sagen biblischen Anstrich, insoweit ein Laie von der biblischen Welt etwa aus Bilderbibeln eine anschauliche Vorstellung haben mochte.

Aber das Athen, in welches ich damals mit meinem Begleiter zu Fusse einzog, war von dem heutigen noch himmelweit verschieden. Athen war unter der türkischen Herrschaft

*) Xerxes brachte freilich auf seinem Heerzuge Kameele mit sich nach Europa (Herod. 7, 125; Pausan. 6, 5, 3); doch nimmt Herodot (3, 103) an, dass die Griechen nur ihre Gestalt, nicht aber ihre Natur genauer kannten. Unter der Siegsbeute von Platää (9, 81) waren auch Kameele.

bis zum Ausbruche des griechischen Aufstandes ein Städtchen von 6—8000 Einwohnern gewesen, weitläufig mit engen und krummen Gassen, mit Gärten und Hofräumen am nördlichen Abhange und Fusse des Areopags und der Akropolis hingebaut; ostwärts erstreckte es sich bis gegen das jetzige Schloss und zog sich dann südöstlich bis an den Bogen des Hadrian und an das alte Theater unter der Südostecke der Burg. Lange Zeit, wenigstens Jahrhunderte lang seit dem Mittelalter, war die Stadt offen gewesen und ohne andern Schutz als ihre feste Burg. Aber nach dem türkisch-russischen Kriege von 1770, als die Türken, um die zum Theil aufgestandenen Griechen wieder zu unterwerfen und zu bändigen, grosse Söldnerscharen mohammedanischer Albanesen ins Land gezogen hatten, folgte eine Reihe von Jahren innerer Unruhen, indem die beutelustigen Albanesen plündernd im Lande umherstreiften und ihre Waffen nicht blos gegen die Griechen, sondern auch gegen die besitzenden und friedlichen Türken kehrten, sodass sie hier und dort von beiden Völkern im Verein bekämpft werden mussten. Genauere Nachrichten über die Hergänge dieser dunkeln Zeit fehlen; ich erfuhr nur aus mündlichen Ueberlieferungen und fand später in einer handschriftlichen Chronik eines Athenäers Anthimos bestätigt, dass noch im Februar 1778 die Türken und Griechen von Athen gemeinschaftlich in einem blutigen Gefechte bei dem Dorfe Marusi sich eines Raubanfalls von sechshundert albanesischen Freibeutern, die durch Böotien ins Land gedrungen waren, zu erwehren hatten. Um gegen ähnliche Streifzüge geschützt zu sein, begann nach derselben Quelle am 18 Februar neuen Stils des Jahres 1778 auf den Befehl des Hadschi-Ali Hasseki-Bei, des damaligen türkischen Tyrannen von Athen, der Bau einer dünnen Steinmauer mit vorspringenden Thürmen, an welchem, wie bei dem Mauerbau des Themistokles nach dem Perserkriege, Jedermann Hand anlegen musste. Bei diesem eiligen Werke wurden auch mehre Denkmäler des Alterthums, welche Stuart und die frühern Reisenden noch aufrecht gesehen hatten, niedergerissen und ihre Materialien als Bausteine oder zum Kalkbrennen verwendet. So sind erst damals, vor siebenzig Jahren, die

ionischen Säulen von der Wasserleitung des Hadrian und Antonin am Fusse des Lykabettos verschwunden, deren Architrav mit der Hälfte der Inschrift über dem Thore Bubunistra vor dem jetzigen Schlosse als Oberschwelle eingemauert war; so die Reste von der Brücke über den Ilissos vor dem Stadion, und der kleine ionische Tempel über der Kallirrhoe. In den Kämpfen des Freiheitskrieges, die sich um den Besitz der Akropolis gedreht hatten, war diese Mauer des Hadschi-Ali, wenn auch beschädigt, doch aufrecht geblieben; ich fand sie noch in ihrem ganzen Umfange vor. Sie zog sich vom Bogen des Hadrian, den sie als Nebenthor benutzte, an der Ostseite der Stadt längs der Südseite des Burgfelsens an das Odeion des Herodes, an welches sie sich anlehnte, dann vor der Westseite der Akropolis vorüber und über den Rücken des Areopag, und ging von hier in einem grossen halben Bogen, die ebnere nördliche Stadt umschliessend, wieder an das Thor des Hadrian zurück. Ihre Hauptthore waren das More-Kapesi an der Westseite, innerhalb des alten Dipylon, das Egribo-Kapesi gegen Norden, die schon genannte Bubunistra an der Ostseite, und an der Südseite das Inte-Kapesi, dem itonischen Thore entsprechend, zwischen dem Olympion und dem Theater des Bakchos*). Einige schmuzige und zerlumpte Türken kauerten oder rekelten sich an diesen Thoren als Wache, aber ohne sich um die Ein- und Ausgehenden zu bekümmern, ausser um den Bauern, die mit Producten auf den Markt kamen, gelegentlich einige Lebensmittel abzupressen.

Innerhalb dieses baufälligen Rahmens welch ein Bild der Verwüstung! Fast nur ein elender Trümmerhaufen, niedrige, halb eingerissene, zum Theil nothdürftig wieder ausgeflickte Wohnungen, von den stolzen Resten des Alterthums, von einigen zerstörten Kirchen und Moscheen und von wenigen besser erhaltenen Häusern oder von Neubauten, die sich schon wieder zu erheben begannen, und einem Dutzend vereinzelter schlan-

*) Den genauen Verlauf dieser jetzt verschwundenen türkischen Mauer geben die Stadtpläne bei Leake oder bei Forchhammer, „Topographie von Athen“.

ker Palmen oder Cypressen überragt. Mühsam wanden sich unsere Lastthiere durch die engen Gassen zwischen dem Gemäuer alter und neuer Zeiten, über Schutthügel hin. Es war ähnlich wie Thukydides die Stadt nach dem Abzuge des Xerxes beschreibt: „Von der Ringmauer stand noch Einiges aufrecht, die meisten Häuser waren eingefallen und nur einige waren erhalten, in denen die Befehlshaber der Perser ihr Quartier gehabt hatten.“ So war auch das damalige Athen nicht sowol durch die Kugeln und das Feuer des Krieges wie durch die türkische Soldateska zerstört worden; um während der Belagerung der Burg von 1826 auf 1827 Brennholz zu gewinnen, hatten sie die Häuser und Kirchen niedergerissen und die Sparren, Balken und Breter geraubt; an den stehengebliebenen Wänden der Kirchen und Kapellen hatten die byzantinischen Fresken, besonders die Gesichter der Heiligen, ihrem fanatischen Uebermuth als Zielscheiben zur Prüfung ihrer Flinten und Pistolen gedient. Mit nicht geringerm Fanatismus hatten die Griechen in den ersten Jahren des Krieges, als sie im Besitze der Stadt waren, die zierlichen Minarete der Moscheen umgestürzt. Jetzt ruhten die Waffen seit drei Jahren, und die flüchtigen Athenäer hatten sich zum Theil wieder in ihrer Stadt eingefunden, um neben dem Reste der Türken, die sich bis zur Ankunft des Königs nur noch als Besatzung der Stadt ansahen, friedlich die Schutthaufen ihrer Häuser zu bewohnen und ihre Felder und Gärten wieder zu bebauen; aber beide Theile hatten kaum noch eine Cultusstätte übrig, um Jeder in seiner Weise dem Herrn zu dienen. Die Türken, auch die eingeborenen unter ihnen, campirten nur noch in Athen; die eingeborenen Athenäer, durch den Krieg und die mehrjährige Verbannung verarmt, siedelten sich soeben auf den Trümmern ihrer Habe wieder an. Zwischen beiden hatten sich aber, in der sichern Aussicht auf eine nahe und bleibende Besserung der Zustände, bereits mehre Europäer und wohlhabende Griechen aus dem Auslande niedergelassen, von denen später die Rede sein wird, und von ihnen rührten die neuerbauten bessern Häuser her.

Mein Begleiter Black führte mich zuerst in das Haus

seines Schwagers, des in philologischen Kreisen bekannten griechischen Archäologen Pittakis, der mit einer Schwester des „Mädchen von Athen“ verheirathet war. Pittakis, selbst in Athen gebürtig, hatte durch englische Vermittelung auf Korfu einen Anstrich gelehrter Bildung erhalten; seit einer Reihe von Jahren war er schon wieder nach Griechenland zurückgekehrt und hatte, wie er mir erzählte, unter Kapodistrias im Jahre 1828 eine Anstellung gesucht. Der Bescheid, den ihm dieser gab, ist charakteristisch für den Präsidenten, seine Denkweise und sein Regierungssystem. „Sie wünschen eine Anstellung“, hatte ihm Kapodistrias gesagt, „es wird möglich sein, Ihnen eine zu geben. Aber auf zwei Dinge muss ich Sie aufmerksam machen. Sie verstehen englisch, Sie werden daher wohl thun, die fremden Engländer zu begleiten und zu hören, was sie von der Lage Griechenlands und seiner Regierung denken. Ferner höre ich, dass Sie hellenisch (altgriechisch) verstehen, das Alterthum lieben und sich damit beschäftigen. Das sind irrige Ideen, welche Sie aufgeben müssen. Sie beurtheilen, wie die meisten Leute, die Alten ganz falsch. Es waren unruhige Köpfe, von denen wir Neugriechen nichts Praktisches lernen können.“ Ich würde diese Worte, die ich mir damals niedergeschrieben habe, nicht zu wiederholen wagen, wenn nicht die Nachrichten über die Denkungsart des ermordeten Präsidenten von allen Seiten übereinstimmend gelautet hätten; er hasste das Alterthum und hatte ganz russische Regierungsmaximen; daher hatte er bei den Griechen nicht durchdringen und nicht, wie seine Absicht gewesen, eine Tyrannis für seine Familie gründen können. Pittakis lebte nun unter den Türken in Athen, für die Erhaltung der Alterthümer, für Auffindung neuer nach Kräften bemüht; seinem Eifer, der sich bis heute gleichgeblieben, ist Manches zu verdanken. Aber grosse Lücken in seinen Kenntnissen, ein Mangel an sicherm Urtheil und selbst an Zuverlässigkeit in seinen Angaben und Mittheilungen haben seiner Wirksamkeit nicht den Erfolg gesichert, den sie in ihrer langen Dauer hätte haben können. Damals gab er den Fremdenführer ab für die Reisenden, an denen es in Athen nie ganz fehlte, und da er

kein anderes Einkommen hatte, durfte er gelegentliche Geschenke nicht zurückweisen.

Noch an demselben Tage fand ich ein Unterkommen auf die ersten Wochen. Es waren, wie in dem damaligen Griechenland Alles voller Widersprüche war, in der zerstörten Stadt und unter dem türkischen Regimente schon einige deutsche Architekten ansässig. Mein nachmaliger lieber Freund Schaubert aus Breslau, ein Schüler Schinkel's, war mit dem griechischen Architekten Kleanthes aus derselben Schule schon im Jahre 1828 von Italien nach Griechenland gekommen; bald hatte sich auch der Architekt Lüders aus Leipzig zu ihnen gefunden. Unter Kapodistrias waren sie auf Aegina und in Nauplia bei einigen Neubauten beschäftigt gewesen; dann waren sie, halb auf ihre eigene Hand, halb auf Betrieb der Regierung, nach Athen übergesiedelt, welche Stadt man schon damals in Gedanken zur künftigen Hauptstadt bestimmte, um durch genaues Nivellement und Vermessung des Terrains einen regelmässigen Stadtplan vorzubereiten. Hiermit waren sie jetzt beschäftigt; nebenher leiteten sie einige Bauten für neue Ansiedler. Schaubert hatte sich hoch am nördlichen Abhange der Akropolis eine türkische Ruine gekauft und ausgebaut, welche er mit Kleanthes bewohnte; das Haus diente später im Jahre 1837 zur ersten Eröffnung der neuen Otto-Universität. In der Nähe hatte Lüders, seit kurzem mit einer wiener Griechin verheirathet, für einen Griechen aus Wien ein artiges Häuschen gebaut, welches er noch selbst bewohnte und wo er mir gastfrei auf einige Wochen ein Zimmer einräumte. So installirte ich mich hier, den Blick über die Stadt und die nördliche Ebene zu meinen Füssen, und begann den ersten Abschnitt meines Lebens in Athen; aber bei 25—28 Grad Réaumur im Schatten blieben die Spaziergänge und Ausflüge noch sehr eingeschränkt.

In den nächsten Tagen lernte ich nach und nach die hervorragenden Grössen des damaligen Athen kennen. Auch hier hatten sich schon einige amerikanische Missionäre niedergelassen: King, ein Presbyterianer, der aber nur mässige Geschäfte machte, und Hill, von der englischen Kirche (*established church*), der mit seiner ausgezeichneten, mit einem seltenen

Erziehungstalente begabten engelguten Frau eine Schule eröffnet hatte und in einer langen Reihe von Jahren in immer grösserm Masse für die Erziehung des jetzigen Geschlechts in Athen segensreich gewirkt hat. Es ist ein eigenes Ding um diese Missionen. Von den frommen Seelen in America, besonders den Frauen, werden sie mit reichen Beiträgen ausgestattet zu dem ausgesprochenen Zwecke, Seelen unter der griechischen Bevölkerung für den anglikanischen Protestantismus einzufangen. Verfolgten sie diesen Zweck wirklich und geradezu, so würde dies doch nichts Anderes heissen als in eine geschlossene religiöse Gemeinschaft, wie die griechische Kirche, den Unfrieden und die Unverträglichkeit hineintragen und Reibungen und Feindschaften hervorrufen, wo man sie bis dahin nicht gekannt. Ob dies wirklich ein frommes und gottgefälliges, ein heilsames Werk wäre, weiss ich nicht. Etwas Anderes aber ist Mission durch verbesserte Erziehung, durch Heranziehung der Jugend zu Sittlichkeit und Kenntnissen, innerhalb ihres ungestörten kirchlichen Glaubens. Indem namentlich das Hill'sche Ehepaar in richtiger Erkenntniss der Sachlage seine Wirksamkeit auf dieses Ziel richtete, hat es sich um Hunderte und Tausende junger Griechen Verdienste erworben und den Dank und Segen ihrer Aeltern geerntet. Aber ohne etwas Heuchelei ging es dabei nicht ab. Um die freigebigen Spenden der Frommen in America nicht stocken zu machen, mussten von Zeit zu Zeit in den amerikanischen Blättern Berichte veröffentlicht werden, in welchen gerade die kirchliche Thätigkeit und das Proselytenmachen als Hauptzweck und Streben der Mission erschien; und indem dienstfertige „Freunde“ anderer Religionsparteien später abgerissene Sätze solcher Berichte wieder in Griechenland bekannt machten, blieben Reibungen und Anfeindungen, selbst Verfolgungen von Seiten der griechischen Geistlichkeit doch nicht aus. Indess ich greife hier der Erzählung vor. Damals war die Hill'sche Mission in Athen noch gerne gesehen, und blieb es noch viele Jahre, für die Fremden aber war die immerhin bescheidene Wohnung des Missionärs in der trümmerhaften Stadt ein behaglicher gastlicher Mittelpunkt, ein mit den Bequemlichkeiten des Lebens,

an denen es überall gebrach, überreich versehener Salon, wo man des Abends einen wirklich guten Thee trank, und wo man — man denke sich! — schon in einem Wiegenstuhl (*rocking chair*) sich schaukeln konnte, welche amerikanische Erfindung meines Wissens vor zwanzig Jahren in Deutschland, vielleicht Bremen und Hamburg ausgenommen, noch ganz unbekannt war, und kaum jetzt Platz zu greifen beginnt.

Auch George Finlay besass damals schon ein Haus in Athen, ein wohlhabender Schotte, der in Göttingen studirt hatte und als Philhellene ins Land gekommen war. Später ist er durch verdienstliche gelehrte Arbeiten, vorzüglich aber durch seine schmähliche Association mit Don Pacifico zu ungerechten Geldforderungen an die griechische Regierung unter Lord Palmerston's Schutze, in Europa weit und breit bekannt geworden. Zur Zeit meiner Ankunft war er mit seiner jungen Frau, einer Armenierin, die er in Konstantinopel entführt hatte, noch in Frankreich, um ihr eine Erziehung geben zu lassen; er kam aber nach einigen Wochen, und sein Haus bildete einen weitern Anhaltspunkt in der werdenden Geselligkeit im türkischen Athen. Seine vielseitigen Kenntnisse und reichen Erfahrungen machten seine Unterhaltung anziehend und lehrreich.

Unter den fremden Griechen, die sich bereits in Athen niedergelassen hatten oder im Laufe dieses Winters kamen, war ohne Zweifel der angesehenste der alte Karadja, ehemaliger Hospodar der Walachei, den der griechische Aufstand seines Fürstenthums beraubt und der seitdem in Europa gelebt hatte. Es war ein stattlicher, noch rüstiger Greis mit langem silbernem Barte, der noch den Turban und die ganze prunkvolle Kleidung der guten alten türkischen Zeit und seiner eigenen Regierungsjahre trug. Seine Mittel waren für einen gewesenen Fürsten beschränkt, auch erschien er selten öffentlich; doch erinnere ich mich, ihn noch im December 1834 bei dem Einzuge des Königs Otto in würdiger Haltung zu Pferde gesehen zu haben. Mit ihm lebte sein Schwiegersohn Vlachutzis, der einer seiner Bojaren, ich glaube Gross-Spathar (Schwertträger) in der Walachei gewesen war, und dessen Familie.

Um diese Zeit begann auch der Grieche Kontostavlos aus Chios den Bau des Hauses an der Nordostseite der Stadt, welches der König nachmals kaufte und als sogenanntes altes Palais einige Jahre bewohnte, bis es mit seinem Anbaue seit 1843 zum Senatshause und zur Deputirtenkammer geworden. Kontostavlos war während des Aufstandes von der provisorischen Regierung mit der Negociation der ersten Anleihe in England und mit dem beabsichtigten, aber fehlgeschlagenen Ankaufe von Kriegsschiffen in Amerika beauftragt gewesen, und die öffentliche Meinung beschuldigte ihn, dass er selbst bei diesen mislungenen Geschäften keinen Schaden gelitten habe. Daher kam über den jetzt unternommenen Bau auch bald ein Spottvers in Umlauf:

Dein neues Haus, Kontostavlos, vergleich' ich unverdrossen
Dem Dreidecker Amerikas, aus welchem es geflossen*).

Ein anderer Bau, welcher damals schon im Gange war, war der des Landhauses des englischen Admirals Sir Pulteney Malcolm in dem Dorfe Patissia, eine halbe Stunde nördlich von der Stadt, welchen Schaubert und Kleanthes führten. Malcolm befehligte die englische Flottenstation im Mittelmeer bei Malta und hatte aus reinem Philhellenismus diesen Bau unternommen, um das Vertrauen in die werdende neue Ordnung der Dinge zu befestigen und Andern ein ermunterndes Beispiel zu geben. So gross war aber noch die Unsicherheit in den Umgebungen Athens, dass die Architekten am hellen Tage nicht wagen konnten, nach Patissia hinauszugehen, ohne sich bis an die Zähne zu bewaffnen. Denn die Macht und Wachsamkeit der Türken erstreckte sich kaum über die Ringmauer Athens und den Piräeus hinaus; das flache Land Attikas war fast herrenlos. Diese eigenthümlichen Zustände werde ich weiterhin schildern.

Eine Hauptstütze hatten die Fremden, besonders die Deutschen, in Athen an Georg Psyllas, einem Athenäer, der in Göttingen studirt hatte. Unter Kapodistrias war er im Peloponnes

---

*) Ὁ οἶκός σου, Κοντόσταυλε, μακρόθεν ὁμοιάζει
Τρίκροτον τῆς Ἀμερικῆς ἐξ οὗ αὐτὸς πηγάζει.

angestellt gewesen, hatte sich aber als freisinnig mit den Präsidenten überworfen und lebte schon seit einigen Jahren zurückgezogen in seiner Vaterstadt. Er war trotz seiner Armuth und seiner geringen Herkunft doch durch seine Kenntnisse und seine Rechtlichkeit, auf die niedere Classe gestützt, eines der einflussreichsten Mitglieder des Stadtraths (der δημογεροντία), welcher der Aristokratie unter der Bürgerschaft (den ἄρχοντες) die Wage hielt, die gern nach der Weise der alten türkischen Zeit ihr Ansehen beim Volke auch in der neuerstehenden städtischen Gemeinschaft wieder befestigt hätte und die Ansiedelung von Fremden unter ihrer Herde nicht gern sah. — So ungefähr fand ich Athen und seine Grössen zu Ende August 1832.

IV.*)

Die türkische Besatzung. General Vassos. Fremde in Athen. Gefahr vor Unruhen. Ein Rechtshandel. Der erste Ofen. Die ersten Karren. Verkehr mit Türken. Abreise nach Nauplia.

Die Waffen zwischen Türken und Griechen ruhten, nachdem schon der Sommerfeldzug des Jahres 1829 während des russischen Krieges matt und schlaff geführt worden war, seit drei Jahren völlig. Nach der Entscheidung der Londoner Conferenz sollten Athen und Attika, sowie die Insel Euböa und das Spercheiosthal gegen eine Geldentschädigung von 10—11 Millionen Francs künftig zu Griechenland gehören; die Türken sahen Attika daher nicht mehr als ihr Staatseigenthum an, sondern hielten es nur bis zur endlichen Entscheidung besetzt. Ihre Zahl in Athen wurde nur auf 150 bis 200 angeschlagen, worunter etwa ein Fünftel eingeborene Türken Athens waren, die noch Häuser, Gärten und Grundstücke zu verkaufen hatten. Gouverneur war ein junger Bei aus Karystos, ein schöner stattlicher Mann, der aber trotz dem Verbote des Propheten dem Weine ergeben war und dessen Jähzorn im

---

*) R. Prutz Deutsches Museum 1853 N. 26.

Rausche keine Schranken kannte. Unter ihm befehligte das sogenannte Militär ein Kurde Eyub-Aga, mit dem Titel Deli-Baschi (Reiteroberst), ein wackerer, aber sehr uncultivirter, höchst origineller Mann, mit dem ich im Laufe des Winters nähere Bekanntschaft machte. Die Akropolis mit einigen Kanonen und einer Handvoll Leute hatte einen besonderen Commandanten (Disdar); da aber oben kaum noch einige elende Baracken für die Wachen aufrecht standen, wohnte er selbst in der Stadt, und wenn er sich zur Inspection auf sein Schloss begab, ritt er, einen Paukenschläger zu Pferde vor sich her und einige zerlumpte Helden zu Fusse neben sich, auf dem steilen steinigen Pfade an meiner Wohnung vorüber. Damals lachte ich über den erbärmlichen Aufzug und ahnte nicht, dass ich nach zwei Jahren, mit einem Commando von zwölf Invaliden unter mir, sein Nachfolger in der Würde eines Schlossvogtes von Athen werden und denselben Weg viele hundert mal auf- und absteigen sollte, freilich ohne einen Paukenschläger vor mir her.

Diese Türken hatten nun rechtlich die Verwaltung und den Befehl von ganz Attika, aber factisch ging, wie ich schon bemerkt habe, ihre Gewalt kaum über die Stadt hinaus. Damit verhielt es sich so. Als nach dem Tode des Präsidenten Kapodistrias und in Folge davon die oben berührten innern Unruhen im freien Griechenland ausbrachen, hatte ein griechischer Waffenhäuptling, Vassos Mavrovuniotis (ein Montenegriner), um nicht am Bürgerkriege Theil zu nehmen, mit seinem Haufen von einigen hundert irregulären Kriegern sich in das nördliche Attika geworfen, die Dörfer von Eleusis bis Marathon besetzt und den Türken erklärt, dass, wenn sie ihn unangefochten lassen wollten, er sie in der Stadt und dem südlichen Theile des Landes in Ruhe lassen würde. Die Türken, schwächer an Macht, hatten sich dies gefallen lassen müssen. Vassos, in seiner körperlichen Erscheinung ein wahrer Recke, eine imposante kriegerische Gestalt, hatte vor einigen Jahren mit einigen Truppen auf der Insel Keos gelegen und dort die junge und schöne Gattin eines bejahrten Griechen kennen gelernt und entführt. Die reizende Frau hing

mit schwärmerischer Liebe an ihrem riesigen Montenegriner und lieh ihm ihren Verstand; es war auf ihren klugen Rath, dass er sich aus dem Bereiche der Unruhen gezogen und das fast herrenlose Attika auf eigene Faust besetzt hatte. Er hatte sein Hauptquartier in dem Dorfe Menidi, drei Stunden nördlich von Athen am Fusse des Parnes, und vertrieb sich die Zeit mit Hasenhetzen, wobei ihm seine Frau zu Pferde folgte. Ich habe ihn im Laufe des Winters einige mal dort besucht. Soviel von diesen Verhältnissen, die uns nach einigen Monaten noch einige sorgenvolle Tage und Nächte bereiten sollten.

Unterdessen war der September herangekommen; ich war von Reisenden noch fast allein in Athen, denn ausser mir waren nur einige englische Künstler da, von denen sich der Architekt Jones durch sein Werk über die Alhambra bekannt gemacht hat. Oft begleitete ich unsere Architekten bei ihren Vermessungsarbeiten; die Entfernung des Thors von Morea, unweit des alten Dipylon, vom Ufer des Piräeus längs der etwas gebogenen Strasse wurde auf 26,276 englische Fuss, seine Höhe über dem Meeresspiegel auf 210 Fuss bestimmt. Mit dem 15. September trat nach grosser Hitze anhaltende kühle Witterung bei meistens bedecktem Himmel und häufigem Regen ein; das Thermometer sank bis auf 10 Gr. R. im Zimmer, ja bis auf 6 Gr. im Freien. Am 23. und 24. September entlud sich das Unwetter in einem starken Schneefall auf den Gipfeln des Brilessos, des Parnes und Kithäron; dann trat wieder Wärme ein, und im October konnten wir wieder im Piräeus baden. Ich habe in zwölf folgenden Sommern nie wieder eine so frühe kalte Witterung im September erlebt; es vergingen manche Winter, wo die Berge nicht so viel Schnee zeigten wie in jenen Tagen.

Anfangs October kam unerwartet auch mein Landsmann und Universitätsfreund Forchhammer, damals Privatdocent in Kiel, von Neapel nach Athen, um dort zu überwintern. Wir beschlossen zusammen zu wohnen und mietheten ein Zimmer in einem Häuschen unfern des Bazars, von wo wir die Akropolis und den Areopag vor Augen hatten. Das Zimmer bildete, obgleich nur klein, den ganzen ersten Stock unsers Hauses; eine Treppe führte von aussen hinauf; statt der Fenster

hatte es nur hölzerne Läden, die obendrein sehr undicht waren, sodass wir, um doch bei Regenwetter lesen zu können, wenigstens eine dieser Oeffnungen mit Glasscheiben mussten versehen lassen, was damals in Athen noch für einen Luxus galt. Das Mobiliar bestand aus einem hölzernen Tische und einigen Bänken, auf denen wir unsere Matratzen aufschlugen; einen Kamin gab es nicht, weshalb wir im December diese Wohnung wieder verlassen mussten, um eine etwas wärmere zu beziehen. Unsern Kaffee und Thee kochten wir uns mit Spiritus selbst; eine Bedienung gab es nicht. Freilich hätten wir wol etwas besser wohnen können, wenn unsere Oekonomie es erlaubt hätte. Denn es bestand schon eine Art Gasthof in Athen, den ein italienischer Philhellene Casalis errichtet hatte. Er hatte ein wiener Frauenzimmer geheirathet, deren Glanzpunkt der Wiener Congress gewesen war und die gern zu verstehen gab, dass sie mehre der damaligen Grössen Wiens, selbst fürstliche Personen, näher gekannt habe. Reisende Engländer, auch Diplomaten und Consuln, die bisweilen von Nauplia herüberkamen, die Offiziere ihrer Kriegsschiffe u. s. w. stiegen bei Casalis ab; wir fanden dort zu einer bestimmten späten Stunde einen ganz leidlichen Mittagstisch, an dem gewöhnlich gegen ein Dutzend Personen Theil nahmen. Ausserdem bestand noch eine Art Hotel garni bei der Witwe Vitali, wo drei bis vier Reisende ein erträgliches Unterkommen finden konnten. Und durch einen günstigen Zufall stellte sich im Laufe der nächsten Wochen eine ganze Anzahl angenehmer junger Fremden in Athen ein, von denen die meisten den grössten Theil des Winters dort zubrachten, andere nur kürzere Zeit verweilten. Da waren der französische Architekt Gouri, der ausgezeichnete schweizer Aquarellmaler Wolfensberger, der Schweizer Fellenberg von Hofwyl, ein englischer Squire Pratt, der bekannt gewordene Philolog Wordsworth, der Engländer Noel, ein Bruder des dresdener Phrenologen und Verwandter von Lord Byron, der Maler Green, der Architekt Pennythorn, gelegentlich andere Engländer, und mein Landsmann der Kunsthistoriker Gaye. So fehlte es nicht an mannichfacher Anregung, Unterhaltung und Belehrung; am Tage

gingen die Archäologen und Künstler ihren Untersuchungen und Arbeiten nach oder erlustigten sich mit der Jagd in den Umgebungen Athens; mit der Dämmerung fanden wir uns grösstentheils an der Table d'hôte bei Casalis zusammen, und Abends ging man mit der Laterne zu Hill, zu Finlay, oder wir Deutschen zu Schaubert, in dessen grossem Zimmer wir oft bei einem Glase Punsch bis tief in die Nacht schwatzten; in demselben Zimmer, in welchem ich nach wenigen Jahren die Universität Athen mit einer Vorlesung über Aristophanes' „Acharner" vor griechischen Zuhörern eröffnen sollte. Es war ein mit allen seinen Unbequemlichkeiten, Mängeln und Entbehrungen köstlicher Aufenthalt, eine unvergessliche Zeit, dieser erste Winter in Athen.

Von dem civilisirten Europa waren wir freilich so gut wie abgeschnitten; in unsern Städten, wo täglich, ja stündlich, vollends seit Einführung der Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen, Posten, Zeitungen und Nachrichten eintreffen, hat man von einem solchen Zustande keine Vorstellung. Auch die Verbindung Nauplias mit Europa beruhte nur auf zufälligen Gelegenheiten durch Kriegs- und Handelsschiffe; bevor die Nachrichten wieder von Nauplia oder Syra nach Athen gelangten, konnten mehre Wochen vergehen. Dagegen begann man unvermerkt sich für die localen Angelegenheiten zu interessiren und allerlei Vorfälle gaben diesem Interesse Nahrung. Im Spätherbste geschah es, dass eine türkische Streifpartie in dem Dorfe Chalandri (Athmonon) eine Meile von der Stadt, welches die Türken als zu ihrem Rayon gehörig ansahen, mit einigen Pallikaren von Vassos' Kriegern zusammenstiess, sie als Räuber tödtete und ihre abgeschnittenen Köpfe vor der Wohnung des Bei in Athen aufpflanzte. Nun spie Vassos in Menidi Feuer und Flammen und drohte Rache. Seine Landsknechte, welche in Athen bei den Architekten, bei Finlay, Kontostavlos und den übrigen Fremden grosse Schätze vermutheten, hatten gar nicht übel Lust, die Stadt zu überfallen, die Türken zu bewältigen und uns auszuplündern. Mehre Tage waren wir nicht ohne Besorgniss; die Türken verdoppelten ihre Wachsamkeit, patrouillirten des Nachts, besetzten die

elende Mauer und hielten die Thore geschlossen. Zufällig kam eben der französische Gesandte Baron Rouen mit einem Kriegsschiffe zum Besuche von Nauplia nach Athen. Er nahm sich der Angelegenheit an, besuchte Vassos in seinem Lager, vermittelte zwischen ihm und dem Bei und stiftete Frieden. Zur Aussöhnung kam Vassos in die Stadt, und diese frohe Nachricht: „Vassos ist beim Bei zu Gaste“ (ὁ Βάσσος τρώγει ψωμὶ μὲ τὸν Μπέην) lief von Haus zu Haus. Wir waren der Sorgen ledig und hatten wieder Ruhe.

Aber es dauerte nicht lange, da wurde sie durch einen andern Vorfall gestört. Der Bei hatte in der Trunkenheit einen angesehenen Athenäer, aus der Familie Vlachos, wegen geringen Anlasses zu Boden geworfen und theils mit eigener Hand theils durch seine Leute dermassen mit Schlägen bedacht, dass der Unglückliche trotz aller Pflege in der folgenden Nacht den Geist aufgab. Der ernüchterte Bei hatte sich auf die Burg geflüchtet; das Volk von Athen aber wollte sich diese Brutalitäten alten Schlages von den Türken, deren Reich schon zu Ende war, nicht mehr gefallen lassen und griff zu den Waffen. Wir waren mit einem innern Kriege in der Stadt bedroht, während man schon täglich die Kunde von der Ankunft des Königs in Nauplia erwartete. Doch gelang es dem Bischof, Psyllas, dem russischen Consul und andern gemässigten Männern, die gerechte Wuth des Volks zu beschwichtigen; der Bei entwich in der folgenden Nacht nach Euböa, und der Deli-Baschi Eyub-Aga übernahm provisorisch die Verwaltung.

Sehr bezeichnend für die damaligen Zustände in Athen war ein Rechtshandel, an dessen Schlichtung oder Beilegung ich auch Theil nahm. Eine Gerichtsbarkeit gab es nämlich nicht; dem türkischen Kadi wollte sich Niemand unterwerfen, ausgenommen etwa die Türken selbst, und eine griechische Gerechigkeitspflege bestand noch nicht, da das Land wenigstens in der Theorie noch den Türken untergeben war. Wenn die Griechen unter sich Streitigkeiten hatten, wandten sie sich an ihren Bischof und die Primaten; wer aber sollte der zusammengewürfelten Bevölkerung Recht sprechen? Und doch konnten auch hier Rechtsfälle nicht ganz ausbleiben, wie sich

denn ein solcher um die Mitte des Winters zutrug. Ein maltesischer Schneider hatte im Hause des Fürsten Karadja bei dessen Schwiegersohne Vlachutzis gearbeitet: er wurde beschuldigt, eine goldene Damenuhr mit langer Kette entwandt und die Kette später an den Wirth Casalis verkauft zu haben. Nach freiwilliger Uebereinkunft beider Parteien wurde die Untersuchung und Erkenntniss in dieser Sache einem von beiden Seiten gewählten Schiedsgerichte von Vertrauensmännern übertragen. Die Wahl fiel auf Psyllas, Finlay, Forchhammer, Kleanthes, mich und etwa noch ein halbes Dutzend andere Richter, Griechen und Fremde. Wir hielten unsere Sitzung in dem stehen gebliebenen gewölbten Erdgeschosse eines zerstörten Hauses, in der Mitte der jetzigen Stadt, unter grossem Zulaufe von Zuhörern; das Gericht währte eine Reihe von Stunden. Vor uns erschienen der ehemals stolze Bojar, das maltesische Schneiderlein, der einstmalige tapfere Hauptmann, jetzige Gastwirth Casalis und einige Zeugen. Es wurde griechisch, italienisch, französich plaidirt, wie Jedem der Geist es eingab oder wie die Richter es besser verstanden; die Verhandlungen waren höchst pikant und gewährten wundersame Einblicke in das Innere des Hauses, wo die Uhr entwendet worden war. So viel steht in meiner Erinnerung fest, dass der Schneider und unser Speisewirth nicht die ehrenvollste Rolle spielten, obgleich Casalis sich damit auszureden suchte, die Kette sei nicht einmal echt gewesen, und er habe sie aus Dummheit für pures Gold gekauft (*che io fù bestia di comprar per oro*). Im Grunde aber ging, soweit ich mich entsinne, aus diesem freiwilligen Geschworenengerichte kein anderes Ergebniss hervor, als dass der als Dieb gebrandmarkte Malteser sich aus Athen entfernte; zu einem Acte amerikanischer Lynchjustiz verstiegen wir ehrsamen Richter uns nicht. Dies ist das erste und letzte mal in meinem Leben gewesen, dass ich förmlich zu Gericht gesessen habe.

Unterdessen war der Winter ungewöhnlich frisch geworden; das Thermometer sank mehrmals unter Null. Bei solchem Wetter hüllt sich der Orientale in seinen Pelz, setzt die Füsse auf den Rand eines Kohlenbeckens und bringt den

Tag müssig zu; aber der Europäer, der im Zimmer lesen, schreiben oder zeichnen will, konnte sich nicht mehr behaglich fühlen, zumal da selbst die Kamine, wo es deren gab, die schlechten Zimmer nicht mehr genügend erwärmten. Lüders als ein anstelliger und praktischer Mann beschloss einen Ofen zu bauen; er fand im Bazar Eisenblech und bog und hämmerte es mit Hülfe eines Schmiedes zu einem viereckigen Kasten zusammen; es wurde eine Thür hineingeschnitten, ein Rohr zusammengebogen, die Maschine aufgerichtet und der Ofen war fertig. Das Olivenholz brannte und knisterte darin dass es eine Freude war. Die Kunde von diesem nie gesehenen Wunder — dem ersten Ofen in Athen — erregte grosse Theilnahme in der Stadt; der Bischof kam, die Sache in Augenschein zu nehmen; auch die vornehmern Türken erbaten sich die Erlaubniss dazu. Sie betrachteten den unförmlichen Ofen mit grossem Erstaunen und mit einer Art Hochachtung, strichen sich den Bart und riefen aus: „Gott ist gross und die Weisheit der Franken ist ohne Ende!“

Eine ähnliche, indess nicht ganz so grosse Wirkung machten um dieselbe Zeit ein paar zweirädrige Karren, welche der Admiral Malcolm zum Behufe des Baues seines Landhauses in Patissia von Malta schickte; denn das ältere Geschlecht hatte doch während des Krieges schon einmal eine Laffete auf Rädern oder selbst einen Karren gesehen. Der grössere Theil der Stadt aber wallfahrtete auch diesmal vors Thor, um jene Wunder der fränkischen Mechanik anzustaunen. In der That vergingen auch fortan noch zwei Jahre, bevor der erste vierrädrige Wagen in Athen gesehen wurde.

Im Ganzen aber wurde uns Fremden die Beschränkung auf Athen, den Piräeus und die nächste Umgegend doch sehr lästig, wir hätten trotz der ungewöhnlich rauhen Witterung gern weitere Reisen gemacht, wenn es räthlich gewesen wäre. Selbst die Akropolis konnten wir nicht frei und ungehindert besuchen, sondern bedurften dazu der Begleitung des Pittakis oder eines andern bekannten Athenäers, und mussten dann den Eintritt von der türkischen Wache durch ein Trinkgeld (Bakschisch) erkaufen. Im November unternahmen wir mit

vielen Pferden und bewaffneter Begleitung wenigstens einen Ausflug nach Sunion und durch die Mesogäa, den ich anderswo erzählt habe, und im Januar machten wir in kleinerer Zahl einen Besuch in Marathon, der mit unserer Beraubung durch Wegelagerer schloss. („Griechische Königsreisen" II. S. 145. 155.) Dieselbe Erfahrung machten Wordsworth, Gaye und einige Andere, als sie einen Abstecher nach Theben und Oropos versucht hatten, und sie wurden noch obendrein mit Schlägen und Stössen mishandelt.

Mit den Türken hatten wir wenige Berührungen; sie kümmerten sich nicht um uns und wir uns nicht um sie. Dem Bei begegnete ich vor seiner Flucht einige mal beim Bischofe, wo er auf dem Divan den Platz zur Linken, nach morgenländischen Begriffen den Ehrenplatz, erhielt. Mit dem Deli-Baschi Eyub-Aga Kurdistanli verkehrte ich bisweilen, eingeführt durch den griechischen Philologen Benthylos, der in Deutschland studirt hatte und unter Kapodistrias anfangs angestellt gewesen war, sich aber wegen seiner Freisinnigkeit nach Athen hatte zurückziehen müssen. Der Deli-Baschi hatte tapfer gegen die Griechen gekämpft, aber gegen Gefangene und Verwundete einen ritterlichen Sinn bewährt. Von Hause aus ein wilder Sohn des kurdischen Gebirges war er in Griechenland zuerst mit der occidentalischen Bildung in Berührung gekommen, und wie mangelhaft sie hier auch noch auftrat, so hatte sie seltsamerweise auf den Asiaten einen tiefen Eindruck gemacht. Vor allem schwärmte er für Constitution und gesetzliche Freiheit, für freie Rede und freie Presse; diese letztere Vorstellung war ihm nämlich durch einige griechische Oppositionsblätter, wie den „Apollon" von Hydra, zugekommen, welche den Despotismus des Präsidenten mit Erfolg bekämpft hatten und welche er sich von Benthylos und andern Freunden — denn er selbst verstand und sprach nur wenig Griechisch — seinerzeit hatte übersetzen und erklären lassen. Da war es nun höchst ergötzlich zu hören, wenn er über die Möglichkeit und Mittel philosophirte, auch seine Kurden zur Freiheit und Gesetzmässigkeit heranzuziehen; aber immer kam er zu dem Resultat, dass zuvor ein tüchtiger Militärdespotismus vorher-

gehen müsse, um den getheilten und unter sich verfeindeten Stämmen seiner heimischen Gebirge zuerst die Einheit und Eintracht zu geben. Gewiss hatte er nicht Unrecht, der unstudirte Häuptling aus Asien; seine Ansichten könnten auch auf andere civilisirtere Länder ihre Anwendung finden.

Von den in Athen geborenen Türken sah ich bisweilen einen gewissen Ali-Aga, der sich sehr ungern von seiner Geburtsstadt trennte. Die Türken Griechenlands waren vor der Revolution an manchen Orten, wo sie in kleiner Minderzahl unter einer überwiegenden griechischen Bevölkerung sassen und selbst manchmal griechische Frauen ehelichten, in Sprache und Denkungsart halbe Griechen gewesen; sie fühlten sich bis auf den Gegensatz der Religion den Griechen verwandter als z. B. den mohammedanischen Albanesen oder Bosniaken, oder selbst ihren Stammgenossen aus dem innern Asien. Daher kam es auch vor, wie Gropius mir oft erzählt hat, dass kranke Türken auf dem Sterbelager griechische Priester zu sich beschieden und sie Gebete über sich lesen liessen, indem sie naiv meinten, vielleicht könne es nützen, und wenn es nicht nütze, so könne es doch nicht schaden. Auch Ali-Aga war ein solcher Freidenker. Eines Tages forderte er mich in der Kaffeeschenke auf, sein Porträt zu zeichnen. Ich entgegnete ihm, dass ich kein Maler sei; „und überdies weisst du," setzte ich scherzend hinzu, „dass der Prophet es nicht will." Was war die Antwort? Mit verschmitzter Miene bohrte er sich die Spitze des Zeigefingers in die Schläfe (ein Gestus überlegener Klugheit und Pfiffigkeit) und sagte: „Bah, der Prophet verstand es nicht besser" (ὁ προφήτης δὲν εἶχε γνῶσιν).

So war auch der Januar 1833 vergangen; die Gerüchte von der erfolgten Ankunft des Königs in Nauplia wiederholten sich fast täglich, man wollte selbst die Kanonen gehört haben — da kam endlich zu Anfang Februar die Nachricht, dass der Ersehnte nun wirklich da sei. Fortan war auch unsers Bleibens in Athen nicht mehr; Schaubert, Kleanthes, Forchhammer, ich und noch einige Freunde rüsteten uns zur eiligsten Reise nach Nauplia, um wo möglich noch zur Landung des Königs anzukommen. Die Freude war gross und allge-

mein; nach zwölfjährigen Kämpfen, Entbehrungen und Leiden aller Art durfte das griechische Volk hoffen, jetzt endlich unter bleibenden geregelten Zuständen einer bessern Zukunft entgegenzugehen und den Lohn für seine Ausdauer zu ernten. Am 9. Februar segelten wir aus dem Piräeus, brachten den folgenden Tag auf Aegina zu und landeten am nächsten Morgen in der reizenden kleinen Bucht des Dorfes Piada an der Küste von Argolis, nördlich von Epidauros.

V.*)

Ankunft in Nauplia. Landung des Königs. Die Deutschen in Griechenland. Admiral Ricord. Erster öffentlicher Ball. Rückkehr nach Athen. Erster Besuch des Königs in Athen. Seine Frauen. Der Piräeus als Hauptstadt. Landung des Königs in Smyrna.

Es war ein sonniger warmer Morgen, als wir bei Piada landeten. Die kleine Ebene zwischen den Bergen an der Meeresbucht schmückte sich schon mit dem keimenden Grün, die Mandelbäume standen in Blüte; in dem ansehnlichen Dorfe, das um die Trümmer einer fränkischen Burg am Felsen klebt, war Alles voller Jubel über die Ankunft des Königs. Aber ein grosser Theil des Vormittags verging, bevor wir Pferde zur Weiterreise auftreiben konnten; wir wurden auf dem Wege von der Dämmerung überfallen und mussten noch einmal zwischen Hieron und Nauplia in einem einsamen Bauernhause übernachten. Am folgenden Morgen waren wir früh auf den Beinen, um die wenigen Stunden weiter zu ziehen. Bei Arria, kurz vor Pronia, stiessen wir auf die ersten bairischen Vorposten. Es war ein wunderbar freudiges Gefühl, die deutschen Landsleute als Stützen einer neuen Ordnung der Dinge, als Bürgen einer nun beginnenden bessern Zeit auf dem classischen Boden zu begrüssen. Nicht minder erfreut waren sie, als ihnen aus den Bergen deutsche Reisende entgegenkamen und

*) R. Prutz Deutsches Museum 1853 N. 28.

sie deutsch anredeten. So zogen wir voll Ungeduld in Nauplia ein; wir hatten fast vier Tage zu der Reise von Athen her gebraucht.

Leider hatten wir gegen unsere Hoffnung uns verspätet; der König, die Regenten und ihr Gefolge hatten sich schon am 6. Februar ausgeschifft. Die Rhede von Nauplia lag noch voll fremder Kriegs- und Handelsschiffe, welche sie übergeführt hatten. Sie waren erst mehre Tage an Bord der Schiffe geblieben, während man die Vorbereitungen zur Landung traf, den nöthigen Hausrath, die Vorräthe u. s. w. in die Stadt schaffte. Unterdessen hatten zwischen der Regentschaft und den Häuptern der Griechen Verhandlungen stattgefunden über die Art der Begrüssung des Königs. Die Griechen waren beharrlich darauf bestanden, den Kopf nach morgenländischem Brauche auch in Gegenwart des Königs mit dem Fess bedeckt zu behalten: eine Foderung, zu der sie zum Theil dadurch bestimmt werden mochten, dass viele von ihnen, besonders die Waffenhäuptlinge, damals nach türkischer Sitte das Vorderhaupt bis an den Wirbel glatt schoren und das Haar am Hinterhaupte wachsen liessen, was ihnen, wenn sie das Fess abnahmen, ein seltsames und nicht eben vortheilhaftes Aussehen gab. Die Regentschaft stellte ihnen die Wahl, entweder nach europäischer Weise den Kopf zu entblössen und mit einer Verbeugung zu begrüssen, oder den vollen morgenländischen Brauch beizubehalten, nämlich mit bedecktem Haupte kniefällig zu verehren und die Kleider zu küssen (προςκυνεῖν). In diesem argen, aber gerechten Dilemma hatten die Griechen doch vorgezogen, sich unserm abendländischen Ceremoniel anzubequemen, wie ungewohnt und lästig es ihnen auch war, stundenlang im Zimmer blossen Hauptes zu bleiben, und wie drollig sie sich auch in den ersten Wochen ausnahmen, bis die geschorenen Vorderköpfe sich wieder mit Haar bedeckt hatten.

Nachdem diese und andere wichtigere Fragen festgestellt worden waren, war der König am Strande von Tirynth, Nauplia gegenüber, gelandet und hatte unter dem ungemessensten Jubel einer herbeigeströmten dichten Menge seinen Einzug zu

Pferde durch das einzige Landthor in die Stadt gehalten, wo er jetzt in dem kleinen von Kapodistrias bewohnten Hause weilte. Mit dem jungen Könige waren gekommen sein Oheim, Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg, die Regentschaft, die bis zu seiner Volljährigkeit für ihn zu regieren hatte, bestehend aus dem ehemaligen bairischen Minister Grafen von Armansperg als Präsidenten, dem Staatsrathe von Maurer und dem General von Heydeck; ferner das Ergänzungsmitglied der Regentschaft von Abel, der Ministerialrath von Greiner, einige andere Notabilitäten und eine Anzahl jüngerer Leute von verschiedenen Civilfächern, ein kleiner Hofstaat, unter dem die Adjutanten Graf von Saporta und Freiherr von Asch die Hauptpersonen waren, endlich unter dem Befehl des Prinzen Eduard eine schwache Abtheilung bairischer Truppen, Fussvolk, Reiterei und Geschütz: das Alles mit der nöthigen Begleitung von Dienern. Einige der höher gestellten Herren hatten auch ihre Familien mitgebracht. Dazu hatten sich aus dem neuen Königreiche fast alle Männer aller Parteien, die in Krieg und Frieden irgend Dienste geleistet zu haben und auf eine neue Anstellung oder Belohnung Anspruch machen zu können glaubten, in diesen Tagen in Nauplia versammelt. So war das enge Städtchen vollkommen überfüllt, es war kaum möglich gewesen, die Menschen alle unterzubringen, und wir verspäteten Ankömmlinge aus Athen mussten uns glücklich schätzen, als wir noch in einem abgelegenen Winkel der Vorstadt Pronia ein kahles Kämmerchen fanden, auf dessen Boden wir mit genauer Noth Raum hatten, unsere Matratzen auszubreiten. Ein anderes Mobiliar, Tische und Stühle gab es nicht; am Tage dienten die zusammengerollten Betten als Sitze.

Freilich waren wir, mit Ausnahme der Stunden der Nacht, sehr wenig in unserm Zimmer. Die Tage vergingen in Nauplia höchst angenehm in geschäftlosem und doch geschäftigem, unterhaltendem und selbst belehrendem Müssiggange. Man hatte fast den ganzen Tag nichts Anderes zu thun als Bekanntschaften anzuknüpfen mit den neu angekommenen deutschen Landsleuten oder den hier zusammengeströmten Griechen aus den verschiedenen Gegenden des Reiches, Besuche zu machen, in

den Kaffeehäusern zu sitzen und sich die neuesten Gerüchte erzählen zu lassen. Zwischendurch machten Schaubert, Forchhammer, Ulrichs, Graf Fugger, Bibra, Geib, Theocharis, ich und andere Freunde, da jetzt die Umgegend frei und das Land sicher war, kleine Ritte nach Argos, der Lerna, Mykenä und ähnlichen historischen Punkten. Natürlich versäumten wir Athenäer nicht, sobald es thunlich war, uns den neuen Machthabern vorstellen und in ihre Familien einführen zu lassen; das Haus des Grafen von Armansperg, welchem drei liebliche Töchter blühten und das auch der junge König einigemal in der Woche zu besuchen pflegte, bildete in jeder Beziehung den bedeutendsten und anziehendsten Mittelpunkt. Auch eine Audienz bei Sr. Maj. dem Könige wurde uns in den ersten Tagen huldvollst gewährt, und durch einen Zufall waren wir hier Zeugen eines nicht bedeutungslosen Vorfalls. Wir waren nach der Mittagstafel um 6 Uhr zur Audienz beschieden und harrten in dem Vorzimmer, welches an den Speisesaal stiess: Forchhammer, Noel, Wordsworth, ich und andere Fremde und Griechen. Da trat der russische Admiral Ricord zu einer Abschiedsaudienz ein, im langen Militärrocke, die Mütze und eine Reitgerte in der Hand: derselbe, von dem der geneigte Leser sich erinnert, dass ihn die kybernitische Partei, falls sie über die Syntagmatiker siegte, zum provisorischen Präsidenten von Griechenland bestimmt gehabt hatte. Sein seltsamer, ganz geringschätziger Anzug mochte sogleich ins Speisezimmer gemeldet worden sein; Graf Saporta erschien, führte Ricord in ein Gemach an der andern Seite des Vorzimmers, dessen Thür er offen liess, und sagte mit lauter Stimme: „*Mais, Monsieur l'amiral, S. M. est habillée pour vous recevoir, et vous venez en redingote!*“ Der Admiral, welcher geglaubt haben mochte, sich an dem jungen Hofe wegen seiner verfehlten Hoffnungen durch eine solche Insolenz rächen zu können, murmelte betreten einige Entschuldigungen: er müsse noch in derselben Nacht unter Segel gehen und erscheine deshalb in Reisekleidern. Graf Saporta ging zum Könige zurück, kehrte gleich wieder und sagte nochmals mit lauter Stimme: „*Le roi vous souhaite un bon voyage!*“ Damit war der impertinente Admiral entlassen; dieser

Auftritt aber, von dem ich Augen- und Ohrenzeuge war, zeigte deutlich, welches Uebermuthes man sich von der russischen Partei, wenn auch nicht vom russischen Hofe, zu versehen habe, und trug nicht wenig dazu bei, die Regentschaft, die sich bis dahin möglichst neutral gehalten hatte, den Kapodistrianern ungeneigt zu machen und sie in die Arme der Liberalen oder Syntagmatiker zu führen. Am petersburger Hofe soll dies ungeschickte Benehmen dem Admiral Ricord sehr verübelt worden sein und ihm eine bleibende Ungnade zugezogen haben. Solche kleine Vorfälle im Vorzimmer sind oft massgebende Wegweiser in der Politik. Die sogenannte russische Partei hatte den Pferdefuss zu deutlich gezeigt, und es gelang ihr nicht leicht, diesen ungünstigen Eindruck wieder zu verwischen.

Der junge König war der Abgott aller Griechen. Eine schlanke Gestalt, voll jugendlicher Frische, mit einer natürlichen Milde und Anmuth begabt, gewann er schon durch seine Erscheinung alle Herzen. Wenn er, wie täglich geschah, spazieren ritt, gefolgt von seinen ebenso jugendlichen Ordonnanzoffizieren Botzaris, dem Sohne des gefeierten Markos, und Karpunis, die in München erzogen worden waren, drängte sich das Volk auf seinen Wegen; die Bauern, die Frauen bezeichneten sich mit dem Kreuze und priesen sich glücklich, dass sie nach langen Leiden einen König von Angesicht zu Angesicht schauten. Zu Festen im europäischen Sinne war das enge Nauplia noch wenig angethan; doch veranstaltete die Stadt noch im Februar einen Ball zur Bewillkommnung des Königs. Zum Ballsaal gab es keinen andern Raum als eine ehemalige Moschee, welche unter Kapodistrias theils als öffentliche Schule, theils als Senatshaus gedient hatte, und die daher das Buleutikon (βουλευτικόν) genannt wurde. Vermittelst einiger Kron- und Armleuchter, einiger grünen Kränze und Draperien wurde der Tempel Mohammed's zum Festsaal ausstaffirt; eine Laune des Zufalls wollte noch, dass eine der verzierten Säulen vom Eingange des Schatzhauses des Atreus in Mykenä, nach dessen Aufdeckung durch Lord Aberdeen, von den Türken kurz vor dem Ausbruche der Revolution zum Bau dieser Moschee verwandt und als Oberschwelle über der Hauptthür eingemauert worden

war (vgl. Curtius, Peloponnes II. S. 408 und 571, Anm. 33). So trat das junge Königthum hier mit dem Agamemnonischen Königthum der Pelopiden in unmittelbare Berührung. Was würde jene Säule, wenn sie reden könnte, von den wechselnden Schicksalen Griechenlands seit drei Jahrtausenden zu erzählen haben! Die kahlen innern Wände der Moschee waren zum Theil mit Leinwandstreifen verhangen, auf denen Inschriften angebracht waren; das erlauchte Geschlecht der Wittelsbacher, von dem man in Griechenland bis dahin nicht viel gewusst hatte, nahm sich hier in griechischen Lettern gar befremdlich aus: „Es lebe das Wittelsbachische Haus“ (*ζήτω ἡ οἰκία τῶν Οὐιττελσβάχων*!). Der König und sein Gefolge, die hohe Regentschaft und die übrigen bairischen Grössen in goldgestickten Uniformen, die fremden Diplomaten und Consuln, die Seeoffiziere der fremden Kriegsschiffe, bairische und griechische Offiziere, griechische Waffenhäuptlinge und politische Grössen, dazu die Damen, kurz die Crême des ganzen werdenden Staats drängte sich hier einige Stunden in dem verhältnissmässig engen Raume zusammen; an Tanzen war nicht viel zu denken. Aber es war das erste Fest dieser Art im neuen Griechenland, und darum ein historisches.

Unter solchem und ähnlichem Treiben vergingen einige Monate in Nauplia schnell und angenehm. Wie die Regentschaft von der Regierung, so nahmen wir Archäologen durch erweiterte Ausflüge, die sich bis Epidauros und Thyrea erstreckten, für unsere Zwecke gleichsam Besitz vom Lande. Gegen Ende April kehrte ich mit meinem Freunde Ulrichs über Korinth und Megara nach Athen zurück. Da hatte sich denn auch Vieles in den Verhältnissen geändert; einige Compagnien Baiern unter dem Oberstlieutenant Herbst waren eingerückt, die Türken waren nach Euböa abgezogen, das sie auch bald räumen sollten. Die archäologische Colonie, die hier im Winter versammelt gewesen war, hatte sich zerstreut, die Engländer waren abgereist, Ulrichs, Lassaulx, Graf Fugger waren an ihre Stelle getreten. Bald machten auch der König und die Regentschaft mit dem Kronprinzen Max von Baiern, der auf einem neapolitanischen Dampfer auf einige Wochen

nach Griechenland gekommen war, ihren ersten Besuch in Athen. Ein Theil der Regentschaft traf zu Wasser hier ein; König Otto und der Prinz sollten Nachmittags, den 23. Mai, zu Lande von Megara kommen. Die Bevölkerung von Athen, die Bauern der Umgegend harrten seit Mittag in der grössten Spannung auf den niedrigen Hügeln vor dem Thore von Morea. Nach mehrstündigem Warten kam ein kleiner Reiterzug auf der Strasse von Eleusis aus dem Oelwalde heraus: drei schlanke verschleierte Frauenzimmer — die jungen Gräfinnen Armansperg — begleitet von einigen Herren und Reitknechten. Die albanesischen Bauern, gewohnt ihre ehemaligen Machthaber von Houris und Odalisken begleitet zu sehen, hielten die jungen Damen ganz arglos für die Frauen des Königs, und flüsterten sich ehrfurchtsvoll einander zu: „Seht da, sein Harem“ (*νὰ τὰ χαρέμιά του*)! Es schien ihnen vollkommen natürlich, dass es einem Könige nicht daran fehle. Auf dies Zeichen, dass der Zug nahe sei, ritt auch ich mit einigen Freunden dem kommenden Fürsten bis Kloster Daphni entgegen; wo der Weg aus dem Engpasse des Aegaleos heraustritt und Athen in der Entfernung einer Stunde zuerst sichtbar wird, fand die Begrüssung des Königs durch die Häupter der Stadtgemeinde und die unvermeidliche Anrede statt; dann ging es in schnellem Trabe zur Stadt hinunter, wo die königlichen Brüder bei dem alten Fürsten Karadja ihre Wohnung nahmen.

An den folgenden Tagen hatten Forchhammer, Lassaulx und ich vollauf zu thun, die hohen Reisenden bei den Alterthümern der Stadt, der Burg und der Umgegend herumzuführen. Damals begann schon die Erörterung der Frage, welcher Ort zur künftigen Hauptstadt und Residenz zu wählen sei. Der bairische Architekt Gutensohn, der im Gefolge der Regentschaft nach Griechenland gekommen war, hatte den Piräeus dazu ausersehen; man ritt daher eines Tages nach dem Hafen hinunter und Gutensohn entwickelte an Ort und Stelle seine Ansichten und bezeichnete den Platz, den er für das königliche Schloss bestimmt hatte. Er fiel aber mit seinen Vorschlägen durch, und es konnte und durfte nicht anders sein. Wie hätte man Stadt und Schloss unmittelbar ans Meeresufer setzen

können, wo sie, in Ermangelung einer genügend starken Flotte, im Bereiche der Kanonen jedes feindlichen Linienschiffes gewesen wären? und welche Annehmlichkeit wäre es gewesen, auf der kahlen, felsigen und wasserlosen Halbinsel des Piräeus zu wohnen, auf eine halbe Stunde weit von einer versumpften Niederung umgeben, während man in Athen selbst den Namen der Stadt, die Erinnerungen, die Ueberreste des Alterthums, die gesunde Lage, die grössere Sicherheit, die freie Bewegung nach allen Seiten hin für sich hatte? Der Piräeus wurde daher sogleich verworfen; Athen aber hatte bis zur endlichen Entscheidung noch lange mit Nauplia, mit Korinth und selbst mit Megara zu kämpfen.

Von Athen kehrte die Regentschaft nach Nauplia zurück, der König aber ging an Bord der englischen Fregatte Madagascar, die ihn unter der Führung von Sir Edmund Lyons auch nach Griechenland gebracht hatte, um noch einige Inseln zu besuchen. Athen ging von der Aufregung dieser königlichen Anwesenheit wieder in die gewohnte Ruhe über und beschäftigte sich mit seiner Getreideernte, die in diesem Jahre, wegen des feuchten und kalten Winters, ungewöhnlich spät, erst am 28. Mai begann. Aber nun senkte sich bald die Hitze des Sommers über das Land; bald war alles Grün bis auf das Laub der Bäume und Weinberge verdorrt.

Jener Ausflug des Königs auf die Inseln wurde unverhofft und unüberlegt, aber gewiss ganz unbefangen, zu einem Besuche nach Smyrna ausgedehnt, wo die freudigst überraschte griechische Bevölkerung es sich nicht nehmen liess, den König Otto zu einem Tedeum in die Hauptkirche zu führen. Die Bestürzung der Pforte über diese jugendliche Keckheit, zumal an Bord einer englischen Fregatte ausgeführt, war nicht gering; sie versah sich fortan eines unruhigen und unternehmenden Nachbarn. Nicht geringer war die Bestürzung der Regentschaft in Nauplia, als der König und Capitän Lyons bei der Rückkehr lachend ihr Abenteuer erzählten; obendrein waren die Gesetze der damals noch bestehenden Quarantäne in aller Unschuld mit Füssen getreten worden. Indess wurde die Sache, welche einen diplomatischen Bruch drohte, gütlich beigelegt;

Sultan Mahmud hatte sich ja noch Grösseres müssen gefallen lassen. Nur der griechische Erzbischof von Smyrna fiel als Opfer, und fand eine Zuflucht und einen neuen Bischofssitz in Griechenland.

VI.*)

Griechischer Sommer. Ausflüge ins nördliche Griechenland. Glaube an Feen. Hochzeitsgebräuche. Verhaftung eines meiner Räuber. Versammlung von Capitanis in Lebadea. Mein Räuber vor Gericht. Die Capitanis und Armatolen. Meine Anstellung im Dienste. Sprachverhältnisse. Geselligkeit in Nauplia. Verhaftung vieler Häuptlinge. Ritte auf Maltesern.

Der volle Sommer war jetzt da; in Attika hatte man die Gerste in den letzten Wochen des Mai geschnitten, die in Messenien, in der Maina und auf den Inseln in günstigen Jahren schon in den letzten Tagen des April reif ist. Auf die Gerste folgt sehr bald der Weizen, und das sind, ausser türkischem Korn, die beiden einzigen Getreidearten des Landes; nur ganz ausnahmsweise, in einigen hochgelegenen und dürftigen Gegenden, baut man etwas Roggen und Hafer. Daher ist auch der Juni der eigentliche Erntemonat, und heisst ganz allgemein bei den Bauern in Morea und auf dem Festlande der Schnittermond (θεριστής), wie der Juli der Tennen- oder Dreschmond (ἀλωνάρης)**). Die Sonne scheint in diesen Monaten in voller Glut von dem ehernen Himmel, den selten ein Wölkchen trübt; von Anfang Juni bis zur Tag- und Nachtgleiche, manchmal bis in den October hinein, fällt in Attika und in den meisten niedrigen Gegenden des Landes selten ein Regenschauer. Nur alle zwei bis drei Jahre trägt sich strichweise ein solches Ereigniss zu. Daher verdorren auch von Ende Mai an alles Gras und

---

*) R. Prutz Deutsches Museum 1854 N. 36.

**) Wo nämlich Pferde oder Ochsen das Getreide auf Tennen unter freiem Himmel austreten (ἁλωνίζουσι). „Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden."

alle Kräuter in der Ebene, nur die Weingärten bleiben lebhaft grün, die Baumwollen- und Melonenfelder behalten eine dürftige gräulichgrüne Färbung. Die Schaf- und Ziegenheerden werden schon seit Anfang Mai aus den Ebenen an der Meeresküste, wo sie überwintert haben, in die höhern Gebirge getrieben, um erst im October von dort wiederzukehren. Nur wo ein Wasserlauf, eine künstlich herbeigeleitete Wasserrinne ein Stückchen Landes zu berieseln gestattet (χωράφι ποτιστικόν), da kann Mais, Anis (γλυκάνισον), Taback, Zwiebeln und Aehnliches gebaut werden, da erhält sich eine freudige Vegetation.

Ich behielt mein Standquartier in Athen und machte von hier aus Ausflüge ins nördliche Griechenland, nach Megara, Theben, Chalkis (Negropont), dem Helikon, Lebadea und dem Parnass, bis Delphi und Krissa. Ueberall begann die Ruhe und Ordnung, und in ihrem Gefolge auch Arbeitsamkeit und Anbau sich wiederherzustellen. Besonders gern verweilte ich in Lebadea, welches damals gewissermassen der Hauptort dieser Gegenden war; hier hatte wie in Theben die türkische Aristokratie gesessen, und hier wohnten auch die verhältnissmässig wohlhabendsten und gebildetsten griechischen Landeigenthümer (ἄρχοντες, der natürliche Adel des Landes). Mein dortiger Gastfreund war Antonakis Georgantas, der auch als Secretär (γραμματικός) des Odysseus und nach dessen Tode bei andern Waffenhäuptlingen eine Art Stellung im Freiheitskriege behauptet hatte. Ich brachte wiederholt mehre Tage in seinem gastlichen Hause zu; nur in Einem Punkte harmonirten wir nicht recht. Georgantas war ein Anhänger der kapodistrianischen Partei, und wenngleich er diese Gesinnung möglichst zurückdrängte, so gab es doch bisweilen kleine Differenzen.

Auf diesen Ausflügen, wo ich in Eleusis, Platää, Thespiä, Orchomenos, Daulis, Delphi u. s. w. oder vielmehr in den Dörfern, welche an die Stelle jener alten Städte getreten sind, bei den Bauern und Hirten wohnte und schlief, fing ich an mit der Sprache, den Sitten, der Denkweise dieses im Ganzen ehrenwerthen und trefflichen Menschenschlages erst recht vertraut zu werden. Manche charakteristische kleine Züge finde

ich in meinem Tagebuche aufgezeichnet; später habe ich solche Aufzeichnungen versäumt, weil mir die Gegenstände alltäglich wurden. Aberglauben, und vollends finstern Aberglauben, fand ich nicht viel; das Gemüth der Griechen ist dafür zu heiter; aber Einzelnes gemahnt doch noch ans Heidenthum. So ist der Glaube an Feen oder „gute Herrinnen“ (καλαὶς κυράδες) sehr verbreitet; bei Athen in einer Grabhöhle unter dem Museionshügel, bei Kephisia an den Quellen des attischen Kephisos, und bei Theben in einer Felsschlucht im Bette des Ismenos sind einige Hauptsitze der „guten Frauen“. Kranke opfern ihnen kleine Kuchen und dgl. um wieder gesund, junge Mädchen um bald verheirathet zu werden. Ein Bauer, den ich darüber befragte, war einst des Nachts hier vorübergekommen und hatte die Fee in ihrer Höhle singen und die Laute schlagen hören; ein anderer, der im Kriege in der Nähe einer solchen Grotte auf Beiwacht lag, hatte sie in der Gestalt wunderschöner Weiber tanzen sehen, sodass er die ganze Nacht kein Auge hatte schliessen können. Auch einen Priester befragte ich darüber; er nannte die Feen teuflische Dinge (διαβολικὰ πράγματα), ohne indess ihr Dasein zu bezweifeln. Er glaubte an die Feen wie seine Gemeinde.

Nicht wenig verwundert war ich, unter dem Volke selbst den Namen Voltaire's als eines Antichristen bekannt zu finden. Eines Tages bot ich in Theben meinem Milchbauer, einem muntern aufgeweckten Manne, der lesen konnte, ein neugriechisches Evangelium an. „Aber“, sagte er, „wenn es nur nicht von Voltaire ist?“ Und mein Freund Lontos, ein in Italien gebildeter junger Grieche, erzählte mir, dass er einst unter einem Baume liegend ein Buch las. Ein Bauer kam dazu, nahm das Buch auf und fand ein Portrait davor. „Bruder“, sagte er, „fürchtest du dich nicht, die Hölle wird dich verschlingen?“ (ἡ κόλασις θά σε φάγῃ). — „Und warum denn?“ — „Das ist ja das Bild Voltaire's“ (αὐτὰ εἶναι τὰ μοῦτρα*) τοῦ Βολταίρου).

*) Τὰ μοῦτρα, in der platten Sprache „Porträt, Fratze“: von *monstrum.*

In Lebadea hatte ich auch Gelegenheit, mit Georgantas mehren Scenen einer Hochzeit aus dem untern Bürgerstande beizuwohnen. Zuerst begaben wir uns am Freitage in das Haus des Bräutigams (γαμβρός), als er der Braut (νύμφη) Geschenke schickte: ein paar seidene Tücher, einen kleinen Spiegel, ein Kleid und ein süsses Gebäck. Eine Menge Frauen, auch Gönnerinnen aus der höhern Classe, sassen in der engen Kammer am Boden, liessen die Geschenke von Hand zu Hand gehen, und nähten Düten aus Papier, um die Zuckermandeln u. s. w. hineinzuthun. Alles wurde dann in einen flachen Korb gepackt und von einer alten Frau nach dem Hause der Braut getragen. Auch wir folgten. Hier war das Zimmer ebenfalls voll Frauen; die Braut sass hoch auf dem Divan an der Wand, mit halbgeschlossenen Augen, unbeweglich wie eine Bildsäule. Eine Geige und eine Handtrommel (diese musikalischen Instrumente heissen zusammen τὰ λαλούμενα) machten hier dieselbe unbarmherzige Musik wie in dem ersten Hause; die Frauen sangen ein Lied. Als wir gingen, küssten die Braut und ihre jüngere Schwester meinem Freunde und mir die Hand, zum Danke für unsern Besuch.

Am Sonntage Nachmittags war die Trauung im Hause der Braut. Ein schmuziger Papas verrichtete dieselbe, ein anderer assistirte ihm. Die Braut erscheint dabei als unwillig widerstrebend, als willenlos nachgebend. Eine ältere Schwester hatte sie unter den Arm gefasst und stützte sie. Die Priester sangen und beteten, nicht ohne einen derben Humor. Denn mitten in der Ceremonie wandte sich einer derselben an die Versammlung: „Geliebte Mitchristen“, sagte er, „ihr wisst, dass gewisse böse Frauen teuflische Zaubermittel anwenden“ (κάποιαις κακότροπαις γυναῖκες μεταχειρίζονται διαβολικὰς μαγίας); „wir verdammen und verfluchen dieselben und erklären sie für unwirksam.“ Die Männer lachten, die Frauen wurden roth. Hierauf fand der Ringwechsel Statt. Der Hauptact ist aber die Krönung (τὸ στεφάνωμα), wonach die ganze Trauung benannt wird. Zwei grosse Kronen aus Weidenruthen, mit rothen Bändern und Flittergold umwunden, sind mit einem rothen Bändchen zusammengeknüpft. Ein Knabe (στεφανοφόρος) trug

sie nebst einer geweihten Kerze vor dem Bräutigam bei seinem Eintritt in das Haus einher. Der Priester drückte sie dem jungen Paare auf das Haupt, und der zur Rechten des Bräutigams stehende Gevatter (κουμπάρος) setzte sie dann unter mannichfaltigen Windungen bald dem Einen bald der Andern auf. Alsdann wandelten die Vier — die Brautjungfer, die Braut, der Bräutigam und der Gevatter —, von dem Priester geführt, drei mal um den Altar herum, das Evangelienbuch und ein Heiligenbild auf demselben küssend, wobei der Gevatter seine Hände in den Nacken des Brautpaars gestemmt hielt, sie gewaltsam niederdrückend, so oft die Ceremonie es erforderte, dass sie sich verbeugten. Ueberhaupt spielt der Gevatter bei der Trauung die wichtigste Rolle; es heisst in aller Zeit von ihm, dass er das Ehepaar gekrönt habe (ἐστεφάνωσε), und er tritt fortan in die Stellung und die Rechte des nächsten Verwandten und Berathers. Hiermit war die Ceremonie geschlossen*); die Angehörigen und Freunde gingen jetzt das junge Paar auf die Wangen oder die Stirn zu küssen, und jeder drückte der Braut die Hand auf den Mund, die sie küssen muss. Endlich ging zuerst der Bräutigam nach seinem Hause, welchem die Braut im feierlichen Zuge folgte: voran die Musik und der kranztragende Knabe, dann eine Schar von Frauen, hierauf die Braut, von zwei männlichen Verwandten unter den Armen gehalten, mehr getragen als gehend, mit todtem ausdruckslosem Gesicht; die Griechen nennen dies: „sie geht stolz einher“ (καμαρόνει), aber für einen Fremden sieht es aus, als werde sie zur Hinrichtung geführt. Langsam langte der Zug vor dem Hause des neuen Ehemanns an. Hier warf der Gevatter eine Handvoll Reis und eine Handvoll kleiner Münzen unter die schaulustige Jugend aus, was den künftigen Reichthum des neuen Haushalts vorbedeutet. Der Braut reichte man Honig; sie tunkte einen Finger hinein und beschrieb, die Hand sich von

*) Eine Hochzeit heisst noch γάμος oder pluralisch γάμοι, aber das Zeitwort γαμεῖν ist unanständig geworden und wird nur in obscönem Sinne gebraucht. So heisst auch φιλεῖν nicht mehr lieben, sondern küssen.

ihrer Schwester führen lassend, ein Kreuz über der Thür, zum Zeichen dass sie in der Ehe süss und milde sein wolle wie der Honig.

In vielen dieser Gebräuche haben sich Anklänge alter Sitten erhalten; so in den Werbungsgeschenken (die den alten *ἀνακαλυπτήρια* zu entsprechen scheinen), und namentlich in der Ausstreuung von Naschwerk und Münzen (den *καταχύσματα*, Becker, Charikles II, 413. 468; Hermann, Griechische Privatalterthümer §. 31, 24).

Als ich im August im Begriffe war, mit dem englischen Architekten Pennythorn wieder von Athen nach Delphi aufzubrechen, meldete sich fast im Augenblicke der Abreise ein Mann bei mir, der sich erbot, „gegen ein gutes Trinkgeld" einen der Räuber anzuzeigen, die mich und Herrn Pratt im Januar bei Marathon ausgeplündert hätten, und der jetzt in einem attischen Dorfe wohne. Ich bedeutete ihn mit wenigen Worten, dass man nicht gewohnt sei, unter der jetzigen Ordnung der Dinge die Anzeige eines Verbrechens von einem Trinkgelde abhängig zu machen, führte ihn schnell noch zu dem Nomarchen von Attika, damit er dort seine Deposition abgebe und einstweilen selbst in Haft genommen werde, und ritt dann nach Delphi ab. Auf der Rückkehr kam ich gegen Ende August nach Lebadea zu einer Zeit, wo eben Jahrmarkt war; ich fand bei meinem Gastfreunde Georgantas unter dem Vorwande des Marktes eine ungewöhnliche Zahl ehemaliger Waffenhäuptlinge (*ὁπλαρχηγοί, καπιτανάῖοι*) aus dem nördlichen Griechenland versammelt, denen ich ungelegen zu kommen schien, denn so oft ich in das Hauptzimmer trat, stockte offenbar das Gespräch. Dennoch würde ich kein Arg daraus geschöpft haben, wenn nicht ein anderer der Primaten, Nikolaos Kalogeropulos, der zu der liberalen Partei gehörte, mich auf einen Spaziergang allein genommen und mir mit sorglichem Gesichte gesagt hätte, es bereite sich hier ohne Zweifel eine Verschwörung gegen die königliche Regierung vor; wenn ich Gelegenheit habe, so möchte ich die Regentschaft darauf aufmerksam machen. Auch auf diese Mittheilung legte ich in meiner sorglosen Weise noch kein Gewicht; indess schrieb ich

doch darüber an einen Freund in Nauplia, der sich in der Nähe des jetzt verstorbenen Grafen von Armansperg befand. Es sollte sich später zeigen, dass Kalogeropulos Recht gehabt hatte, und dass der von mir gegebene Wink nicht unbeachtet geblieben war.

In Theben war damals einer der ersten drei provisorischen Gerichtshöfe errichtet und so gut wie möglich besetzt worden, damit doch eine Art Recht im Lande gesprochen werden konnte. Denn die neuen Rechtsbücher waren noch nicht fertig, der Staatsrath von Maurer und mein Freund Dr. Geib (jetzt Professor in Tübingen) hatten noch lange daran zu arbeiten. Konstantin Rhallis, nachmals mein College an der Universität, ein in Deutschland gebildeter Jurist, war damals Staatsprocurator in Theben. „Sie kommen eben recht", rief er mir entgegen; „seit einigen Wochen hat man Ihren Räuber aus Attika eingebracht, und Sie können morgen mit ihm confrontirt werden." Dies geschah, war aber gänzlich überflüssig; denn einmal erkannte ich den Mann nicht wieder, der sich bei der That das Gesicht schwarz angemalt hatte, und zweitens war der arme Schelm vollkommen geständig und reumüthig. Es war ein bildschöner, junger Bauer; er hatte im Januar unter Vassos' Heerhaufen gedient und mit sechs Kameraden, die seit der Auflösung der irregulären Truppen in die Türkei entwichen waren, die That verübt. Aber aus Scham konnte er lange nicht vermocht werden, das Ding beim rechten Namen zu nennen; auf Rhallis' Querfragen gab er immer zur Antwort: „Es war an einem Sonntage, wo wir die Sache gethan haben" (ὅπου ἐκάμαμεν αὐτὴν τὴν δουλειάν), indess endlich entschlüpfte ihm mit leiser Stimme das Geständniss: „wo wir die Franken geplündert haben" (ὅπου ἐξεγυμνώσαμεν .τοὺς Φράγκους). Die Richter waren in Verlegenheit, was sie mit ihm anfangen sollten, denn der Raub war noch unter türkischem Rechte verübt worden, und nach türkischem Gesetze hätte der Tod darauf gestanden, was für diese kleine Strauchdieberei eine Unmenschlichkeit gewesen wäre. Dazu bat ich inständigst für meinen schönen Räuber, der offenbar nur von seinen Gesellen verleitet worden war, und so wurde

er *ex bono et aequo* zu sechs Monaten Gefängniss in der Festung Chalkis verurtheilt. Nachmals habe ich in seinem Dorfe, in Spata in der Mesogäa, öfter übernachtet, aber entweder hat er mich nicht wieder erkannt oder sich doch nicht gemeldet, und ich fühlte keine Versuchung, nach ihm zu forschen und ihn auf mich aufmerksam zu machen. Meine damals verlorene Flinte tauchte nach Jahren im Trödel in Athen wieder auf, ich konnte aber mein Besitzrecht darauf nich bündig erweisen.

Durch diesen kleinen Zwischenfall war die Angelegenheit der Capitani und der von Kalogeropulos gegen sie geäusserte Verdacht bei mir wieder ganz in den Hintergrund gedrängt worden, zumal da man damals, im Sommer 1833, sonst wenig von ihnen merkte. Vor kurzem noch gleichsam Herren des Landes, waren sie jetzt wie vom Erdboden verschwunden. Nach der Ankunft des Königs und der Regentschaft waren alle unregelmässigen Truppen aufgelöst worden; ein Theil der Mannschaften hatte sich für die ersten Anfänge regelmässigen Militärs anwerben lassen, ein anderer Theil, die ordentlichsten und fähigsten Leute, nebst einer Anzahl jüngerer Offiziere, waren in die neue Gendarmerie (χωρωφυλακή) aufgenommen worden, welche ein französischer Philhellene, der Oberst Gralliard, wenn ich nicht irre, in kurzer Zeit mit grossem Geschick und dem besten Erfolge organisirte; die meisten der alten Palikaren aber waren mismüthig in ihre Gebirge zurückgekehrt oder über die türkische Grenze gegangen und ihre frühern Häuptlinge lebten zurückgezogen und schmollend in ihren Dörfern und Flecken, fern von der neuen Ordnung der Dinge. Sie grollten wie unsere alten Ritter, dass die Zeit der Schwertträger (σπαθᾶδες) vorüber war und die der Federfuchser (καλαμαρᾶδες) gekommen zu sein schien. Dies System der Häuptlinge mit bewaffneten Gefolgschaften (ἁρματωλοί), wie es sich unter den Türken ausgebildet hatte, ist in seinen Anfängen gewiss sehr alt; es ist in dem meistens unwegsamen Gebirgslande ganz naturwüchsig. Ein kühner Mann warf sich zum Führer auf, versammelte Genossen um sich, beging einige Räubereien an Türken und Christen, selbst an Klöstern, und wurde der Schrecken seiner Gebirgsgegend. Entweder gelang

es den Türken, ihn zu bewältigen, oder er war ihnen zu mächtig; in diesem Falle unterhandelten sie mit ihm und übertrugen ihm die Capitänschaft (τὸ καπιτανάτο, τὸ ἀρματωλίκι) seiner Provinz oder machten ihn zum Wächter eines der schwierigen Gebirgspässe (δερβὶν-ἀγᾶς), wo es ihm denn oblag, gegen eine jährliche Summe mit seinen Leuten eine Art bewaffneter Gendarmerie zu bilden und andere Räuber von seinem Districte fern zu halten. Auf solche Verhältnisse und Zustände beziehen sich die meisten der alten Klephthenlieder, und mancher tapfere Häuptling lebt noch nach Jahrhunderten im Gesange fort. Etwas Analoges bieten im Alterthume die Miethsoldaten und ihre Führer (ξεναγοί); Klearchos der Lakedämonier lebte auf dem thracischen Chersonnes ganz wie ein heutiger Armatolenhauptmann (Xenoph. Anab. 1, 1, 9); sehr verwandte Geschichten erzählt Polyän (Stratag. 2, 34 und 6, 1) von den Tyrannen Deinias und Jason, und auch Pyrgopolinices bei Plautus hat manche sehr ähnliche Züge. Aus diesen halben Räuberscharen waren im Freiheitskriege die besten Anführer, wie ein Kolokotronis, Nikitas, Odysseus, Karaïskakis und Andere, die noch leben, hervorgegangen; sie sind von Klephtenhauptleuten zu Generalen, Adjutanten, Hofmarschällen und Grosskreuzen des Erlöserordens emporgestiegen.

Als ich nach Athen zurückkehrte, rüstete ich mich zur Abreise von Griechenland, denn meine Reisemittel waren erschöpft. Ein Anerbieten der Regentschaft, Dienste zu nehmen, hatte ich schon vor einigen Monaten abgelehnt. Es hatte verlautet, dass ein deutscher Architekt aus Rom, Weissenborn, ohne philologische Kenntnisse und ohne Sprachkunde, als Oberconservator der Alterthümer ins Land gezogen werden solle, und unter ihm wollte ich nicht dienen. Ich ging daher im September nach Nauplia, um mich bei dem Könige und der Regentschaft zu verabschieden; zugleich berichtete ich dem Grafen von Armansperg mündlich, was ich in Lebadea gesehen und gehört. Er gab mir zu verstehen, dass er bereits unterrichtet sei, und empfahl mir Schweigen. Auf sein Zureden und seine Versicherung, dass ich zu Hrn. Weissenborn in keine unangenehmen Beziehungen gesetzt werden solle, und

auf dieselbe Zusicherung von anderer mächtiger Seite entschloss ich mich, die mir nochmals angetragene Anstellung als Unterconservator der Alterthümer im Peloponnes anzunehmen, mit dem Gedanken, dass es mir sehr angenehm und förderlich sein könne, auf diese Weise noch ein Jahr oder zwei im Lande zu bleiben. Ich holte meine wenigen Bücher und Effecten von Athen, miethete ein Zimmer in Nauplia, und wurde nun von Hrn Trikupis, der damals Cultusminister war, vor einem griechischen Priester als wohlbestallter Beamter in Eid und Pflicht genommen. Bald darauf ging das Ministerium an meinen Freund Schinas über.

Der Sprachwirrwarr war um diese Zeit und noch auf einige Jahre hinaus in der eben entstehenden und sich bildenden Verwaltung ungemein gross. Mit der Masse des Volks und mit dem grössern Theile der Angestellten konnte natürlich nur griechisch verkehrt werden, und diese Angestellten selbst, in der Administration, dem Hebungs- und Zolldienste, den Friedensgerichten u. s. w. waren fast ohne Ausnahme aller vorbereitenden Bildung zu ihren Dienstverhältnissen völlig baar und ledig, ausser den Kenntnissen, die sie sich durch Erfahrung während des Freiheitskrieges oder in den beziehungsweise schon ruhigern Jahren unter Kapodistrias seit 1828 erworben hatten. Sie waren meistens aus bankrotten oder zurückgekommenen Kaufleuten und Handelscapitänen, verarmten Grundbesitzern, invaliden Kriegern u. s. w. hervorgegangen; einige Jahre Aufenthalt in einer südeuropäischen Stadt, wie Triest, Ancona, Livorno, Marseille, oder eine Abstammung von den Jonischen Inseln, wo der Betreffende geordnete Zustände gesehen und eine fremde Mundart wenigstens zu mündlichem Gebrauche sich angeeignet hatte, galt schon für eine wesentliche Empfehlung und musste akademische Vorbildung und Staatsexamen ersetzen. Die Zahl der Griechen, die sich auf europäischen Universitäten, in Deutschland, Frankreich, Italien, England, eine Bildung geholt hatten, war im Jahre 1833 noch sehr klein, und ausser wenigen Juristen und Philologen waren es nur Aerzte. Daher die Erscheinung, dass die höhern Staatsämter, die Ministerien, Staatsrathstellen u. s. w. grossentheils

mit Aerzten besetzt wurden; Kolettis, Zographos, Mauros, Mansolas, Glarakis u. s. w. waren oder sind von Hause aus Aerzte. Dabei hatten einige dieser Herren die europäische Mundart, in welcher sie sich einst ihre Kenntnisse erworben, ziemlich wieder vergessen; es ist mir begegnet, dass Einer unter ihnen, der freilich von Allen der Schwächste war, in Gegenwart des Königs, also doch gewiss allen Ernstes, die Alterthümer in mündlicher Rede „Alterdummheiten“ benannte, wie ein Anderer nach einem langen und scharfen Ritte versicherte, er sei „lauter wundig“, d. h. ganz wund. Aber das waren nur Ausnahmen; Andere waren des Deutschen noch bewunderungswürdig mächtig, Mansolas sprach noch wie ein jenenser Bursche und erinnerte sich mit Begeisterung der Reden und Vorträge Schiller's, die er gehört hatte, ehe ich geboren war. Und Kolettis, Zographos, Glarakis, die tüchtige Aerzte waren, verschmähten es auch als Minister nicht, den Kranken Hülfe zu leisten. Kolettis pflegte mit vieler Laune zu erzählen, wie er einst als Kriegsminister in den Zeiten der grössten Noth, da die Staatskasse keinen Heller enthielt, sich selbst und einen Freund nur von der ärztlichen Praxis ernährt habe, indem die Mütter und Bäurinnen, deren Kinder er behandelte, ihm einige Hühner, Eier und Gemüse zusteckten. — Bei der oben erwähnten Sprachnoth schrieb nun Jeder im Dienste, wie ihm der Schnabel gewachsen war, griechisch, deutsch, französisch, italienisch; auf Grammatik und Rechtschreibung kam es vor der Hand nicht an, wenn nur die Sache verständlich war. Neben der hohen Regentschaft und in den meisten Ministerien bestanden besondere Uebersetzungsbureaux; dem Bureau der Regentschaft stand der als Professor in Berlin verstorbene Epigraphiker Dr. Franz vor, der sich, um sich den Griechen mundgerecht zu machen, den griechischen Namen Phrasikles beigelegt hatte. Allein er blieb nicht lange in dieser Stellung; man setzte ihn, mit Recht oder mit Unrecht, zu der Verschwörung der Kolokotronisten in Beziehung, und er wurde im Laufe des Winters aus Griechenland entfernt. Als ich in den Dienst trat, schrieb ich bald deutsch, bald französisch oder griechisch, so wohl oder übel es eben gehen wollte, und je

nach der Behörde, mit der ich zn thun hatte: bis ich in kurzem es im Griechischen dahin brachte, dass ich neben dem Schotten Masson und dem Franzosen Roujoux als derjenige Fremde genannt wurde, dem man in Sprache und Schrift den Ausländer am wenigsten anmerkte. Dazu verhalf mir vorzüglich mein häufiger und anhaltender Verkehr mit den untern Volksclassen, indem ich Monate lang auf meinen Reisen von jeder andern als der griechischen Sprache abgeschnitten war. Eine ebenso gute und mehr wissenschaftliche Schule machte mein Freund Ulrichs als Lehrer am Gymnasium auf Aegina durch. Es gab aber auch Beispiele, dass Deutsche in vorgerücktern Jahren, und ohne in ihrer Jugend altgriechisch gelernt zu haben, sich der schweren Sprache bemächtigten. Dahin gehörte der Oberstlieutenant Lehmair, Cabinetssecretär des jungen Königs, ein Mann in reiferm Alter. Seine grosse Gewissenhaftigkeit machte es ihm zum Gesetz, der Landessprache kundig zu sein; mit eisernem Fleisse begab er sich an das Werk, und brachte es zu unserm Erstaunen bald dahin, geläufig und selbst zierlich griechisch zu schreiben.

So war ich denn im Herbste 1833 durch meine Anstellung als Unterconservator im Peloponnes ein regelmässiger Bewohner von Nauplia geworden. Für Geselligkeit gab es damals, ausser einigen Diners bei andern grossen Herren, nur noch das Haus des Präsidenten, Grafen von Armansperg, der seine Salons, wenn man die bescheidenen Zimmer in Nauplia so nennen darf, wenigstens zwei mal in der Woche geöffnet hielt. Diese Abendgesellschaften wurden auch von dem jungen Könige und seinem Oheim, dem verstorbenen Prinzen Eduard von Altenburg, fleissig besucht; wenn nicht getanzt wurde, spielte man mit den jungen Mädchen Blindekuh und andere heitere Spiele, und auch der König geruhte gern daran theilzunehmen. An einem der ersten Abende, wo ich hier war, entstand auf der Strasse ein merkliches Geräusch, aber der Graf wusste die Aufmerksamkeit davon abzulenken. Am nächsten Morgen erfuhr man, dass in der Nacht Kolokotronis, Nikitas und andere Häuptlinge, sowie gleichzeitig im ganzen Lande die misvergnügten Capitani der kapodistrianischen Partei, Tzavellas, Spiro

Milios und Andere, auf den Grund einer angezettelten Verschwörung verhaftet worden seien. Keiner war entkommen; der Eindruck dieser Energie der Regierung war ungeheuer. Dass aber die regierenden Herren unter sich selbst bereits uneinig waren, sollte nun bald offenbar werden.

Nauplia hatte sich nun freilich im Vergleich mit dem vorigen Jahre schon sehr europäisirt, aber es fehlte noch aller Ecken und Enden. So gab es schlechterdings kein Mittel, bei schlechtem Wetter durch die engen und schlammigen Strassen mit reinen Füssen in eine Gesellschaft zu kommen. Mit den besten Galoschen blieb man im Schlamme stecken, und Sänften waren nicht da. Aber die Noth ist erfinderisch. Es hatten sich damals in Nauplia schon maltesische Lastträger eingefunden, welche als verhungerte Lazzaronen für Geld zu jeder Arbeit bereit waren, auch zu solchen, zu welchen ein Grieche sich nicht hergab. Mein Hausgenosse, Baron Bibra, und ich wohnten in einem besonders engen und schmuzigen Gässchen; wenn wir angekleidet waren, riefen wir nur aus dem Fenster: „Malta!" mit welchem Appellativ man jeden Malteser zu bezeichnen pflegte. Alsbald erschienen ein paar stämmige Bursche und trugen uns auf ihren Schultern in die angegebene Gesellschaft. So sind wir sehr oft auf Maltesern in die Soiréen des Grafen Armansperg geritten. Die Kerle gurgelten unter uns ihre rauhen, halb arabischen Kehllaute wie die Kameele. Scherzlustige und spottende Reisende haben später in Europa verbreitet, man sei in Nauplia auf Kameelen in die Gesellschaften gezogen, aber diese Schiffe der Wüste waren in dem vorliegenden Falle doch nur maltesische Proletarier.

VII.*)

Von 1833 auf 1834. Zerwürfnisse der Machthaber in Nauplia. Lebhafte Intriguen. Oppositionelle Salons. Der Oberconservator Weissenborn. Der dänische Generalconsul Falbe. Erstes Gymnasium auf Aegina. Aufenthalt in Sparta. Die Katastrophe der Regentschaft in Nauplia. Aufstand im Peloponnes. Der Bulgar Hadschi Christos. Die Baupläne von Athen. Die Baucommission. Uebersiedelung der Regierung nach Athen. Mangel an Wohnungen.

Es ist nicht meine Absicht, hier die geheime Geschichte des Winters von 1833 auf 1834 in Nauplia zu schreiben, schon aus dem vollkommen stichhaltigen Grunde, weil ich nicht dazu im Stande bin. Nur das kann ich bezeugen, dass es sehr viele geheime Geschichte gab. Vielleicht ist selten auf einem so engen Raume und mit verhältnissmässig so geringen Mitteln — den Regentschaftsmitgliedern mit ihren Anhängseln, den griechischen Ministern in und ausser Dienst, einem halben Dutzend fremder Diplomaten und einigen Schiffscapitänen, endlich einigen deutschen und englischen Frauen — so nachhaltig und ausgiebig intriguirt worden, wie in jenem ersten Winter des Bestandes des Königreichs Griechenland in der provisorischen Hauptstadt. Möglich, dass selbst das Enge des Raums zu Begünstigung dieser Umtriebe beitrug; man konnte sich gegenseitig fast in die Fenster und Töpfe sehen, jedenfalls alle Thüren und Pforten beobachten oder beobachten lassen, und so wissen, wer aus- und einging. Der Zufall oder das Verhängniss hatte gerade von Engländern vier oder fünf höchst verschlagene und intrigante Individuen hier zusammengeführt; die Franzosen waren schwächer vertreten, aber auch unter den Deutschen, Männern und Frauen, entwickelten sich die überraschendsten Talente, und die Griechen haben schon vom Alterthum her sich den Ruf zu erhalten gewusst, dass sie in halbdunkeln Machinationen etwas zu leisten verstehen. Alle diese Fähigkeiten waren nun gegeneinander losgelassen, während man in den Salons sich mit süsser Miene gegenseitig die

*) R. Prutz Deutsches Museum 1854 N. 38.

Hände drückte. Der Hochverrathsprocess der gefangenen Häuptlinge, dessen Führung als Staatsanwalt der Schotte Eduard Masson übernommen hatte, bildete einen Mittelpunkt dieser Bestrebungen für und wider; aber hinter ihm bargen sich die andern Gegensätze: Sieg der englischen, der französischen oder der russischen Interessen; Fortbestand oder Modification der Regentschaft; Sieg des Grafen von Armansperg oder seiner dissidirenden Collegen u. s. w., bis zu kleinlichen Personalfragen herab. Einige der damals handelnden Herren, wie der Graf von Armansperg und der Baron Rouen sind schon aus dem Leben geschieden, andere, wie der englische Resident Dawkins und sein erster Secretär*), scheinen für immer von der Bühne getreten zu sein, aber viele leben noch in hohen Stellungen. Und überdies, wie gesagt, mein Wissen ist Stückwerk, ich kann den Schleier von jenen Geheimnissen nicht heben; ich berichte nur, was davon in die Erscheinung trat, was offenkundig war.

Dahin gehörte bald, schon in den Herbstmonden des Jahres 1833, der Zwiespalt der Regentschaft; die jüngern und die Supplementarmitglieder dieses hohen Körpers, der einheitlich „im Namen des Königs" während dessen Minderjährigkeit die Regierung zu führen hatte, waren mit dem Präsidenten Grafen von Armansperg zerfallen; die griechischen Minister, die fremden Diplomaten hingen dem Einen oder den Andern an. Das liess sich nicht mehr verbergen, man sprach selbst von heftigen Scenen. Einen charakteristischen Ausdruck fand diese Stimmung, als um diese Zeit der bairische Geschäftsträger von Gasser am griechischen Hofe beglaubigt wurde, der es mit der dissidirenden Mehrheit der Regentschaft hielt und dessen Gemahlin, in Rivalität mit der Gräfin Armansperg, an denselben Tagen in der Woche ihre Salons öffnete. Die Gesellschaft spaltete sich nun auch äusserlich mehr oder minder in zwei Lager; die jüngern Leute hielten es meistens mit dem Grafen

*) Der Name ist mir entfallen; er war später einer der Herausgeber des berühmten „*Portfolio*", um sich für den Verlust seiner diplomatischen Stellung an Lord Palmerston zu rächen.

Armansperg, schon um der drei lieblichen Töchter willen und wegen der grössern Heiterkeit des Hauses. Vorsichtige Männer, wie der General Sir Richard Church, trugen den Mantel möglichst auf beiden Schultern und erschienen so viel wie möglich in dem einen wie in dem andern Hause. Es gab Reibungen, Geschichten, Verhetzungen, Klatschereien ohne Ende.

Die Spaltung gedieh im Frühling 1834 so weit, dass die opponirende Mehrheit dem Grafen Armansperg als Präsidenten es nicht mehr gönnen wollte, die Honneurs der Regentschaft zu machen, wofür er schwere Repräsentationsgelder bezog; sie wollte selbst repräsentiren, Diners, Bälle und andere Festlichkeiten geben, um vermehrtes Ansehen und Einfluss dadurch zu ernten. Der Oberconservator A. Weissenborn, der inzwischen aus Rom eingetroffen war, sich aber während seiner kurzen Laufbahn um die Alterthümer in Griechenland nie gekümmert hat, machte den Architekten und Haushofmeister jener Partei; man fing an einen Saal zum Festlocal zu erwerben, auszubauen und auszuschmücken, der aber noch nicht fertig geworden war, als im Sommer die Katastrophe eintrat. Indess ich greife hier der Erzählung vor.

Im Herbste langte auch der Linienschiffscapitän Falbe als dänischer Generalconsul an, als welcher er früher in Tunis residirt hatte. Falbe war nicht ohne Talent, auch ein tüchtiger Numismatiker, aber wie fast alle Dänen von einer unglaublichen Eitelkeit und Selbstliebe, und voller Ansprüche. Da gab es denn zwischen ihm und der griechischen Regierung allerlei Häkeleien. Er konnte sich gar nicht darein finden, dass er als Generalconsul nicht zum diplomatischen Corps gehörte, nicht zur königlichen Tafel gezogen wurde; er verlangte diese Ehre als Linienschiffscapitän, da doch schon der blosse Hauptmann in Griechenland für tafelfähig galt. Die einfache Antwort war: er sei nicht als Schiffscapitän, sondern als Consul hier accreditirt; komme er als Capitän mit einem Schiffe hierher, so werde sein Wunsch erfüllt werden. Das konnte er nicht verschmerzen; er war nachmals in Athen wüthend, wenn ich zur Tafel gezogen wurde, er nicht. In dieser Stimmung fand ihn die erste griechische Neujahrsfeier, wo es dem

Könige seine Glückwünsche darzubringen galt. Das damalige „Palais“ war, wie gesagt, ein herzlich kleines und enges Häuschen; kaum dass zwei Zimmer für solche Gelegenheiten aufgespart werden konnten. Der Minister Maurokordatos wies den Herren *du corps diplomatique* das blaue, denen *du corps consulaire* das gelbe Zimmer zur Versammlung an. Mein Falbe war einer der Ersten, die sich am Neujahrsmorgen in dem blauen Zimmer der Diplomaten einfanden; Maurokordatos musste ihn auf seinen Missgriff aufmerksam machen. Falbe suchte sich durch eine Insolenz aus der falschen Stellung zu ziehen: „Herr Minister“, sagte er ihm, „ich bin zuletzt in Tunis beglaubigt gewesen, und in allen Barbareskenstaaten gehören die Generalconsuln zum diplomatischen Corps.“ Man lachte herzlich über diese Antwort, die Griechenland den jetzt verschwundenen Barbareskenstaaten beizählte; aber Falbe zog doch den Kürzern. Nicht weniger bemerklich machte sich seine Frau durch ihren Eifer, der Gräfin Armansperg zu secundiren; man nannte sie nur die erste Hofdame der Gräfin-Mutter.

Auf kleinen Ausflügen nach Megalopolis, Tripolis, Korinth, Epidauros u. s. w. suchte ich mich in meinem Gebiete zu orientiren; auch besuchte ich Aegina, wo eben unter Gennadios das erste Gymnasium errichtet worden war und wo mein verstorbener Freund Ulrichs unter den grössten Schwierigkeiten Deutsch und Latein zu lehren anfing; er musste nicht allein die Abneigung und die Vorurtheile der jungen Griechen gegen das Lateinische besiegen, welches sie für überflüssig, ja für eine Brücke zum Papismus hielten, da man in der Levante die römischen Katholiken als Lateiner zu bezeichnen pflegt, sondern es fehlte auch an allen Hülfsmitteln. Ulrichs musste sie die lateinischen Buchstaben schreiben lehren, dann die Declinationen und Conjugationen an die Tafel schreiben und sie abmalen lassen, bis er nach einem Jahre oder zweien die ersten Handbücher drucken lassen konnte. Wer die damaligen Zustände nicht mit durchlebt hat, ahnt nicht und kann es nicht ermessen, welche Riesenschritte Griechenland in diesen 20 Jahren gemacht hat. Ulrichs aber ist der Gründer lateinischer Studien in Hellas.

Bald sollte ich dem geselligen Treiben in Nauplia auf längere Zeit entzogen werden. Im Januar erhielt ich Befehl, mit dem Hauptmann Jochmus, dem nachmaligen Pascha und Reichsminister, nach Sparta zu gehen, wo er den Plan zu einer neuen Stadt entwerfen, ich dabei das Interesse der Ruinen und Altherthümer wahren und einige Nachgrabungen anstellen sollte. Leider erhielt ich zu diesem Zwecke nur 400 Drachmen (100 preussische Thaler). Wir lebten vom Januar bis in den April 1834 sehr vergnügt in dem Dorfe Magula auf den Trümmern von Sparta, unter Orangenbäumen und Cypressen, bei meistens heiterm Wetter. Ich wohnte bei einem Weinschenken (*κρασοπώλης*), Jochmus in einem andern Hause bei dem Demarchen oder Schulzen; am Tage ging Jeder seinen Geschäften nach, Abends speisten wir häufig zusammen. Mein Wirth trank sich nicht selten einen kleinen Rausch; dann kam er zu mir hinauf und forderte mich auf, mit ihm zu zechen. Ich pflegte zu entgegnen, dass ich nothwendig zu thun habe, wenn ich aber einmal müssig sei, wolle ich mich bei ihm melden. Dies beruhigte ihn, obgleich er das viele Lesen und Schreiben nicht begriff, und er entfernte sich regelmässig mit den Worten: „Lass uns also an einem andern Abende ein Gelag anstellen“ (*ἂς τὸ στρώσωμεν λοιπὸν μίαν ἄλλην βραδειάν*). Jochmus hatte einen Bedienten, der früher bei einem der französischen Ingenieure gedient hatte; er begriff nicht, dass Jochmus bei der Aufnahme eines Stadtplans weit mehr ins Detail gehen musste, als jene Herren bei ihren trigonometrischen Messungen gethan hatten. „Warum geben Sie sich so viele Mühe?“ sagte Jannis; „die Franzosen machen das ganz anders; sie werfen nur einen Blick auf das Feld und brechen wieder auf (*ça donne un coup-d'oeil et ça part*). Unsere Kost war nicht sehr mannichfaltig, besonders in den grossen Fasten, wo wir für uns schlachten lassen mussten, da wir wol die einzigen Menschen in ganz Lakonika waren, welche Fleisch assen: also immer Lämmer oder Hühner. Eines Tages liessen wir uns, in Ermangelung von Seeschildkröten, ein Paar magere Landschildkröten zubereiten. Als die Bäuerin dies entdeckte, war sie ausser sich: „Wie kann ich nun meine Kessel und

Schüsseln wieder gebrauchen, wenn Eure Leute unreine Thiere darin bereitet haben?“ Eine deutsche Hausfrau würde in ähnlicher Verzweiflung sein, wenn man in ihren Geschirren etwa Unken und Eidechsen kochen wollte!

Die karg mir zugemessenen Geldmittel reichten zu umfassenden Grabungen nicht aus. Die Auffindung der alten Königsgräber gelang nicht; ich konnte nur an dem vermeinten Grabe des Leonidas und an dem Denkmal des Menelaos über dem Eurotas einige Grabungen vornehmen. Auch machte ich Studien über das Schlachtfeld von Sellasia, und nachdem unsere Arbeiten in Sparta beendet waren, besuchte ich in der schönsten Frühlingszeit noch einen Theil des Taygeton.*) Dann kehrte ich über Megalopolis und durch das südliche Arkadien nach Nauplia zurück, um nach kurzer Rast wieder nach dem lykäischen Gebirge, Olympia und dem westlichen Arkadien aufzubrechen. Allein so schön diese Gegenden im Grün und in den Blüten des Mai auch waren: es lag etwas Unheimliches in der Luft; es bereitete sich in Messenien und im westlichen Peloponnes ein Aufstand der Anhänger Kolokotronis' vor, der in wenigen Wochen zum Ausbruch kommen sollte. Ich reiste mutterseelenallein mit einem halbwüchsigen Bedienten im wilden Gebirge; aber ich war durch das stete Leben unter Griechen, besonders Bauern, der Sprache und Gebräuche schon so mächtig geworden, dass gerade die Bauern, wenn sie auch am Accente erkannten, dass ich kein echter „Moraïte“ sei, mich doch meistens für einen Nordgriechen hielten, wofür ich mich im Scherze ausgab, und ihre Gedanken daher freier aussprachen, als sie gegen einen Deutschen, einen „Bavaresen“, gethan haben würden. Dennoch erschrak ich schier, als mich ein Bauer im lykäischen Gebirge mit finsterer Miene, aber im vollsten Vertrauen mit halblauter Stimme fragte: „Bis wann sollen uns diese drei Fresser (er meinte die hohe Regentschaft) noch tyrannisiren“ (*ἕως πότε θά μας τυραννήσουν αὐτοὶ οἱ τρεῖς φαγᾶδες*)? Ich zog mich so gut wie mög-

*) „Griechische Königsreisen“ II, 13 und 201; „Reisen im Pelop.“ I, 178.

lich aus dem bedenklichen Gespräche und eilte, seine Hütte zu verlassen.

Aber auch in Nauplia, wohin ich in den ersten Tagen des Juni zurückkehrte, war eine trübe Zeit. Der Process der Häuptlinge nahte sich seinem Ende; alle Sympathien für und wider sie waren in grösster Thätigkeit. Unter welchen Scenen die endliche Entscheidung erfolgte, wie ein Theil der Richter mit Gewalt auf den Sitzen festgehalten und zur Unterzeichnung des Urtheils genöthigt werden musste, mögen Andere erzählen. Das Urtheil erging gegen Kolokotronis und mehre seiner Genossen auf den Tod; sie wurden dann zu lebenslänglicher Festungshaft begnadigt, ein Jahr später nach der Volljährigkeit des Königs in Freiheit gesetzt und avancirten nun zu Generälen, Hofmarschällen, Ministern, Staatsräthen weiter — zumal da ein Theil von ihnen, wie Tzavellas, Spiro Milios und Theodor Grivas, die Zeit der Haft benutzt hatte, um noch schreiben zu lernen!

Die Mehrheit der Regentschaft schien auf der Höhe des Sieges zu stehen, wenigstens schien sie selbst es zu glauben. Der Graf von Armansperg lebte seiner Gesundheit wegen in halber Zurückgezogenheit von der Stadt auf einem Landhause des Admirals Miaulis unweit Tiryns. Es galt fast für ein Vergehen, es war wenigstens keine Empfehlung, ihn noch zu besuchen. So verging der Juni. Da erschien plötzlich, fast wie ein Blitz aus heiterm Himmel, am 1. Juli über Patras der Staatsrath von Kobell in Begleitung des Architekten von Klenze und brachte die Entscheidung des Königs von Baiern: die HH. von Maurer und von Abel wurden nach Baiern zurückgerufen, an ihre Stelle trat Hr. von Kobell in die Regentschaft ein, mit der gemessenen Weisung, fortan mit dem Grafen von Armansperg Hand in Hand zu gehen. Graf Armansperg war plötzlich wieder gesund. Es war in einem halben Tage eine völlige Revolution. Mit den Machthabern stürzten einige der griechischen Minister, die sich ihnen unbedingt angeschlossen hatten, andere wurden wieder erhoben. Für die jüngern und in ihrer Gesinnung durch keine entschiedene Parteinahme gebundenen Leute war der Vorgang höchst unterhaltend. Ich hatte

mich immer für den endlichen Sieg des Grafen Armansperg ausgesprochen; meine Freunde von der Gegenpartei nannten mich nun die politische Kassandra. Nachmittags versammelten wir uns in dem Kaffeehause vor Nauplia und lachten und scherzten über die unerwarteten Begebenheiten. Ganz arglos, ohne einen Nebengedanken, citirte ich den Vers aus Platen's „Gabel“:

Und die Elster fiel in Wahnsinn, weil sie all dies angerichtet.

„Ja“, rief Dr. Geib lachend, wer von uns ist die Elster?“ und sah dabei den armen Weissenborn an, der allerdings durch die eifrigste Parteinahme gegen den Grafen Armansperg, durch Zeitungscorrespondenzen und Anderes sich heillos compromittirt hatte. Weissenborn wurde bleich, stand auf und entfernte sich schweigend, um am nächsten Tage Griechenland zu verlassen. Er ist nach einigen Jahren in München gestorben, wohin er seinen hohen Gönnern gefolgt war.

Der Aufstand im Peloponnes kam nun für seinen eigentlichen Zweck — den Sturz der Regentschaft und die Befreiung der Gefangenen — zu spät zum Ausbruche. Die Regierung hatte rechtzeitig Wind davon bekommen und Truppen unter dem General von Schmalz und dem ehemaligen Führer der irregulären griechischen Reiterei, dem tapfern Bulgaren Hadschi Christos, nach Messenien und Arkadien geschickt; die armen verleiteten aufständischen Bauern wurden in einigen Gefechten bei Aslan-Aga und unweit Megalopolis geschlagen und auseinandergesprengt. Mein Gastfreund vom lykäischen Gebirge war unter den Gebliebenen. Die Tapferkeit und Kaltblütigkeit, aber auch das halbbarbarische Wesen des bulgarischen Generals hatte den bairischen Offizieren, die ihm beigegeben waren, sehr imponirt; und doch war Hadschi Christos im Privatverkehr ein weiches, höchst lenksames, fast kindliches Gemüth. Besonders eine wahre Anekdote erzählte man sich mit Staunen und Entsetzen. Am Abende nach dem Gefechte sitzt der General vor seinem Zelte, eine türkische Pfeife rauchend; da bringen die Ulanen einen Spion ein. Auf einige rasche Fragen des Generals bekennt der Gefangene zitternd seine Schuld; sofort erhebt sich Hadschi Christos, stellt sorglich die Pfeife

an die Wand des Zelts, zieht mit Einem Griffe den krummen Säbel aus der Scheide und mäht dem Spione eigenhändig den Kopf ab, wie eine Rübe; dann wischt er mit der grössten Seelenruhe das Blut von der Klinge — und raucht die noch brennende Pfeife weiter fort! Auf die deutschen Offiziere, welche dieser Scene beiwohnten, hatte sie einen unauslöschlichen Eindruck gemacht.

Im August des Sommers 1835 wurde ich nach Athen geschickt, um bei der Modification des Stadtplans durch Hrn. von Klenze das Interesse der Alterthümer wahrzunehmen. Leider war es nicht mehr möglich, den Theil des frühern Plans meines Freundes Schaubert zu retten, nach welchem die Gegend des alten Marktes und nördlich unter der Burg für dereinstige Ausgrabungen von Neubauten freigehalten werden sollte. Die Regentschaft hatte versäumt, bei ihrer ersten Anwesenheit in Athen im vorigen Jahre diese Plätze zu erwerben, was damals mit einem geringen Geldopfer von höchstens 50 bis 100,000 Thalern möglich gewesen wäre; jetzt waren am nördlichen und östlichen Fusse der Akropolis überall schon Neubauten entstanden, und man schreckte vor der Grösse des nöthigen Geldopfers zurück. Im September kamen auch der König und die Regentschaft in ihrer neuen Zusammensetzung nach Athen, und es sollte jetzt der Schlossplan des Hrn. von Klenze, welcher seinen Bau auf dem Hügel des heiligen Athanasios am Westrande der alten Stadt, zwischen dem Dipylon und dem Nymphenhügel angenommen hatte, schliesslich genehmigt werden. Gleichzeitig langten aber auch die Pläne zu einem Schlossbau auf der Akropolis selbst an, welche nach dem geistvollen Gedanken des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Preussen der verewigte Schinkel mit genialer Benutzung des engen Raumes entworfen und zu denen er reizende Aufrisse und Ansichten gezeichnet hatte. König Otto schwankte mehre Tage, bevor er sich von der praktischen Unausführbarkeit der schönen Idee überzeugte; mit einem Seufzer gab er das anmuthige Feenmärchen auf. Klenze's Plan wurde genehmigt — um anderthalb Jahre später durch den Gärtner'schen Entwurf, der das Schloss an die entgegengesetzte Seite der Stadt

verlegte und der zur Ausführung gekommen ist, wieder verdrängt zu werden. Schinkel's und Klenze's Zeichnungen liegen in besondern Werken längst dem Publicum vor. Von Athen begleitete ich den König auf der ersten grössern Reise durch Nordgriechenland („Griechische Königsreisen“ I, 11—116) und wurde dann definitiv von Nauplia nach Athen versetzt, um zunächst als Mitglied, dann als Vorsitzender der Baucommission (ἡ ἐπὶ τῶν οἰκοδομῶν ἐπιτροπή) die nahe Uebersiedelung der Regierung in die künftige Hauptstadt vorbereiten zu helfen. Dieses häklige, verdriessliche und mühsame Geschäft war mir doppelt unerfreulich, weil ich eben in Nauplia die Lithographirung und den Druck des ersten Heftes meiner Inschriften begonnen hatte, welche Arbeit durch die ermüdende Thätigkeit in Athen nicht wenig gestört wurde. Mit jedem Tage kamen aus Nauplia neue Anforderungen; bald sollte noch für ein vergessenes Regierungbureau, bald noch für einen Beamten mit Frau und Kind der nöthige Raum beschafft werden, und an Raum gebrach es eben in Athen. Dazu gesellten sich noch Privatwünsche aller Art. Der König hatte für sich das neue Haus des Kontostavlos kaufen lassen; aber es war keine Kleinigkeit, in dem Städtchen, wo vor zwei Jahren noch eine Glasscheibe zum Luxus gehört hatte und wo wir eben den ersten eisernen Ofen haben entstehen sehen, für die Regenten und ihre Familien, die Minister, die fremden Diplomaten, die griechischen und deutschen Beamten, das Militär etc. bis zu den unentbehrlichsten Handwerkern herunter ein halbwegs erträgliches Unterkommen zu finden. Was nur irgend bewohnbar war, wurde in Beschlag genommen; halbverfallene Kirchen und Capellen, Moscheen und Badehäuser wurden zu provisorischen Casernen, Ställen, Werkstätten, Gerichtshöfen, Schulstuben etc. eingerichtet. Wenn die Baucommission gar nicht mehr aus noch ein wusste und sich und ihr Geschäft zu allen Heiligen wünschte, so wusste der erfinderische Kopf und die Energie unsers Polizeimeisters Axiotis noch eine Aushülfe zu schaffen; aber ganz gerecht und ganz sanft ging es dabei nicht immer her. Endlich bei meistens regnerischem Wetter fand in den ersten Tagen des December 1834 die Uebersie-

delung statt. Eine neue Noth gab die Heraufschaffung des vielen Hausraths, der Vorräthe, der Actenstösse etc. vom Piräeus nach Athen, denn diese Strecke war noch nicht fahrbar und überdies gab es keine Wagen als einige Transportwagen vom Hofe und vom Militär; fast Alles musste auf Kameelen, Pferden, Maulthieren und Eseln herbeigeholt werden. Es war eine gräuliche Verwirrung. Zuletzt kam der König auf seinem kleinen Kutter; er hielt seinen Einzug zu Pferde, der durch ein grosses Bild von Hess verewigt worden ist. In dem sogenannten Tempel des Theseus, der hier zum letzten male als Kirche diente, empfing ihn die Geistlichkeit mit einem Tedeum; dann ritt er nach seinem Palais. So wurde die griechische Regierung definitiv in ihrer neuen Hauptstadt Athen installirt.

Die wirkliche Anwesenheit des Hofes, welche nun keinen Zweifel mehr übrig liess, dass Athen die Residenz bleiben solle; der reich vermehrte Umlauf von Geld; vor allem aber das dringende und noch immer steigende Bedürfniss neuer und bequemer Wohnungen erweckten eine ungemeine Baulust. Wer nur ein kleines Grundstück hatte, wer nur irgend Geld auftreiben konnte, der baute mit der sichern Aussicht, in wenigen Monaten 20—30 Procent Zinsen von seinem Capital machen zu können. Dies ist nicht etwa übertrieben; das Geld war so rar, dass noch Jahre lang nachher die griechische Bank gesetzlich von ihren Darlehen auf Grundstücke 8 bis 10 Procent nehmen durfte. Sowie ein Häuschen nothdürftig fertig war, wurde es bezogen; ob ausgetrocknet oder nicht, danach wurde nicht gefragt. Fast alles Geld für Bauten ging wieder aus dem Lande; denn ausser Steinen und Kalk musste Alles aus der Fremde, aus Triest, Malta, Salonichi bezogen werden: Holz, Glas, Eisen, Farben u. s. w., denn den einheimischen Wäldern konnte man aus Mangel an Strassen und Transportmitteln noch nicht beikommen; ja in den ersten Jahren bezog man sogar Marmor aus Carrara, weil die einheimischen Marmorbrüche, die ganz Europa versorgen könnten, noch nicht wieder zugänglich gemacht waren. Auch die Regierung baute, soviel sie konnte, in Athen und im Piräeus: Casernen, Ställe, Werkstätten, Magazine, ein Hospital, eine

Druckerei, eine Münze und dgl.; an Eleganz der Gebäude konnte noch nicht gedacht werden, es galt nur, mit möglichst geringen Kosten dem dringendsten Mangel abzuhelfen. Auch hier kann ich sagen: wer diese Periode nicht mit durchlebt hat, macht sich keinen Begriff davon, was es heisst, in einem Lande, das aus mehrhundertjähriger Barbarei und einem zehnjährigen verheerenden Kriege hervorgeht, die ersten Anfänge einer geordneten Verwaltung einzurichten. Es ist soviel darüber geschrieben worden, wo denn die etwa 40 Millionen Francs von der Rothschild'schen Anleihe, welche nach den Zahlungen an die Türken noch übrig blieben, verwendet worden seien; die Antwort ist, dass ein grosser Theil in den unerlässlichsten Bauten aufgegangen ist. Aber die Handwerker, die Tagelöhner, die Bauern der Umgegend standen sich gut dabei; ihr Wohlstand mehrte sich zusehends. Nur wenige Jahre vergingen, da hatte ein geschickter deutscher Schlosser in Athen so viel Geld verdient, dass seine Frau im Amazonenkleide spazieren ritt; und auch der Hofbäcker machte gute Geschäfte.

Neben dieser Noth an Wohnungen war der erste Winter in Athen ein ungewöhnlich regnichter. Der Kephisos, dessen Abzugsgräben seit Jahren vernachlässigt worden waren, bildete im Oelwalde stehende Sümpfe; die phalerische Ebene war grossentheils unter Wasser; in der Stadt wurden durch die vielen Bauten alle Miasmen des alten Schuttes wieder aufgeregt; die Menschen sassen dichtgedrängt aufeinander; ein Theil der Soldaten musste vom März oder gar vom Februar an unter Zelten campiren, weil der Kriegsminister ohne alle Noth eine starke Garnison haben wollte. So entwickelten sich allerlei nachtheilige Keime, die in dem sonst so gesunden Athen im folgenden Frühling und Sommer eine verderbliche Fieberepidemie hervorriefen. Inzwischen fingen wir noch im Herbste und besonders nach dem neuen Jahre die Grabungen auf der Akropolis an, wovon ich in dem folgenden Abschnitte erzählen will.

---

delung statt. Eine neue Noth gab die Heraufschaffung des vielen Hausraths, der Vorräthe, der Actenstösse etc. vom Piräeus nach Athen, denn diese Strecke war noch nicht fahrbar und überdies gab es keine Wagen als einige Transportwagen vom Hofe und vom Militär; fast Alles musste auf Kameelen, Pferden, Maulthieren und Eseln herbeigeholt werden. Es war eine gräuliche Verwirrung. Zuletzt kam der König auf seinem kleinen Kutter; er hielt seinen Einzug zu Pferde, der durch ein grosses Bild von Hess verewigt worden ist. In dem sogenannten Tempel des Theseus, der hier zum letzten male als Kirche diente, empfing ihn die Geistlichkeit mit einem Tedeum; dann ritt er nach seinem Palais. So wurde die griechische Regierung definitiv in ihrer neuen Hauptstadt Athen installirt.

Die wirkliche Anwesenheit des Hofes, welche nun keinen Zweifel mehr übrig liess, dass Athen die Residenz bleiben solle; der reich vermehrte Umlauf von Geld; vor allem aber das dringende und noch immer steigende Bedürfniss neuer und bequemer Wohnungen erweckten eine ungemeine Baulust. Wer nur ein kleines Grundstück hatte, wer nur irgend Geld auftreiben konnte, der baute mit der sichern Aussicht, in wenigen Monaten 20—30 Procent Zinsen von seinem Capital machen zu können. Dies ist nicht etwa übertrieben; das Geld war so rar, dass noch Jahre lang nachher die griechische Bank gesetzlich von ihren Darlehen auf Grundstücke 8 bis 10 Procent nehmen durfte. Sowie ein Häuschen nothdürftig fertig war, wurde es bezogen; ob ausgetrocknet oder nicht, danach wurde nicht gefragt. Fast alles Geld für Bauten ging wieder aus dem Lande; denn ausser Steinen und Kalk musste Alles aus der Fremde, aus Triest, Malta, Salonichi bezogen werden: Holz, Glas, Eisen, Farben u. s. w., denn den einheimischen Wäldern konnte man aus Mangel an Strassen und Transportmitteln noch nicht beikommen; ja in den ersten Jahren bezog man sogar Marmor aus Carrara, weil die einheimischen Marmorbrüche, die ganz Europa versorgen könnten, noch nicht wieder zugänglich gemacht waren. Auch die Regierung baute, soviel sie konnte, in Athen und im Piräeus: Casernen, Ställe, Werkstätten, Magazine, ein Hospital, eine

Druckerei, eine Münze und dgl.; an Eleganz der Gebäude konnte noch nicht gedacht werden, es galt nur, mit möglichst geringen Kosten dem dringendsten Mangel abzuhelfen. Auch hier kann ich sagen: wer diese Periode nicht mit durchlebt hat, macht sich keinen Begriff davon, was es heisst, in einem Lande, das aus mehrhundertjähriger Barbarei und einem zehnjährigen verheerenden Kriege hervorgeht, die ersten Anfänge einer geordneten Verwaltung einzurichten. Es ist soviel darüber geschrieben worden, wo denn die etwa 40 Millionen Francs von der Rothschild'schen Anleihe, welche nach den Zahlungen an die Türken noch übrig blieben, verwendet worden seien; die Antwort ist, dass ein grosser Theil in den unerlässlichsten Bauten aufgegangen ist. Aber die Handwerker, die Tagelöhner, die Bauern der Umgegend standen sich gut dabei; ihr Wohlstand mehrte sich zusehends. Nur wenige Jahre vergingen, da hatte ein geschickter deutscher Schlosser in Athen so viel Geld verdient, dass seine Frau im Amazonenkleide spazieren ritt; und auch der Hofbäcker machte gute Geschäfte.

Neben dieser Noth an Wohnungen war der erste Winter in Athen ein ungewöhnlich regnichter. Der Kephisos, dessen Abzugsgräben seit Jahren vernachlässigt worden waren, bildete im Oelwalde stehende Sümpfe; die phalerische Ebene war grossentheils unter Wasser; in der Stadt wurden durch die vielen Bauten alle Miasmen des alten Schuttes wieder aufgeregt; die Menschen sassen dichtgedrängt aufeinander; ein Theil der Soldaten musste vom März oder gar vom Februar an unter Zelten campiren, weil der Kriegsminister ohne alle Noth eine starke Garnison haben wollte. So entwickelten sich allerlei nachtheilige Keime, die in dem sonst so gesunden Athen im folgenden Frühling und Sommer eine verderbliche Fieberepidemie hervorriefen. Inzwischen fingen wir noch im Herbste und besonders nach dem neuen Jahre die Grabungen auf der Akropolis an, wovon ich in dem folgenden Abschnitte erzählen will.

VIII.*)

Anfang der Arbeiten auf der Akropolis. Kämpfe mit dem Militär. Fortgang und Kosten der Ausgrabungen. Englische Flotte. Andere Arbeiten. Neuere Kunst. General von Heydeck. Volljährigkeit des Königs. Veränderungen im diplomatischen Corps. Graf Armansperg Staatskanzler. Matte Festlichkeiten. Heisser Sommer. Fieberepidemie. Zumpt. Der Herbst. Besuch des Königs Ludwig. Der spanische Gesandte. Deutsche Neujahrsfeier.

Schon während der Anwesenheit des Hrn. von Klenze in Athen, im August 1834, wurden die Ausgrabungen und Restaurationsarbeiten auf der Akropolis eingeleitet und bei dem Besuche des Königs im September durch eine passende kleine Feierlichkeit unter den ehrwürdigen Hallen des Parthenon eröffnet**). Die fernere Leitung wurde fortan mir übertragen, ich wurde zum Oberconservator (ὁ ἐπὶ τῶν ἀρχαιοτήτων) ernannt; aber durch die Reise, auf welcher ich den König zu begleiten die Ehre hatte, dann durch die mühevollen und verdriesslichen Geschäfte der Baucommission wurde die Fortsetzung auf mehre Monate unterbrochen. Endlich war die Uebersiedelung der Regierung nach Athen glücklich vollzogen, das Werk konnte wieder aufgenommen werden. Ich nahm meine bescheidene Wohnung wieder am nördlichen Abhange der Burg, an dem Wege, auf welchem ich meinen türkischen Vorgänger, den Disdar-Aga, mit seinem Paukenschläger öfter hatte hinaufreiten sehen; der Oberarchitekt, mein Freund Schaubert aus Breslau, und der geschickte dänische Architekt Chr. Hansen, der jetzt die Bauten des Oestreichischen Lloyd in Triest führt, wurden mir für das Technische beigegeben. Zur Bewachung der Akropolis und zur Begleitung und Ueberwachung der Besucher der Alterthümer wurden mir zwölf Invaliden (ἀπόμαχοι) von der Invalidencompagnie in Monembasia (Napoli di Malvasia) überwiesen, höchst nüchterne, ordentliche und gewissenhafte Leute,

*) R. Prutz Deutsches Museum 1854 N. 42.

**) Vgl. L. von Klenze, Bemerkungen auf einer Reise nach Griechenland (Berlin 1838).

über die ich nie zu klagen gehabt habe. Ich baute mit Schaubert am Eingange der Burg, über dem Odeum des Herodes, ein Häuschen für sie, welches wir, um seine Bestimmung durch den Charakter der Architektur anzudeuten, grossentheils aus unbrauchbaren alten Trümmern, Säulenschaften, Capitälern, Basreliefs, Inschriften zusammensetzten.

Dabei war die Akropolis aber immer militärisch besetzt. In der grossen türkischen Moschee, welche damals noch in der Mitte des Parthenon stand, in den Seitengebäuden der Propyläen, die den Türken als Kriegsmagazine gedient hatten, und in den sonstigen noch bewohnbaren Ueberresten der frühern Baracken lag eine Compagnie Baiern mit einigen Kanonen, theils weil es wirklich noch kein anderes Unterkommen für die Leute gab, theils weil der damalige Kriegsminister, der verstorbene General von Lesuire, sich von der Idee nicht losmachen konnte, dass die Sicherheit Athens eine militärische Besetzung der Akropolis verlange, während er zugleich eine Art Ehrenpunkt darin sah, sich vom Civil nicht verdrängen zu lassen. Täglich um 12 Uhr verkündigte, in Ermangelung einer Stadtuhr, ein Kanonenschuss von der Burg die Mittagszeit. Allein die Anwesenheit der Soldaten hinderte mich sehr in den Arbeiten, überdies bedurfte ich aller Gebäude selbst zu Schuppen und Vorrathskammern für Schubkarren, Hebel, Winden und anderes Rüstzeug. Ich drang daher unablässig auf vollständige Räumung der Burg; Hr. von Kobell unterstützte mich im Schoose der Regentschaft aufs kräftigste, und endlich im Februar wurde der bestimmte Befehl dazu gegeben. General Lesuire war darüber höchst gekränkt; um mich zu chicaniren, liess er die ganze Moschee voll Militäreffecten. Ich verlangte auch deren sofortige Räumung und drohte schriftlich, entgegenstehendenfalls die Sachen hinauszuwerfen. Da schickte er einen Offizier und liess in meinem Beisein die Moschee amtlich versiegeln und ein Protokoll über den Sachbestand aufnehmen. Ich erklärte dem Herrn, er möge vollziehen, was ihm von seinem Vorgesetzten aufgetragen worden sei; sowie er sich aber entfernt habe, werde ich das Aussenthor der Akropolis verschliessen, denn zu dieser habe ich

allein fortan den Schlüssel, werde meine sämmtlichen Arbeiter entlassen, und über den ganzen Hergang an die hohe Regentschaft berichten. Gesagt, gethan. Es vergingen einige Tage, da erhielt der General die Weisung, auch die Moschee zu verlassen und alle Gebäude an mich zu überliefern; um ihm eine kleine Genugthuung zu geben, ertheilte die Regentschaft auch mir einen gelinden Verweis, wegen grober und ungeziemender „Schreibart", aber den steckte ich gern ein. Ich hatte durch die entschiedene Massregel vollkommen gesiegt, war nun alleiniger Burgwart von Athen, und fand mich in den antiquarischen Arbeiten durch nichts mehr gehemmt. Das Militär trug mir aber seine Niederlage lange nach, und es gab ausserhalb der Akropolis öfter kleine Reibungen. Wäre ich damals nicht durchgedrungen, so wären die Propyläen vielleicht noch heute eine Caserne und Wachtstube.

Wir brachen nun zunächst die byzantinisch-fränkisch-türkischen Mauern und Befestigungen vor den Propyläen ab, aus denen vor allem die Ueberreste des abgebrochenen kleinen Tempels der Nike Apteros hervorgingen, sodass wir diesen schon in den folgenden Monaten auf seiner alten Stelle wieder aufrichten konnten.*) Auch liess ich die Moschee im Parthenon sobald wie möglich abbrechen, um diesen Zankapfel aus dem Wege zu räumen und eine neue Casernirung von Soldaten auf der Akropolis unmöglich zu machen. Indess für eine genauere Erzählung des Fortgangs der Arbeiten ist hier nicht der Ort. Sie wurden mit Eifer bis in den Sommer des Jahres 1836 fortgesetzt und kamen dann ins Stocken. In dieser Zeit verausgabte ich für Arbeitslohn (ich hatte oft über hundert Tagelöhner), für grosses Bauholz zu Gerüsten, für Seile, Schubkarren und anderes Material die Summe von 50,000 Drachmen (12,500 Thalern); bei dem Aufräumen des Schuttes aber, namentlich der alten fränkischen und türkischen Gebäude auf der Akropolis, wurde eine unendliche Menge von Bausteinen gefunden, die damals bei dem grossen Bedürfnisse in Athen

*) Ross, Schaubert und Hansen, Der Tempel der Nike Apteros (Berlin 1839).

hoch im Preise waren, besonders die behauenen Ecksteine (*ἀγκωνάρια*). Diese verkaufte ich von Zeit zu Zeit im Aufstrich und löste daraus 20,000 Drachmen, sodass als reine Kosten der Ausgrabung und der Restaurationsarbeiten nur 7500 Thaler übrigblieben.

Im Frühling 1835 kam auch eine stärkere englische Flotte nach Athen, deren Offiziere, besonders das bewegliche Geschlecht der jungen Midshipmen, welche Knaben von zehn oder zwölf Jahren bis zu zwanzigjährigen Jünglingen umfassen, sich bisweilen in Strömen über Stadt und Land ergossen. Sie waren auf der Burg und bei den Ausgrabungen eben nicht die bequemsten und discretesten Besucher. Meine Invaliden hatten mit ihnen vollauf zu thun, denn während die Einen auf die höchsten Spitzen des Parthenon kletterten, krochen die Andern in alle Winkel, in die Cisternen und Gewölbe; es war unmöglich, sie genügend zu beaufsichtigen. Ich war genöthigt einige besondere Vorsichtsmassregeln zu treffen; und um den Zudrang etwas zu vermindern, zugleich dem Fonds eine Einnahme zu verschaffen, kam ich auf den Gedanken, zierlich lithographirte Eintrittskarten auszugeben, die für einige Drachmen unten in der Stadt gelöst werden mussten. Aber damit hatte ich in ein Wespennest gestochen; die Engländer waren sehr erbittert darüber und beschrieben das Aussenthor der Akropolis mit Invectiven gegen mich, unter denen das Prädicat *son of a witch* nicht selten war. Ja einer schloss eine längere Ergiessung über mich mit den Worten: „Um genug von ihm zu sagen, er ist ein Grieche“ (*to say enough of him, he is a Greek*). Indess gelang mir der bessere Schutz der Alterthümer.

Neben den Ausgrabungen auf der Burg wurden in diesem Frühlinge auch einige andere Arbeiten ausgeführt. Den alten dorischen Tempel am westlichen Rande der heutigen Stadt, der seit anderthalb Jahrhunderten misbräuchlich Tempel des Theseus genannt wird und der, bis auf sein altes Dach fast vollständig erhalten, damals mit einem schadhaften christlichen Gewölbe über der Cella überdeckt war, versahen Schaubert und ich mit einem neuen Dache aus maltesischem Sandstein, um sein Inneres als Museum benutzen zu können. Das

helle Gelb des maltesischen Steins harmonirte so vollkommen wie möglich mit dem goldgelben Tone, den der weisse Marmor des Tempels im Laufe der Jahrtausende angenommen hat. Hier fingen wir an, die in der Stadt gefundenen Sculpturtrümmer und Inschriften aufzuhäufen. Ein glücklicher Zufall fügte es auch, dass bei der Grundsteinlegung der Magazine im Piräeus einige Ueberreste vom Arsenal des Philon und die das Seewesen betreffenden Inschriften entdeckt wurden. Wir schwelgten nach allen Seiten hin in anziehenden und lehrreichen archäologischen Funden, und die erste Hälfte des Jahres 1835 war eine der genussreichsten Zeiten, die ich in Griechenland durchlebt habe.

Auch die neue Kunst fing nun an sich in Athen zu regen. Der geniale General von Heydeck, seiner regentschaftlichen Geschäfte überdrüssig, seitdem er in der Minorität nur zu unterschreiben hatte, was Graf von Armansperg und Hr. von Kobell, eigentlich Ersterer allein, beschlossen und verfügten, ging lieber im Flausrocke mit seinem Skizzenbuche herum, setzte sich allenfalls mitten auf dem Markte hin und sammelte Studien; besonders zeichnete er die Esel mit unerschöpflicher Meisterschaft in den mannichfaltigsten Situationen. „Wenn die Esel und die bärtigen Priester nicht wären“, pflegte er zu sagen, „so fehlte es den grossen griechischen Landschaften an malerischer Staffage im Vordergrunde.“ Den Restaurationsarbeiten auf der Akropolis war der General nicht hold; „die Archäologen“, meinte er, „würden in ihrem Eifer, die alten Monumente wieder blosszulegen und rein hinzustellen, alle malerischen Zuthaten des Mittelalters zerstören wie in Rom.“ Und darin hatte er gewiss vom künstlerischen Standpunkte nicht Unrecht; aber was war vorzuziehen? Um diese Zeit kam auch der verewigte Rottmann mit dem Architekten Lange nach Athen, um im Auftrage des Königs von Baiern einige griechische Landschaften zu malen. General Heydeck räumte ihnen ein Atelier in seiner Wohnung ein, welches er seine Akademie nannte. Eines Morgens kam ich früh zu dem General, um ihm über etwas zu berichten; da ich ihn hinter einem Stosse Acten fand, wollte ich mich zurückziehen. „Blei-

ben Sie", sagte er, „ich bin gleich fertig, dann gehen wir in die Akademie"; und indem er eine Prise nahm, setzte er humoristisch hinzu: „da können Sie nun *in figura* sehen, wie man darauf losregiert, dass die Fetzen davonfliegen." Er war eben seit den Spaltungen des vorigen Jahres mit seinem frühern Jugendfreunde, dem Grafen Armansperg, ganz zerfallen. „Ich habe Papiere in Händen gehabt", sagte er mir, „mit denen ich Armansperg den Kopf hätte einschlagen können; aber wissen Sie, was ich that? Ich warf sie in seiner Gegenwart ins Feuer, und sagte: Alter Junge, ich will dir nicht schaden." In denselben Monaten zeichnete auch Dr. Stademann mit ängstlichem Fleisse sein grosses Panorama von Athen in sechs oder acht Blättern, welches er später herausgegeben hat; aber Hr. von Heydeck war nicht damit zufrieden, es war ihm zu sklavisch naturtreu. „Stademann", meinte er, „bitzelt nur die Natur selbst heraus."

Unterdessen näherte sich der Termin der Volljährigkeit des Königs, der 1. Juni, und es wurde, wenn auch nicht so gehässig und versteckter als in Nauplia, doch weidlich intriguirt. Der Kampf lag diesmal zwischen dem Grafen Armansperg und dem Minister Kolettis: wer von ihnen nach dem 1. Juni Premierminister werden solle. Sondirende und werbende Sendlinge beider Parteien arbeiteten bei Gross und Klein. Graf Armansperg trug den Sieg davon; Kolettis wurde in eine anständige Verbannung als Gesandter nach Paris geschickt, um erst infolge der Septemberrevolution des Jahres 1843 von dort zurückzukehren. Aber Graf Armansperg, der im vorigen Jahre bei seinem Siege über die Mehrheit der Regentschaft sich wesentlich auf den englischen Gesandten Dawkins gestützt hatte und dem dieser unbequem geworden sein mochte, hatte ihm ein Bein zu stellen gewusst; er hatte bei Lord Palmerston den Wunsch des Königs geltend gemacht, Dawkins abberufen und den Capitän Edmund Lyons an seiner Stelle vom Commando der Fregatte Madagascar zum englischen Gesandten ernannt zu sehen. Einige Tage vor dem 1. Juni erschien unerwartet Lyons in seiner neuen Stellung in Athen. Der verschlagene Dawkins war vollständig überlistet und überrascht worden.

Ich erinnere mich, dass er in den letzten Tagen des Mai eines Morgens früh auf die Akropolis kam, um von den Ruinen Abschied zu nehmen; er traf mich im Parthenon und ging mit grossen Schritten neben mir her. Der sonst so verschlossene und jede Aeusserung berechnende Mann machte seiner Erbitterung mit grosser Offenheit Luft, und klagte in den härtesten Ausdrücken über den Undank des Grafen Armansperg. Allein offenbar hatte er die Gegenwaffe nicht mehr sicher in der Hand, sonst würde er unbedenklich Gebrauch davon gemacht haben, denn so gutherzig wie General Heydeck war er nicht.

Ueberhaupt erlitt das diplomatische Corps zwischen 1834 und 1835 grosse Veränderungen und erhielt starken Zuwachs. Hr. Katakazis kam als russischer, Graf Lusi als preussischer, Hr. von Prokesch-Osten als östreichischer, der Chevalier Montalvo als spanischer Gesandter; Capitän Lyons, bald zum englischen Ritter erhoben, trat an Dawkins' Stelle, und der Staatsrath von Kobell, das bisherige Regentschaftsmitglied, übernahm die bairische Gesandtschaft. Graf Armansperg aber erreichte das Ziel seiner Wünsche, er wurde Staatskanzler; denn der junge König, der bis dahin wol nicht ohne Absicht den Geschäften fern gehalten worden war, mochte in den ersten Jahren seiner Selbstherrschaft einer solchen Beihülfe nicht entbehren. Griechenland trat am 1. Juni 1835 in eine neue Periode seiner innern Verwaltung ein.

Aber der Uebergang fand ohne erhebliche Festlichkeiten statt. Anfangs war förmliche Krönung des Königs beabsichtigt, und wurde besonders von Hrn. von Kobell mit Eifer betrieben. Eine Krone sollte in Paris bestellt sein; ob sie angekommen ist oder nicht, weiss ich nicht. Allein es fehlte an allem Uebrigen: zuerst an einer geeigneten Kirche, da es nur kleine und schlechte Kapellen gab, dann an Leuten, welche für eine solche Ceremonie Verständniss, Einsicht, Geschick und Lust hatten. Sie hätte nach den Umständen nur kläglich ausfallen können, daher unterblieb sie besser. Die Thronbesteigung ging so still wie möglich vor sich, man merkte sie kaum. Kolettis hatte als Minister des Innern eine Art olympischer Spiele angeordnet, Wettlauf, Ringen und Scheibenwer-

fen auf offenem Platze, und hatte einige schmuzige Gesellen als Olympioniken angeworben, aber der sonst so gescheite Mann machte mit dieser seiner nationalen Festlichkeit vollständig Fiasco; man konnte höchstens darüber lachen. In der Stimmung des Volks war kein Aufschwung; das einzige, was Eindruck machte, war die Begnadigung und Freilassung der gefangenen Häuptlinge.

Die früher erwähnte grosse bauliche Thätigkeit fing bereits an, bei der Leichtigkeit, mit welcher man in diesem Klima selbst im Winter baut, ihre Früchte zu tragen. Ein geräumiger, achteckiger Saal, welchen der König durch den Architekten Röser aus Fachwerk und Bretern an seine bescheidene Wohnung anbauen liess, um Diners und Bälle geben zu können, war schon vor dem 1. Juni fertig geworden. Auch andere Häuser entstanden und man fing an, sich etwas auszudehnen. Dies war um so nöthiger, als die Fieberepidemie, zu der im Winter der Grund gelegt worden war, sich nun im Sommer über Athen entwickelte und nicht wenige Opfer dahinraffte. Vor Allen starben viele der deutschen Soldaten, die durch Unmässigkeit im Genusse des Weins und der Früchte das Uebel ärger machten. Aber der Tod nahm auch andere Beute; der Admiral Miaulis starb, und am allgemeinsten wurde vielleicht die älteste Tochter des Grafen Armansperg beklagt, welche, seit wenigen Wochen mit einem russischen Fürsten Kantakuzenos vermählt, auf der Rückkehr von Konstantinopel noch in der Quarantäne auf ihrem Schiffe verschied und auf der Klippe Psyttaleia, zwischen Salamis und dem Piräeus, wo Aristides nach der Schlacht einige tausend Perser niedergemetzelt hatte, beerdigt werden musste. Es war ein heisser unerquicklicher Sommer, die Stimmung gedrückt und trübe; nur die Morgen- und Abendstunden auf der Akropolis gewährten eine Erholung. Mitten in der Hitze kam der verstorbene Zumpt aus Berlin; wenn die Glut des Tags vorüber war, stiegen wir gegen Sonnenuntergang auf die Zinnen des Parthenon, setzten uns auf den westlichen Giebel und liessen die Blicke und Gedanken über das meilenweite Panorama schweifen, das von Trözen und Aegina bis Korinth, Megara und Marathon

viele der gefeiertsten Oertlichkeiten Griechenlands umfasste; mein Bedienter brachte eine Schale Kaffee und Pfeifen, und wir liessen es uns hier bis zur Dämmerung wohl sein. Aber da Zumpt sich am Mittag nicht schonte, bekam auch er bald ein gefährliches Fieber, und ich selbst war froh, gegen Ende des Sommers auf die Inseln entweichen zu können.

Der Herbst setzte Alles wieder ins Gleiche. Das Fieber war vorüber, die Temperatur wurde wieder gemässigt und angenehm, die Todten waren vergessen. Gesellige Heiterkeit trat wieder in ihre Rechte ein. Im Spätherbst, ich denke im November, kam König Ludwig von Baiern auf dem englischen Kriegsdampfer Medea zum Besuche seines königlichen Sohnes. Das herrlichste Wetter begünstigte seine Landung und seinen Einzug; mit Jubel begrüsste ihn das Volk, denn sein Name war seit den Zeiten des Freiheitskriegs, dem er seine Unterstützung zugewandt hatte, in Griechenland bekannt und geehrt, und nun fuhr er als Vater des geliebten Königs an dessen Seite in die Stadt ein. Die wenigen Stunden dieses Einzugs waren heiterer und festlicher, als die ganze Volljährigkeitserklärung und Thronbesteigung gewesen war. Aber gleich das erste Auftreten des Königs Ludwig gab Veranlassung zu einem kleinen diplomatischen Handel, der Athen einige Tage sehr beschäftigte. Die Königin Christine von Spanien hatte, wie bereits erwähnt, einen Gesandten geschickt, und Griechenland, selbst der jüngste in der Reihe der europäischen Staaten, hatte sich diese Anerkennung gern gefallen lassen. Als nun gleich nach der Ankunft im Palais das diplomatische Corps durch den bairischen Gesandten Hrn. v. Kobell vorgestellt wurde und die Reihe an den Chevalier Montalvo kam, überging König Ludwig diesen nicht allein, sondern wandte sich mit Lebhaftigkeit zu einem der deutschen Gesandten und sagte auf deutsch: „Ich habe sie ja noch gar nicht anerkannt, und Sie haben sie auch noch nicht anerkannt.“ Der kleine Spanier fand die Würde seiner Regierung und seinen eigenen castilischen Stolz verletzt, und zu Hause angekommen richtete er eine gereizte Note an den griechischen Minister, den guten alten Jakovakis Rhizos, in welcher er mit Abbrechung aller Verbindungen drohte,

wenn ihm nicht eine Genugthuung zutheil würde. Es waren damals die Zeiten der sogenannten Quadrupelallianz, und England und Frankreich als nächste Verbündete unterstützten den Castilier. In der durchsichtigen griechischen Luft und auf der engen Bühne, wo vollends alle Europäer mehr oder minder als Ein Volk den Orientalen gegenüberstanden, zu denen die Griechen damals noch halb gehörten, erfuhr man gleich Alles und Jedes, also auch diese Vorgänge. Es wurde einige Tage lang hin und her vermittelt, dann entschieden, dass auf einem Hofconcerte, welches König Otto zu geben im Begriffe stand, der König von Baiern das Wort an Hrn. von Montalvo richten werde. Zu diesem Feste hatte auch ich Zutritt, und ein junger diplomatischer Freund K. und ich nahmen uns vor, Augenzeugen des Herganges zu sein. König Ludwig befand sich in einer Ecke des Saales und sprach mit einer Dame, als die auch körperlich stämmigern Repräsentanten Frankreichs und Englands ihren spanischen Collegen in die Mitte nahmen und Sr. Majestät gleichsam den Weg verlegten; sowie der König sich umwandte, musste er auf sie stossen. Dies geschah; eine Art humoristisch-satirischen Lächelns flog über das Gesicht des Königs, als er Mantalvo vor sich sah. Rasch fragte er ihn auf spanisch: „Sprechen Sie spanisch?“ Der sichtlich überraschte und verdutzte Montalvo stammelte als Antwort, er habe die Ehre, der Geschäftsträger ihrer spanischen Majestät zu sein; und ein zweites Lächeln ging über die Züge des hohen Fragenden, als ob er sagen wollte: „Das weiss ich ja eben recht gut und deshalb habe ich dich angeredet.“ Hierdurch war dem Castilier die gehoffte Genugthuung geworden; er konnte nun befriedigt an seinen Hof berichten. Uebrigens war Montalvo ein lieber Mann, der leider nicht lange in Griechenland blieb.

Wenige Wochen später als der König von Baiern traf auch der Fürst Pückler-Muskau, von Patras kommend, in Athen ein, und wurde von beiden Königen mit rücksichtsvoller Auszeichnung aufgenommen. An einem dunkeln, aber warmen und stillen Decemberabende liess ich die Ruinen der Akropolis durch Kienfackeln beleuchten, deren Flammen selbst

nicht sichtbar waren, nur der helle Widerschein an den hohen weissgelben Marmortrümmern. König Ludwig wie König Otto und der erlauchte „Verstorbene“ waren zu dieser Schaustellung eingeladen, und meine Einrichtung erntete vollen Beifall. Der König von Baiern war auch am Tage ein fleissiger Besucher der Burg und nahm an dem Fortgange der Arbeiten lebhaften Antheil.

Freilich konnten die geselligen Unterhaltungen, welche Athen bot, im Vergleich mit denen anderer Residenzen, nur noch sehr dürftig und einförmig sein. Der Hof war noch ohne eine Königin, die meisten Gesandten waren so eng logirt, dass sie keine grössern Gesellschaften veranstalten konnten, und so ruhte die Repräsentation fast noch allein auf dem Staatskanzler Grafen Armansperg. So kam das neue Jahr heran, und da officiell nur das griechische Neujahr gefeiert wurde, das deutsche Fest aber doch nicht unbeachtet gelassen werden konnte, so lud der bairische Gesandte, Hr. von Kobell, die beiden Könige und ihr Gefolge, den Fürsten Pückler-Muskau und einige Herren zu Musik und einem Glase Punsch in seine Wohnung; auch ich hatte die Ehre von der Partie zu sein. Nach der Entfernung des Königs Ludwig, der sich früh zurückzog, wurden sogar türkische Pfeifen herumgereicht. So einfach, auf dem Fusse des Feldlagers, begingen zwei gekrönte Häupter das Neujahrsfest 1835 in Athen; denn freilich war die Wohnung des Gesandten damals noch nicht viel besser als ein gutes Marketenderzelt. Eine befriedigendere Generation von Häusern entstand in Athen erst um das Ende der dreissiger Jahre.

IX.*)

König Ludwig. Archäologische Spaziergänge. Die Medea. Capitän Austin. Reise nach den Inseln. Der Schneider aus Nauplia. Haltung der englischen Officiere an Bord. Fürst Pückler-Muskau. Die bronzene Athene. Abreise König Otto's nach Deutschland. Differenzen mit dem Ministerium. Austritt aus dem Dienst. Intriguen. Die periodische Presse.

Solange der Aufenthalt des Königs Ludwig in Griechenland dauerte, war Seine bairische Majestät begreiflich der Mittelpunkt, um welchen sich alles politische und gesellschaftliche Interesse bewegte. Der König blieb auch in Athen seinen münchener Lebensgewohnheiten treu, stand frühzeitig auf und war im Januar und Februar oft schon bald nach Sonnenaufgang auf der Akropolis, um den Fortgang der Arbeiten in Augenschein zu nehmen, oder unter den Säulen des Parthenon sich zu ergehen und die weite Aussicht über Meer und Land zu geniessen. Auf die Burg pflegte er ganz allein zu kommen. Einige mal gefiel es ihm auch, mich zu seiner Begleitung auf weitern archäologischen Spaziergängen in die Umgegend rufen zu lassen, auf denen, wie sich von selbst versteht, nur von Geschichte und Topographie, von Alterthum und Kunst die Rede war. Es gab damals aber noch wenige Griechen, die für solche Fragen ein Interesse hatten; die meisten kannten kein anderes Gespräch und konnten sich keine andere Unterhaltung denken, als über Gegenstände der Tagespolitik. Ich kam daher bei ihnen fast in den Ruf und das Ansehen einer politischen Grossmacht; und als vollends eines schönen Morgens ein solcher Gang nach dem Oelwalde und der Heiligen Strasse vier ganze Stunden gedauert, und König Ludwig, wie Späher aus der Ferne beobachtet haben wollten, nach seiner lebhaften Weise mich einige mal unter den Arm gefasst hatte, da sollten Dinge von der allerhöchsten Wichtigkeit verhandelt worden sein, und mehr als ein Tropf gab sich alle erdenkliche

*) R. Prutz Deutsches Museum 1854 N. 49.

Mühe, mir ein Geheimniss zu entlocken, über das ich beharrlich schwieg. Wenn ich dagegen wieder den regen Sinn und die einsichtige Theilnahme des Königs für Fragen des Alterthums rühmte und pries, so fand ich dafür bei meinen Hörern kein Verständniss, nur Unglauben.

Zwischen Griechenland und England bestand damals das beste Einverständniss, solange Graf Armansperg waltete; England konnte glauben, sich an dem jungen Reiche einen schmiegsamen Vasallenstaat heranzuziehen. Dem Könige von Baiern war für die Zeit seiner Reise von der englischen Regierung die Dampffregatte Medea, nach dem Massstabe jener Zeit einer der schönsten Dampfer der britischen Marine, zur Verfügung gestellt worden, die ihn aus Ancona abgeholt hatte; die Segelfregatte Portland lag im Piräeus zum Dienste des Königs Otto. Der hohe Reisende machte daher auf der Medea mehre Ausflüge, nach Aegina, Andros, selbst einen nach Assos und der kleinasiatischen Küste, diesen letztern aber im tiefsten Geheimniss, weil bei der unbehinderten Rückkehr die Quarantänegesetze übertreten wurden. Auf der längsten dieser Reisen im Februar, durch das Aegeische Meer und einen Theil von Argolis, hatte ich die Ehre, den König zu begleiten; ich habe den Gang der Fahrt anderswo („Griechische Königsreisen“ I, S. 119 fg.) berichtet. Die Medea wurde befehligt von dem Capitän Horatio Austin, dem tüchtigsten Dampfoffizier, den England damals hatte, und einem sehr liebenswürdigen Manne, aber nach englischen aristokratischen Begriffen einem Emporkömmling. Denn er war nur der Sohn des ersten Bootsmannes des Admirals Nelson, allein Taufpathe des grossen Helden, und war von diesem noch zum Midshipman befördert worden. Später (1840) zeichnete er sich bei der syrischen Expedition vor Sidon aus, und muss jetzt, wenn er noch lebt, wol selbst Admiral sein. Capitän Austin hatte auf seinem Schiffe die besten Anstalten getroffen, um den König und sein Gefolge unterzubringen; er hatte auch neben seinem schwarzen englischen Koche einen französischen Küchenkünstler angenommen, und hielt sogar eine frischmelkende Kuh an Bord. Der König pflegte aber die stark gepfefferten Suppen des Negers den

französischen Brühen vorzuziehen; wenn Austin bei Tafel vorlegte, so erbat er sich gewöhnlich englische Teufelssuppe (*Of the devil's soup, Captain, if you please*). Für die Musikkenner im Gefolge — und besonders Graf Paumgarten war ein ausgezeichneter Musiker — wurde die englische Bande des Schiffes, die während der Tafel auf dem Verdecke spielte und der es auf einige falsche Töne nicht ankam, eine harte Plage, wovon aber unsere gutmüthigen Wirthe keine Ahnung hatten. Verstummte die Musik einmal, so rief Austin dem Seesoldaten zu, der als Ordonnanz an der Thür der Kajüte stand: „Bestelle noch einige deutsche Melodien!" (*Tell them to let us have some more German tunes*), und die Blasinstrumente thaten wieder ihr Bestes.

Eine kleine Unbequemlichkeit für die Raucher war es auch, den Genuss des Tabacks fast den ganzen Tag entbehren zu müssen. Waren wir irgendwo am Lande, so fand sich wol eine Gelegenheit, eine Cigarre oder Pfeife zu erlangen; an Bord aber nicht, weil wir fast immer um den König waren, und vollends an Bord eines Kriegsschiffes. Nur an Einem Orte war das Rauchen erlaubt: in dem Maschinenraume. Wenn sich daher der König gegen neun Uhr zurückgezogen hatte, konnte man einen grossen Theil seiner Begleitung, von den Excellenzen bis zum Archäologen herunter, trotz Regen und Sturm, noch in den Raum der Dampfmaschine hinabsteigen sehen, um dem Ingenieur einen Besuch zu machen — und eine Cigarre zu rauchen.

Als wir von der kleinen Reise zurück waren und die Medea wieder im Piräeus lag, sah man sie eines Morgens heizen und zu einer geheimnissvollen Expedition nach den Küsten des Peloponnes dampfen. Die Politiker in Athen zerbrachen sich den Kopf, was dies zu bedeuten habe; einige dachten schon an den Ausbruch eiues gefährlichen Aufstandes in Morea, oder an irgend eine andere Ungeheuerlichkeit. Die Sache verhielt sich aber einfach so. König Otto hatte bis dahin, seit seiner Ankunft aus Deutschland, europäische Uniform oder Civilkleider getragen; sein königlicher Vater bestimmte ihn jetzt, griechische Waffentracht anzulegen, deren Schönheit und

Eleganz allerdings vor unserm Militärfrack den Vorzug verdient. Derjenige griechische Kleiderkünstler aber, der den Ruf genoss, den Schnitt am schönsten zu machen und die Stickereien aus goldenen und silbernen Schnürchen und Fäden am geschmackvollsten auszuführen, lebte noch in Nauplia, das über Land wenigstens drei Tagereisen entfernt war. Kaum hatte der gefällige Capitän Austin den königlichen Wunsch vernommen, als er seinen Kriegsdampfer mit den schweren 84-Pfündern in Bewegung setzte, um den berühmten Mann zu holen; am folgenden Tage traf er mit dem Schneiderlein wieder im Piräeus ein, und das grosse diplomatische Geheimniss hatte sich aufgeklärt.

Im Uebrigen war es ein Vergnügen, die einfache und würdevolle Haltung der englischen Offiziere einem gekrönten Haupte gegenüber zu beobachten. Da gab es, wenn auch in der respectvollsten Weise, keine andere Anrede als *Sir* und *you*; nur selten hörte man ein *your Majesty*; Ausdrücke und Wendungen, welche dem Deutschen „Allerhöchstselbst“ und ähnlichen Schnörkeln entsprechen, besitzt die englische Sprache gar nicht. Es liegt überhaupt in der englischen Sprache, mit dem *Sir* und *you* von oben bis unten, ohne die mannichfaltigen Abstufungen von Du, Er, Ihr, Sie, und die verfeinerten Unterschiede im Gebrauche des Singulars und Plurals, welche unser liebes Deutsch besonders in den sächsischen und thüringischen Gegenden kennt, ein demokratischer Geist, ein Princip der Gleichmachung, welches die sonstigen aristokratischen Abstände im englischen Wesen wieder überträgt und ausgleicht und dem Ganzen jene bewunderungswerthe Haltung giebt, bei welcher der Lord wie der Matrose, Jeder in seiner Sphäre, sich seiner Würde und Geltung, seines Rechts und seiner Freiheit vollkommen bewusst ist. So war es auch in dem Verkehr der Offiziere und der Mannschaft nach ihrem verschiedenen Range unter sich; nirgends ein Uebermass steifer soldatischer Unterordnung, am wenigsten etwas was wie eine sklavische kriechende Haltung und Unterwürfigkeit ausgesehen hätte. Wenn ein Matrose einem Offizier im Dienste etwas zu berichten hatte, so rührte er kaum an den Hut.

Aber dabei herrschte die vollkommenste strengste Disciplin, Alles ging wie am Schnürchen, und der treffliche Austin brauchte nur die Stimme etwas stärker zu erheben, so verstummte das ganze Schiff und lauschte auf ihn. Jeder Matrose war, auch bei stürmischem Wetter, des Morgens so glatt rasirt, als wenn ihn ein Bartkünstler unter Händen gehabt hätte. So oft der König die Barke bestieg, um an einer Insel zu landen, stand Austin selbst in voller Uniform am Ruder und steuerte das Boot. Mit einem Worte, es fehlte nirgends an der ehrerbietigsten rücksichtsvollsten Aufmerksamkeit gegen den erhabenen Gast; aber es fehlte Alles, was, wie so oft in continentalen Verhältnissen ähnlicher Art, wie ein Uebermass des Diensteifers, der Hingebung, der Verleugnung eigener Selbständigkeit und Manneswürde ausgesehen hätte. Ich habe später Gelegenheit gehabt, die Disciplin auch auf französischen Kriegsschiffen kennen zu lernen, und ohne ihr etwas Nachtheiliges nachsagen zu wollen, muss ich doch gestehen, dass der Vorzug auf Seiten der Engländer blieb.

Neben dem König von Baiern hielt sich auch der Fürst Pückler-Muskau bis zum Frühlinge meistens in Athen auf, und die hohe Gestalt des erlauchten „Verstorbenen“ mit dem blassen feinen Gesichte, von wohlgepflegtem Rabenhaar beschattet, war in den wenigen Salons der griechischen Hauptstadt ein gefeierter und etwas gefürchteter Gast. Schon im verflossenen December, als sein Herannahen von Algier über Patras verlautete, sprach sich eine hohe Person einst auf der Akropolis gegen mich darüber aus: „Ich liebe solche Leute gar nicht, die Einen in ihre Bücher schreiben, wie man leibt und lebt.“ Aber der geistreiche Fürst trat in Athen so liebenswürdig auf, dass jede Besorgniss vor dem Schriftsteller bald verschwunden war. Ganz besonders war er ein Günstling der Damen. Auch er besuchte öfter die Arbeiten auf der alten Burg. An einem schönen Frühlingstage war er mit den anmuthigen Armansperg'schen Töchtern und andern Frauen und Mädchen da, und ich wies meine gesammelten Herrlichkeiten vor, von denen ich die kleinern Gegenstände: Vasen, Terracotten, Bronzen, bemalte Architek-

turstücke und dgl., in Glasschränken bewahrte; nur werthlose Dinge, Scherben, Splitter, moderne Waffenstücke von der letzten Belagerung, lagen auf offenen Tischen in einer alten türkischen Baracke, die ich zum provisorischen Museum hergerichtet hatte. Die jungen Mädchen erbaten sich Antiken zum Geschenke, und klagten über meinen „Geiz“, dass ich keine hergeben wollte; ich aber hielt die Schränke wohl verschlossen und ersuchte sie, sich mit dem Anblicke durch die Scheiben zu begnügen. Als wir lachend und scherzend wieder in die Stadt hinuntergingen, konnten die Damen nicht mehr länger an sich halten; triumphirend zeigten sie mir eine „wunderschöne“ bronzene Minerva in ganz flachem Relief, die der muthwillige Secretär des Fürsten von einem der offenen Tische entwendet hatte. Der Scherz wäre ein ganz schlechter und abgeschmackter gewesen, hätte sich der Antikendieb nicht völlig vergriffen gehabt. Denn diese „wunderschöne und ehrwürdige“ Antiquität war nichts Anderes als ein vor wenigen Jahren in Frankreich gefertigtes Schildchen, mehr eine Jungfrau von Orleans als eine Pallas Athene, wie es die erste reguläre griechische Truppe unter dem Obersten Fabvier am Tschako getragen hatte. Das Lachen war daher auf meiner Seite, und mit Vergnügen überliess ich dem unkundigen Liebhaber seinen Raub. An demselben oder dem nächsten Tage speiste ich mit dem Fürsten Pückler-Muskau bei dem Grafen-Staatskanzler, und die mislungene Neckerei wurde bei Tische besprochen. Dennoch sollte nach einigen Monaten noch wieder die Rede davon sein.

Im März, wenn ich nicht irre, reiste König Ludwig nach Baiern zurück, und im Mai folgte ihm König Otto zu seiner Vermählung nach Deutschland. Das ganze Land und besonders die Hauptstadt sah seine Abwesenheit mit einer Art dumpfer Besorgniss und Trauer; die Abfahrt des Königs nach dem Piräeus durch eine schweigende gedrückte Volksmenge hatte etwas Trübseliges. Der Staatskanzler wurde für die Dauer der Reise mit ausserordentlichen Vollmachten bekleidet und war gleichsam ein *alter ego* seines königlichen Herrn; seine alleinige Unterschrift hatte volle Geltung. So traten wir

in einen der unerfreulichsten Sommer ein, die ich in Griechenland erlebt habe.

Die Arbeiten auf der Akropolis setzte ich, solange die steigende Hitze und Trockenheit es erlaubte, mit Eifer fort; die wichtigsten Ergebnisse, gefundene Inschriften u. s. w., pflegte ich im tübinger „Kunstblatt“ bekannt zu machen oder in Abschriften an die berliner Akademie zu senden. Aber hatte ich in den geschilderten Spaziergängen und Reisen mit König Ludwig in den Augen der Griechen gleichsam den Höhepunkt meiner bescheidenen Stellung erreicht und mir ohne mein Verschulden viele Neider gemacht, so sollten die Anfeindungen nun auch nicht ausbleiben. Plötzlich trat das Cultusministerium mit der Anforderung und dem Verbote hervor: ich sollte über die wissenschaftlichen Resultate der Ausgrabungen, welche ich leitete, nichts bekannt machen oder Andern mittheilen, sondern meine Beobachtungen dem Cultusministerium übergeben, dessen Eigenthum sie seien. Wäre eine solche Zumuthung schon unter gewöhnlichen Verhältnissen unerträglich gewesen, so war sie es vollends unter einem Ministerium, in welchem kaum ein Mensch sass, der für Antiquitäten ein wirkliches Interesse, von ihrem Werthe oder Unwerthe einige Einsicht, für Inschriften ein Verständniss gehabt hätte. In administrativer Hinsicht waren die Mitglieder des Ministeriums meine Vorgesetzten, aber zu wissenschaftlichen Richtern über meine gelehrten oder ungelehrten Arbeiten konnte ich sie nicht annehmen. Ich antwortete daher ungefähr: ich glaubte in einer ähnlichen Stellung zu sein, wie etwa der Arzt an einem öffentlichen Hospital; das Hospital und die Aufsicht über seine Verwaltung stehe gewiss der Regierung zu, aber die Beobachtungen des Arztes an seinen Kranken seien sein Eigenthum, und es komme auf ihn an, ob und wie er sie veröffentlichen wolle oder nicht. Der Zweck und Nutzen unserer Ausgrabungen könne aber nur sein, die Alterthumswissenschaft nach Kräften zu fördern und durch möglichst rasche Mittheilung der Entdeckungen das Interesse des gelehrten und kunstsinnigen Europa an Griechenland rege zu erhalten. Daher ersuche ich das Ministerium, seine

Verfügung zurückzunehmen, indem ich mich derselben nicht unterwerfen könne; widrigenfalls bitte ich um meine Entlassung. Es wurde noch darüber hin- und hergeschrieben, allein auch meine Vorstellungen bei dem Staatskanzler fruchteten nichts; ich erhielt im September 1836 nicht allein die erbetene Entlassung, sondern auch die Zeitungen gingen jetzt so weit, meine Verwaltung der Akropolis zu verdächtigen und zu verstehen zu geben, ich hätte dem Fürsten Pückler-Muskau werthvolle Antiquitäten zugesteckt oder unter der Hand überlassen. Dahinter steckte besonders ein gewisser Iatrides — derselbe, von welchem die grässlichen Zeichnungen alter Statuen und Basreliefs in Pittakis' „Archäologischer Zeitung" herrühren —, der schon von den Zeiten des Präsidenten Kapodistrias her beim Antiquitätenwesen angestellt war, und den ich nun, so gut es ging, als Aufseher bei Ausgrabungen oder als Abschreiber beschäftigen musste. Dabei stellte er sich so kläglich und dürftig, dass ich ihm oft durch eine freie Mahlzeit oder andere Unterstützung zu Hülfe kam. Jetzt, wo er mich für gestürzt hielt, vergalt er es mir durch Verleumdungen, wo und wie er konnte. Ja, selbst der Graf Armansperg, dem in Abwesenheit des Königs Alles daran gelegen war, sich den Griechen nachgiebig zu erweisen und sich unter ihnen eine Partei zu machen, und dem doch der Vorfall mit dem Secretär des „Verstorbenen" und seinen eigenen Töchtern wohlbekannt war, entblödete sich nicht, ein Rescript an das Cultusministerium zu erlassen, in welchem die Staatskanzlei anfragte, ob nicht eine Untersuchung gegen mich zu verhängen sei. So weit kam es aber nicht, wie sehr ich es wünschte; man fürchtete mich wieder zu sehr, denn ich stand in dem Rufe, dass ich, ungerecht angegriffen, auch um mich zu schlagen wisse. Mit einer scharfen Erwiderung von mir in den Zeitungen war die Sache abgethan. Aber ich war nun im Privatstande und musste es bald empfinden; denn als ich nach einigen Tagen wieder auf die Burg kam, um Inschriften abzuschreiben, erklärten die Invaliden, die bis dahin unter mir gestanden, mit respectvollem Bedauern, sie hätten bestimmte Weisung, mich fortan nichts schreiben oder zeichnen zu lassen.

Ausser dem augenblicklichen Aerger und ausser der Betrübniss, dass nun meine Arbeiten auf der Akropolis unterbrochen waren, machte mir die Sache keinen grossen Kummer. Die Hauptschuld lag an mir und meiner aufbrausenden Uebereilung; hätte ich mich nur zu einem Theile gefügt und nicht selbst in schroffer Weise meine Entlassung begehrt, so würden die Ausgrabungen nach wie vor ihren Fortgang genommen haben, und Alles wäre bald wieder ins Geleise gekommen. Zur Erbitterung des Ministeriums hatte es mit beigetragen, dass ich auf den Vorwurf, ich hätte meine in Griechenland herausgegebenen Inschriften lateinisch und nicht in der Landessprache commentirt, mein Bedauern ausdrückte, dass im Cultusministerium Niemand sitze, der die lateinische Sprache verstehe; was damals allerdings der Fall war. Ich berichtete über meine Auffassung des Streits und seine Gründe an den König nach Deutschland und wartete die Zukunft ab. Um mir eine feste Beschäftigung zu machen, liess ich mir von meinen Freunden Gennadios und Ulrichs einige der reifsten Schüler des Gymnasiums zuweisen, und hielt ihnen wöchentlich einige Vorlesungen über Inschriftenkunde. Diese Vorlesungen waren ein Vorläufer der Universität, von deren naher Errichtung ich im nächsten Abschnitte erzählen werde.

Die periodische Presse, der ich oben gedacht habe, entwickelte sich immer mehr, und ein Theil derselben trat in scharfe Opposition gegen den Staatskanzler und mehr oder minder gegen die gesammte sogenannte Fremdherrschaft (*ξενοκρατία*), besonders der französisch-griechische „*Sauveur*“ (*Σωτήρ*) und die deutsch-griechische „Hoffnung“ (Ἐλπίς). Sie wirkten ohne Frage viel Gutes und verhinderten manches Ueble; aber ihre Angriffe und Verleumdungen, wie wir dies auch in England nicht anders sehen, überschritten bisweilen alles Mass. Als während der Anwesenheit des Königs Otto in München die Cholera dort ausbrach und einen seiner Adjutanten, den tapfern und schönen Katzakos Mavromichalis, im königlichen Schlosse dahinraffte, während der andere, ein Sohn des Admirals Miaulis, auf der Reise nach Oldenburg neben dem Könige im

Wagen erkrankte und unterwegs starb: da hatte eine der Zeitungen die Bosheit, wegen dieser traurigen Todesfälle die bairische Regierung zu verdächtigen, welche es gern sehe, wenn der junge König nicht von Griechen, sondern nur von Deutschen umgeben sei. Der bairische Gesandte wollte im folgenden Jahre eine Zeitung wegen ähnlicher Angriffe auf die Ehre seines Hofs vor Gericht ziehen, aber so gross war die Eifersucht der Griechen auf ihre junge Pressfreiheit, dass man es ihm allgemein widerrieth; bei der mündlichen Verhandlung würden nur noch anstössigere Dinge gesagt werden, und er werde von den Geschworenen schwerlich eine Verurtheilung erlangen; wie sehr sie die Sache auch misbilligen möchten, so würden sie glauben, das Princip aufrecht erhalten zu müssen. Damals nahm der englische Gesandte in diesen Pressfehden eifrigst Partei für den Grafen Armansperg; als später seine Stellung zur griechischen Regierung sich geändert hatte, nahm er die Oppositionspresse ebenso eifrig in Schutz. Dies ging so weit, dass, als im Jahre 1837 ein bairischer Offizier dem Redacteur der „Hoffnung“, der ihm Satisfaction verweigert hatte, im Kaffeehause eine Ohrfeige gab, Sir E. Lyons am nächsten Tage dem Geschlagenen mit Ostentation einen Condolenzbesuch abstattete. In solchen und ähnlichen unerquicklichen Reibungen bewegten sich grossentheils die zwei letzten Drittheile des Jahres 1836 in Athen.

X.*)

Plan einer Universität. Cabinetsrath Frei. Stellung des Staatskanzlers. Heimkehr des Königs mit der Königin. Sir Edmund Lyons. Entlassung des Grafen Armansperg. Landung und Einzug der Königin. Hr. von Rudhart Premierminister. Cabinetsrath Brandis. Eröffnung der Universität. Errichtung der Dampfschifffahrt. Pest. Erdbeben. Die Palilien in Athen. Gesellige Beziehungen. Schlossbau.

Im Herbste 1833 war von der Regentschaft das erste Gymnasium auf Aegina errichtet worden. Dieses wurde nun im Jahre 1835, wenn ich nicht irre, nach Athen verlegt, und sowie die Lehrkräfte theils durch die Heimkehr junger Griechen von den Universitäten Europas, theils durch Berufung einiger fähigen Lehrer von den Ionischen Inseln sich mehrten, wurden nach und nach noch andere Gymnasien, in Nauplia, auf Syra u. s. w., errichtet. Im Jahre 1836, während der Reise des Königs zu seiner Vermählung nach Deutschland, fing der Graf-Staatskanzler an auf die Gründung einer Universität zu denken. Als nächsten Hülfsarbeiter hatte er damals in der Staatskanzlei einen Rheinbaiern, Hrn. Frei, mit dem Titel eines Cabinetsraths oder einem ähnlichen Prädicat; diesem Manne, der überhaupt die meisten Gesetze, Verordnungen und Organisationen entwarf, an denen jene Zeit des Interregnums sehr reich war, wurde das Geschäft übertragen.

Hr. Frei war, was man einen echten Bureaukraten nennt: über diesen Gesichtskreis gingen seine Blicke nicht hinaus. Formwesen, ziemlich gedankenlose Wiederholung der ihm aus Baiern vertrauten und geläufigen Formen und Normen, sie mochten für Griechenland passen oder nicht, das war seine Hauptthätigkeit; auf Förmlichkeiten hielt er grosse Stücke. Daher fühlten sich auch die jüngern, zum grossen Theil weit fähigern Arbeitskräfte in der Staatskanzlei unter ihm gedrückt; einer dieser jüngern Männer, der geistvolle Dr. L. Steub, über-

*) R. Prutz Deutsches Museum 1854 N. 51.

warf sich mit ihm und nahm seinen Abschied. Er hat in seinen „Bildern aus Griechenland“ (2 Thle., Leipzig 1841) ein ergötzliches humoristisches Bild des rheinbairischen Staatsmannes gezeichnet. Graf Armansperg, dem es nicht an besserer Einsicht fehlte, hatte zu viel, fast ausschliesslich mit der höhern Politik zu thun, zumal da schon seit Monaten Gerüchte verlauteten, dass seine persönliche Stellung von München aus gefährdet, vielleicht unhaltbar geworden sei. Er arbeitete an Befestigung derselben mit seinem Vertrauten, dem englischen Gesandten, Sir Edmund Lyons, und liess Hrn. Frei in denjenigen innern Geschäften und Organisationen, welche nicht unmittelbar die Stellung des Staatskanzlers berührten, ziemlich freie Hand.

So brachte denn dieser Ehrenmann im Spätherbste 1836 den Entwurf einer Universität zustande, der nicht ohne seine ergötzlichen Seiten war. Alles war darin vorgesehen, auch Dinge, von denen man in Griechenland keinen Begriff hatte und die Hr. Frei erst auf dem Wege der Gesetzgebung, durch die dagegen angedrohten Strafen, einzuführen suchte: landsmannschaftliche Verbindungen, Studentenexcesse, Duelle, Relegationen, Carcer und was weiss ich Alles. Sowie die Sache auf dem Papier dastand, bildete sich bei den Deutschen wie bei den intelligenten und urtheilsfähigen Griechen sehr bald die Meinung, dass sie in dieser Gestalt unausführbar sei; auch der Staatskanzler mochte dies einsehen und hielt vorderhand mit der Ausführung zurück.

Unterdessen neigte sich das Jahr 1836 zu Ende, die Heimkehr des Königs mit der jungen Königin stand nahe bevor. Je näher sie kam, desto mehr häuften sich die Gerüchte aller Art über die zu erwartenden Veränderungen: ob der Graf Armansperg in seinem hohen Amte bleibe oder nicht; wen der König als seinen Nachfolger mit sich bringe u. s. w.; und diese Gerüchte, wie sie im grossen Publicum umliefen, waren um so unbestimmter und widersprechender, je seltener und unregelmässiger damals noch die Verbindungen mit Europa, bloss durch Segelschiffe, waren, und je mehr die Gerüchte selbst, nach der Parteistellung jedes Einzelnen, eine besondere

Färbung annahmen. Auf der Stirn des Grafen las man Wolken; sein nächster Verbündeter, Sir Edmund Lyons, ging und ritt wie ein brüllender Löwe in Athen umher und sagte Jedem, der es hören mochte, dass Griechenland ohne den Grafen Armansperg nicht bestehen könne, und dass England ihn nicht fallen lassen werde. Die übrigen Diplomaten hielten mehr an sich. Die erwartungsvolle Spannung stieg von Tag zu Tag. Endlich an einem Tage im Februar 1837 hiess es, dass die englische Fregatte, welche den König und die Königin trug (der Portland, Capitän Price), auf der Höhe von Aegina in Sicht sei und vor Abend den Piräeus erreichen könne. Ganz Athen gerieth in eine unruhige Bewegung; Graf Armansperg und Sir Edmund Lyons eilten in den Hafen hinunter. Allein der Wind war schwach, das Schiff rückte nur langsam vor. Der englische Gesandte warf sich in eine Barke und fuhr der Fregatte einige Meilen entgegen; der Staatskanzler blieb im Piräeus. Man erzählte sich am folgenden Tage, dass Lyons, ähnlich wie früher Admiral Ricord in Nauplia oder später Fürst Mentschikow in Konstantinopel, in Reitkleidern und mit der Gerte in der Hand, an Bord der Fregatte gestiegen war, sich dem Könige vorgestellt und ihn mit einer augenblicklichen Revolution bedroht hatte, wenn der König es wagen würde, den Grafen Armansperg von den Geschäften zu entfernen, dass aber der König mit grosser Würde und Festigkeit die befremdliche Vorstellung aufgenommen und dem Gesandten entgegnet habe, er werde thun, was er als zweckmässig und nothwendig beschlossen habe.*) Endlich in der Abenddämmerung gelangte das Schiff in den Hafen; Graf Armansperg ging an Bord, seinen königlichen Herrn zu begrüssen, und dieser theilte ihm mit, dass er ihm die oft erbetene Entlassung — denn der Graf hatte wiederholt seine Entlassung verlangt, in der Meinung, dass er unentbehrlich sei und dem Könige das

---

*) Sir Edmund Lyons, der kühne Seemann und tapfere Admiral, ist gewiss auf dem Schwarzen Meere besser in seinem Elemente als einst, mit dem Legationssecretär Philipp Griffith an seiner Seite, als Gesandter in Athen.

Gesetz werde machen können — hiermit bewillige. Das war denn ein Donnerschlag.

Ich war damals nicht in der liebevollsten Stimmung für den Staatskanzler. Der Graf seinerseits mochte mich nicht so blindlings ihm und seinen Interessen ergeben gefunden haben, wie er wahrscheinlich beanspruchte; er hatte mich in meiner Differenz mit dem Cultusministerium, über die Beschränkungen, welche dieses meiner wissenschaftlichen Thätigkeit auferlegen wollte, nicht allein nicht unterstützt und in Schutz genommen, sondern er hatte mich, weil er sich dadurch einige Griechen zu Freunden zu machen gedachte, geopfert und fallen lassen. Seit dem September des vorigen Jahres war ich ausser Dienst. Ich hatte dem Könige in einem Schreiben den Hergang berichtet, mich beklagt, und um Wiedereinsetzung in meine Stellung gebeten. So konnte ich aus persönlichen Gründen, abgesehen von der falschen Bahn, in welche der Staatskanzler das Land gebracht hatte, über seinen Sturz nicht trauern. Am nächsten Morgen ritt ich in früher Dämmerung mit meinem Freunde Schaubert in den Piräeus. Griechenland ist ein eigenthümliches Land; nicht allein seine physische Luft ist ungewöhnlich klar und durchsichtig, sondern auch seine moralische. Die Vorgänge des verflossenen Nachmittags an Bord der Fregatte hatten schon grossentheils transpirirt. Wir trafen den damaligen Commandanten der Gendarmerie, Oberstlieutenant Rosner, und Andere, welche eben nicht zu den Freunden des Grafen Armansperg gehörten und schon von allem Wesentlichen unterrichtet waren. Unterdessen war bei herrlichem Wetter die Stunde der Landung gekommen; der König, in reicher griechischer Tracht, und seine liebreizende junge Gemahlin stiegen unter dem Donner der Geschütze und tausendstimmigem lautem Jubel ans Ufer. Ohne Schöppenstädtereien konnte es dabei nicht abgehen; mit der westlichen Civilisation, mit den wirklichen Segnungen derselben waren auch die obligaten dummen Einfälle über Griechenland gekommen. Die Behörden von Athen, sei es, dass sie selbst diesen geistreichen Gedanken gehabt hatten oder dass er ihnen eingeflösst worden war, hatten beschlossen, der jungen Königin als Wahrzeichen

der Stadt einen lebendigen Vogel Minervens, mit weissblauen seidenen Bändern an den Fängen und Flügeln gefesselt, zur Begrüssung unter einer geeigneten Anrede zu überreichen. Kaum hatte die Königin den Fuss am Lande, wobei sie fast über die reichlich gestreuten Oelzweige gestolpert wäre, so musste sie sich mit dem armen halb zu Tode geängstigten Käuzchen beschäftigen. Mehr sahen mein Freund und ich von dem Empfange nicht; wir sprengten auf einem Umwege voraus in die Stadt, um den königlichen Zug dort wieder ankommen zu sehen. In einem der Wagen war Hr. von Rudhart, der neue Premierminister; er stand während des Einzugs in Athen grossentheils aufrecht in dem offenen Wagen, um gesehen zu werden, oder als wolle er von der Stadt und dem Lande, die er mit zu regieren berufen worden war, gleichsam Besitz nehmen. Eine gedrungene kräftige Gestalt von angenehmem Ausdrucke.

Dem Einzuge der Königin folgten mehre Tage mit Festlichkeiten, wie sie das damalige Athen in seinen beschränkten Räumen und mit seinen beschränkten Mitteln zu bieten vermochte. Ihre holdselige Gestalt entzückte Alles. Nachhaltiger gewann es ihr die Herzen, dass sie sich mit der ganzen Energie ihres Charakters alsbald auf die griechische Sprache legte (ihr Lehrer war der jetzige Professor Philippos Joannu) und durch grossen Eifer es bald dahin brachte, zu verstehen und sich verständlich zu machen; in Jahresfrist war ihr die schwere Sprache ganz geläufig. Graf Armansperg reiste nach wenigen Tagen nach Baiern zurück. Seinem Nachfolger, Hrn. von Rudhart, der nur die bescheidenere Stellung eines Premierministers (πρωθυπουργός) einnahm, also nur der erste unter seinen griechischen Collegen, nicht mehr ihr Vorgesetzter war, schadete es nicht unerheblich, dass er weniger gesellschaftliche Gewandtheit, weniger diplomatische Routine besass als der Graf; er war des Französischen nicht mächtig und fand sich dadurch theils den fremden Diplomaten gegenüber, von denen Lyons ihn seit dem ersten Tage anfeindete, theils selbst gegen seine Untergebenen im Ministerium des Auswärtigen in einer ungünstigen Lage. Es wurden Anekdoten über ihn in Umlauf

gesetzt, welche, wenn sie auch nur erfunden sein mochten, doch zum Theil nicht übel erfunden waren. Eine der besten war folgende. Am zweiten oder dritten Tage nach seiner Ankunft hatte Hr. von Rudhart einem französischen Admiral, der eben im Piräeus lag, seinen Besuch zu erwiedern. Sowie die Barke vom Ufer stiess, begrüsste ihn das Schiff mit der seinem Range entsprechenden Salve, mit 19 Kanonenschüssen. Da sollte denn der ehemalige Universitätsprofessor über diese unverhoffte Ehrenbezeugung nicht allein ganz befremdet und bestürzt gewesen sein, sondern sie abzulehnen versucht haben; man erzählte, er habe sich im Boote aufgerichtet und dem Schiffe zugerufen: „*Mais je vous prie, ne faites pas de circonstances!*“ („Machen Sie doch keine Umstände!“)

Ich wurde von dem wackern Manne mit Wohlwollen empfangen; Hr. von Humboldt und der Geheimerath Böckh hatten sich, was ich erst jetzt erfuhr, ohne mein Wissen in München für meine Wiederanstellung als Conservator der Alterthümer verwendet. Allein Hr. von Rudhart bemerkte mir, der Graf Armansperg habe während seines Interregnums so viele Beamte entlassen und andere an ihre Stelle gesetzt (was in der That der Fall war), dass man Bedenken tragen müsse, in der nächsten Zeit unmittelbar an diesen Veränderungen zu rütteln, weil die Regierung doch nicht allen Reclamationen gerecht werden könne; er biete mir dagegen an der nächstens zu eröffnenden Universität die Professur der Archäologie an, womit ich zufrieden war. Die Universitätsangelegenheit verzögerte sich aber noch einige Monate, weil erst die Ankunft des Professors Brandis aus Bonn erwartet wurde, der dem Könige auf einige Jahre Privatvorlesungen halten sollte, und der Regierung in Cultus- und Unterrichtssachen behülflich zu sein bestimmt war. Ueber seine Stellung und Thätigkeit hat Cabinetsrath Brandis selbst in seinen „Mittheilungen aus Griechenland“ 3 Thle., Leipzig 1842) Rechenschaft gegeben, weshalb ich darauf verweisen kann. Der Frei'sche Entwurf wurde nun revidirt und abgeändert, von seinen unnöthigen Auswüchsen gesäubert, und die Universität ziemlich nach dem Muster der norddeutschen Anstalten dieser Art organisirt. So

war denn mit dem Anfang Mai die Eröffnung derselben möglich geworden; die Professoren, unter ihnen sieben Deutsche, wurden ernannt.

Nun fehlte es an einem passenden Gebäude. In Ermangelung eines solchen wurde das schon öfter erwähnte Haus meines Freundes Schaubert, am nördlichen steilen Abhange der Akropolis, zwischen der Panshöhle und dem Agraulion, für die Universität gemiethet; das grösste Zimmer desselben, mit weiter Aussicht über Stadt und Ebene gegen den Parnes hin, in welchem wir den ersten Winter unter der türkischen Verwaltung öfter Punsch getrunken hatten, wurde die provisorische Aula. Aber ohne eine festliche Einweihung konnte es nicht abgehen; der erhabene Gründer der Universität, der ihr seinen königlichen Namen gegeben hatte, bestimmte den Tag dazu. Unter unsern Collegen war ein geschickter alter Arzt und sehr gewandter, wenn auch nicht immer geschmackvoller Hellenist, Dr. Georgiades Levkias, der lange in Bukarest, Wien und Paris gelebt und die Einrichtungen des westlichen Europa, selbst den guten alten deutschen Zopf sehr lieb gewonnen hatte. Er sollte die Festrede halten und liess es sich nicht nehmen, wie unpassend dies auch in Athen sein mochte, dabei in dem traditionellen akademischen Costume des vorigen Jahrhunderts zu erscheinen: in Schuhen und seidenen Strümpfen, kurzen schwarzen Modesten, einen Degen an der Seite und einen dreieckigen Klapphut unter dem Arme. Der alte Herr mit der grossen meistens etwas weinseligen Nase sah schon an und für sich etwas lächerlich aus. Für den König wurde an einem Ende des Saals, wenn ich das bescheidene Zimmer so nennen darf, eine Erhöhung mit einigen Stufen errichtet, auf welcher der König seinen Stand nahm, aber aufrecht blieb; zur Seite war ein Katheder für den Redner, hinter welchem wir übrigen Professoren, die ersten wenigen Studenten und einige Zuschauer standen. Levkias redete nach seiner Art mit grossem Pathos; als er aber vollends in seiner Rede an eine Stelle kam, in welcher er uns, seine Collegen, aufforderte, Schild an Schild eine Testudo zu bilden (συνασπισμὸν ποιησάμενοι) gegen die Unwissenheit und Barbarei, und dabei

in dramatischer Haltung den linken Arm mit dem Hute verstreckte, während er sich mit dem Körper hinter dem Redepulte zusammenkauerte: da brach in unsern Reihen, trotz der ernsten Bedeutung des Augenblicks, ein unauslöschliches Lachen aus, und der junge König, allen Blicken freigestellt, hatte die grösste Mühe, seine Gesichtszüge zu beherrschen und halben Ernst zu bewahren. So verlief die Gründung der Otto-Universität, die ich einige Tage später, am 22. (10.) Mai 1837, da im ersten Semester an Archäologie noch nicht zu denken war, mit einer Vorlesung über Aristophanes' „Acharner" und „Ritter" vor etwa 30 Zuhörern eröffnete. Ich bewahre noch den Anmeldungsbogen meiner damaligen Zuhörer, von denen die meisten jetzt als Professoren und Lehrer an den Gymnasien und Schulen Griechenlands stehen, andere in der Türkei Schulen errichtet haben.

Um dieselbe Zeit trat eine andere Einrichtung ins Leben, welche für den Fortschritt Griechenlands auf der Bahn materieller Entwickelung sehr bedeutend geworden ist und noch immer mehr wird. Ich habe schon öfter berührt, dass unsere Verbindung mit Europa während der ersten Jahre nur auf gelegentlichen Fahrten von Kriegs- und Handelsschiffen beruhte. Erst seit 1835, nach der Ernennung einer Gesandtschaft in Athen, richtete Oestreich eine regelmässige Verbindung mit Triest durch einige kleine Kriegsschiffe ein, die es als Postschiffe hin- und herfahren liess. Aber auch diese Verbindung war nur in der Theorie eine regelmässige zu nennen; im Winter, wenn die Südstürme auf dem Adriatischen Meere herrschten, oder wenigstens die Offiziere unter diesem Vorwande ein liebes Mühmchen in den Bocche di Cattaro besuchen konnten, blieben die Schiffe oft lange genug aus. Ich entsinne mich eines Falles, wo selbst die östreichische Gesandtschaft 50 volle Tage ohne Nachrichten aus Triest war. Kamen dann Briefe und Zeitungen endlich an, so waren sie grösstentheils veraltet und hatten ihr Interesse verloren. Wer aber von Griechenland nach Deutschland gehen wollte, konnte sich glücklich schätzen, wenn er nach einer Seefahrt von durchschnittlich drei Wochen Triest erreichte, wo er dann noch eine Quarantäne von 28 Tagen

zu halten hatte, bevor er in Freiheit das Land betreten und weiterreisen durfte.

Es galt daher mit Recht für einen ungeheuern Fortschritt, als im Jahre 1837 der Oestreichische Lloyd in Triest, dessen Seele der geniale Hr. von Bruck war, nach einigen Probefahrten eine regelmässige Verbindung durch Dampfschiffe mit Athen gründete. Anfangs fuhren die Schiffe nur alle 14 Tage; sie gebrauchten volle sieben oder acht Tage zur Fahrt um den Peloponnes, und die Quarantäne bestand noch in ihrer vollen Dauer. Dennoch, welche Erleichterung! Nun war man gewiss, wenn nicht besonders stürmisches Wetter eintrat, alle zwei Wochen seine Briefe zu haben; war dann das Schiff, nach etwa 24 Stunden, wieder expedirt, so wussten z. B. die Gesandten, dass sie nunmehr volle 13 Tage vor Depeschenlesen oder Depeschenschreiben Ruhe hatten; sie konnten Jagdpartien unternehmen oder Ausflüge in die Provinzen machen, was auch häufig geschah. Nach einiger Frist setzte Oestreich, trotz des Zetergeschreis, welches Frankreich, Sardinien, der Papst und Neapel *unisono* dagegen erhoben, die Quarantäne von vier Wochen auf 14 Tage herunter. Der nächste Schritt war, glaube ich, dass die Dampfer wöchentlich fuhren und überdies ihre Reise schneller zu machen lernten; dann wurde die Quarantäne wieder auf acht Tage, dann noch auf wenigere Tage herabgesetzt, endlich ganz aufgehoben, sodass nur ein beeidigter Gesundheitswächter (*guardiano di sanità*) an Bord war. Einer der Lloyddampfer aber macht, seit 1843 oder 1844, alle 14 Tage die Fahrt nach dem korinthischen Isthmus; hier werden die Passagiere und Waaren auf einer Kunststrasse die Stunde Wegs an den Saronischen Meerbusen geführt, wo ein anderer Dampfer sie aufnimmt und nach dem Piräeus führt. So ist die Fahrt von Triest nach Athen auf vier bis fünf Tage verkürzt worden. Es kann nicht genug anerkannt werden, dass Oestreich in allen diesen Massnahmen zur Erleichterung des Verkehrs mit dem Orient, in der Errichtung der Dampfschifffahrt, der Verkürzung und endlichen Aufhebung der Quarantäne, zum Theil gegen den Widerspruch der Nachbarn, vorangegangen ist; Frankreich folgte ihm in beiden Punkten nur

langsam und widerstrebend, und die italienischen Staaten geberdeten sich, als ob mit der Quarantäne ihre Existenz über den Haufen falle.

Uebrigens konnte im Frühling 1837 von der Aufhebung der Quarantäne noch nicht die Rede sein. Obgleich Griechenland schon seit dem Präsidenten Kapodistrias Gesundheitsmassregeln gegen die Türkei beobachtete, und auch in der europäischen Türkei und in Kleinasien die Pest nur noch selten sich zeigte, wurde sie doch zu Ostern dieses Jahres durch einen griechischen Schiffer, der von der macedonischen Küste kam und einige von Pestkranken erkaufte Pelzwaaren der Aufmerksamkeit der Quarantänebeamten zu entziehen gewusst hatte, nach der Insel Poros eingeschleppt. Die Nachricht davon verbreitete wegen der Nähe der Gefahr grossen Schrecken in Athen und rief strenge Massregeln hervor. Die Insel wurde zu Wasser und auf dem nahen argolischen Festlande durch einen Truppencordon abgesperrt; es wurden Gesundheitsbeamte, Aerzte, Apotheker dorthin geschickt. Aber die furchbare Seuche war einmal ausgebrochen und nahm ihren gewöhnlichen Verlauf. Sie herrschte vier bis sechs Wochen auf der Insel und raffte von der kleinen Volkszahl gegen 200 Menschen dahin. Auch einer der deutschen Aerzte, Dr. Rothlauf, erlag ihr. Um seinen Glauben an die Nichtansteckung der Pest augenfällig zu beurkunden, hatte er die medicinische Bravour begangen, bei der Section von Pestleichen das blutige Messer zwischen die Zähne zu nehmen; die Seuche fasste ihn und nahm ihn zum Opfer. Seitdem ist die Pest in Griechenland, und meines Wissens auch in der Türkei, die sich zu guten Quarantänemassregeln gegen Aegypten und Syrien entschlossen hat, nicht wieder aufgetreten. Es bestätigt sich so immer mehr, dass nur das Nilthal ihre Wiege und die Verwesung animalischer Körper in Aegypten ihre Quelle ist; und die Meinung Derjenigen wird höchst wahrscheinlich, welche behaupten, dass die Mumisirung der menschlichen und thierischen Leichen im alten Aegypten nur zum Zwecke hatte, der Entwickelung der Pestmiasmen vorzubeugen, bis der heilige Antonius der Anachoret (*si fallor*) und andere christliche Eiferer dieser „heidnischen

Institution", welche doch die Gebeine für die Auferstehung so schön aufbewahrte, feindlich entgegentraten. Wenn aber diese Annahme gegründet sein sollte: welchen schwindelnden Blick eröffnet sie in das Alter der ägyptischen Civilisation! Wie viele Jahrhunderte und Jahrtausende mussten vergangen sein, ehe man eine solche Beobachtung gemacht und festgestellt hatte, und ehe es einem weisen Gesetzgeber gelang, eine blosse gesundheitspolizeiliche Massregel in die Religion einzuschwärzen und zu einem Glaubensartikel seines Volks zu machen! Aegypten mumisirte seine Leichen aber schon einige Jahrtausende, wenn nicht länger, vor der mosaischen Weltschöpfung.

In den Frühling jenes Jahres drängten sich viele für Griechenland wichtige und denkwürdige Ereignisse zusammen. Dahin gehörte auch ein Erdbeben, welches seinen Sitz unter der südöstlichen Ecke der argolischen Halbinsel und unter den Inseln Aegina, Poros und vorzüglich Hydra hatte. Schon im Alterthum war diese Gegend, von der Halbinsel Methana über Trözen und Kalauria bis nach Hermione, wegen ihrer vulkanischen Ereignisse berühmt und auf ein solches beziehen sich die schönen Verse des Ovid:

Est prope Pittheam tumulus Troezena, sine ullis
Arduus arboribus, quondam planissima campi
Area, nunc tumulus; nam, res horrenda relatu,
Vis fera ventorum, caecis inclusa cavernis,
Exspirare aliqua cupiens, luctataque frustra
Liberiore frui coelo, cum carcere rima
Nulla foret toto nec pervia flatibus esset,
Extentam tumefecit humum; ceu spiritus oris
Tendere vesicam solet, aut direpta bicorni
Terga capro. Tumor ille loci permansit et alti
Collis habet speciem, longoque induruit aevo.

Die heftigsten Stösse fanden auf Hydra statt, dessen stattliche Steinhäuser nicht unerheblich beschädigt wurden; das Erdbeben hielt aber mehre Wochen an, und die Schwingungen machten sich bis Athen hin, acht bis zehn Meilen weit, sehr fühlbar. Ich wohnte damals in dem südwestlichen Theile der Stadt, unweit des Areopag und des Nymphenhügels, in einer einsamen, stillen, keinem Fuhrwerke zugänglichen Gegend. Wenn

ich des Abends meine Fenster offen hatte und die Schwingungen von Südwesten herkamen, konnte ich durch die schweigende Nacht wol 15—30 Secunden vorher ein dumpfes Rollen und Brausen hören, bevor die Stösse fühlbar da waren. Mitunter waren sie doch noch so stark, dass ich unwillkührlich vom Stuhle aufsprang und auf den Hof des Hauses hinauslief, wo ich meistens die andern Bewohner schon vorfand.

Der erleichterte Verkehr mit Europa machte sich auch durch die vermehrte Zahl bedeutender Reisenden geltend, welche Griechenland fortan besuchten. Noch vor den zuletzt erzählten Begebenheiten, dem Erdbeben, der Pest und der Eröffnung der Universität, kam der berühmte Archäolog Professor Gerhard aus Berlin zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalte nach Athen. Da in diese Zeit der Gründungstag Roms fiel und die deutschen Archäologen in Rom schon seit längern Jahren die Palilien zu feiern pflegten, so wurde davon Anlass genommen, auch hier ein gelehrtes Symposion zu veranstalten. Zum Tummelplatz desselben wurde das Gartenhaus eines Hrn. Vlachos ausersehen, welches am Rande des Oelwaldes, wahrscheinlich innerhalb des Bereichs der alten Akademie, lag. Alles, was in Athen nur auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machen konnte, nahm daran theil; auch der Ministerpräsident Hr. von Rudhart, der östreichische Gesandte Hr. von Prokesch und der Consul Gropius schlossen sich nicht aus. Für Speise und Trank war, zum Theil aus den Kellern der diplomatischen Gönner, reichlich gesorgt worden. Das Festmahl nahm einen sehr muntern Charakter an; ein gewandter italienischer Improvisator, der sich eben in Athen aufhielt, verschönerte es durch ein Gedicht aus dem Stegreife, und nun wollte unser College Georgiades Levkias, den wir schon aus seiner Rede bei der Einweihung der Universität kennen, sich von dem Italiener nicht überbieten lassen und ripostirte in altgriechischen Hexametern, die ihm bei solchen Gelegenheiten leicht abgingen. Die Stimmung wurde immer heiterer; der Stiftungstag Roms schloss mit einer vollständigen Anarchie, als *una vera repubblica*, wie die Italiener zu sagen pflegen. Ich erinnere mich, dass ich mit meinem verstorbenen Freunde Ulrichs, mit

Gennadios und noch einem Griechen durch die ziemlich dunkle Nacht nach Athen zurückstolperte, wo Ulrichs uns noch bei ihm einzusprechen einlud. Als seine Frau, die er erst vor wenigen Wochen aus Deutschland heimgeführt hatte, ihren Mann und seine Freunde in etwas weinseliger Laune erblickte, stürzten ihr die Thränen aus den Augen und sie floh entsetzt in ein Nebenzimmer. Aber auch die hochgestellten diplomatischen Vorsitzer des Festes hatten sich am nächsten Morgen über empfindlichen Kopfschmerz zu beklagen. Uebrigens verhehlte die Presse, die in Griechenland ihr Auge auf Alles gerichtet hielt, ihren Unwillen darüber nicht, dass man in Athen den Geburtstag des so viel jüngern Rom festlich begangen hatte.

So schloss die erste Hälfte des Jahres 1837 mit einer langen Reihe wesentlich erfreulicher und heiterer Ereignisse und Eindrücke. Auch die geselligen Beziehungen hatten durch die Rückkehr des Königs mit einer Königin nebst ihrem weiblichen Hofstaate eine grosse Erweiterung und neues Leben erhalten. Für den eigentlich erst jetzt, seit der Errichtung der Universität, sich bildenden oder doch hervortretenden Gelehrtenstand gewährte das Haus des Cabinetsraths Brandis einen angenehmen Mittelpunkt; es entstand bald, nach dem Muster der berliner, eine sogenannte Griechische Gesellschaft aus Griechen und Deutschen, die eines Abends in der Woche bei Brandis zusammenkamen und gemeinschaftlich einen Schriftsteller lasen. Der König und die Königin hatten in zwei durch eine Galerie verbundenen Privathäusern ein vorläufiges Unterkommen gefunden, welches sie über fünf Jahre bewohnt haben; an dem neuen Schlosse, nach den Entwürfen des Architekten Gärtner, der im Gefolge des Königs Ludwig gewesen war, wurde seit Jahresfrist eifrig gebaut. Auch viele neue und ansehnlichere Wohnhäuser waren in raschem Bau begriffen.

MITTHEILUNGEN AUS GRIECHENLAND.

I—X.

I.*)

Navplion, 29./17. Juli 1832.

Lieber Freund,

Mögen die Götter diesen Zeilen günstig sein, die, auf classischem Boden, im Angesichte der Burgen von Argos und Tiryns, recht eigentlich an der Grenze der alten und der modernen Welt geschrieben, Ihnen Kunde von mir und meinen Schicksalen, sowie von den hiesigen Zuständen bringen sollen!

— Nach langem vergeblichen Harren gingen wir endlich am 11. Juli Abends von Triest unter Segel. Die Reise wurde nach der Aussage der Schiffer, abgesehen von der mit dieser Jahreszeit verknüpften drückenden Hitze, unter günstigen Aussichten angetreten, da im Monat Juli auf dem Adriatischen und dem angrenzenden Theile des Mittelländischen Meeres bis an die südlichen Spitzen des Peloponnes immer nördliche Winde herrschen sollen, was ich bestätigt gefunden habe. Ein paar fast windstille Tage abgerechnet, flogen wir mit grosser Schnelligkeit über den Adria, und weiter an den auf der Westseite nackten gelben und grauen Bergen der Ionischen Inseln hin, und waren am Morgen des neunten Tages auf der Höhe von Methone. Es war mir sehr erwünscht, dass ein starker Westwind uns von hier aus in Einem Tage bis um das Cap Malea brachte, da ich so Gelegenheit erhielt, diese ganze Küstenstrecke bei hellem Sonnenlichte zu sehen. Aber auch die gewaltigen Berge und Vorgebirge Messeniens und Lakonikas sind

* Blätter für literarische Unterhaltung 1832 N. 268. 269.

auf der Seeseite von Wäldern entblösst und erhalten nur Reize durch ihre schönen Formen und durch ihr magisches Farbenspiel, indem das Grau, Gelb und Braun ihrer nackten Felswände und ihrer spärlichen, jetzt von der Sonnenglut verdorrten Grasflächen mit dem zarten Blau der aus dem Meere an ihnen emporsteigenden Dünste wunderbar zusammenschmilzt. Etwas besser begrünt erscheinen Kythera und die steilen Wände von Malea (jetzt Maleas genannt); doch würde Niemand auf jener Insel, wie sie jetzt vom Meere aus erscheint, einen Lieblingssitz der weichlichen Aphrodite suchen. Hinter Malea, wo wir bei den letzten Stralen der Sonne noch die Berggipfel von Kreta erblickten, sank der Wind, und erst am folgenden Abend spät hatten wir die noch übrigen zehn deutschen Meilen bis Hydra zurückgelegt und ankerten im Hafen dieser Insel auf der nördlichen Seite, der Küste von Argolis gegenüber. Eine Reise von Triest nach Hydra in zehn Tagen gehört schon zu den seltenern Fällen; wir hatten in dieser Zeit ungefähr 210 deutsche Meilen zurückgelegt.

Die Insel Hydra besteht aus gänzlich nackten grauen Felsen, die vulkanischen Ursprungs zu sein scheinen. Die Bucht, welche den Hafen bildet, gewährt nur einen schlechten Ankerplatz, da sie ganz offen ist, und bei starken Nordwinden ein heftiger Wellenschlag in derselben herrscht. Auch ist sie so klein, dass sie in den Zeiten des Wohlstandes von Hydra nicht einmal alle Schiffe dieser Insel fassen konnte, sondern viele derselben in kleinern Nebenhäfen, zum Theil weit von der Stadt, oder gar an der gegenüberliegenden Küste überwintern mussten. Um den Hafen her und auf der westlichen Seite desselben zieht sich die Stadt terrassenartig an den Felsen empor und gewährt, da sie viele ansehnliche, nach europäischer Art gebaute Häuser zählt, vom Meere aus einen schönen Anblick. Der Häuser sind 4000, und die meisten haben einen zierlichen weissen Anwurf, gegen welchen das tiefe Grün der einzelnen Feigenbäume, für die man hin und wieder zwischen den Häusern ein fruchtbares Plätzchen gewonnen hat, erfreulich absticht. Sowie man aber ans Land tritt, verschwindet der grösste Theil der Täuschung. Zwischen den stattlichen

Häusern der Reichen zeigen sich elende verfallene Hütten, und mit Mühe windet man sich durch die schmuzigen, schlechtgepflasterten, engen Gassen (oft nur für zwei Menschen breit genug) an den steilen Bergen empor. Auf dem unreinlichen Marktplatze am Ufer des Hafens stehen, sitzen und kauern die Verkäufer in bunten Gruppen unter einander. Hier stehen Fleischer, ein Lamm ausweidend, dessen Eingeweide sie ohne Weiteres auf die Erde werfen; daneben wird Brot, Käse, Getreide und Mehl feilgehalten; im Vordergrunde kauert ein halbes hundert Fruchthändler am Boden, ihre Waare, Melonen, Citronen, Kirschen, Aepfel, Birnen, Aprikosen u. s. w. auf Schilfmatten und groben Teppichen vor sich ausbreitend; um sie drängen sich die Gassenbuben, blos mit einem Hemde bekleidet, um gelegentlich einen Bissen für sich zu erhaschen; Hunderte von Käufern schreiten, die Waaren prüfend, auf dem Markte hin und her; durch das ganze bunte Gewühl machen sich endlich noch, mit behaglichem Grunzen, schwarze struppige Schweine Bahn, um sich an dem Abfall des Fleisches und der andern Lebensmittel zu laben, oder im Hafen, der Hitze wegen, ein erfrischendes Bad zu nehmen. Da haben Sie ein schwaches Bild der Scene, die mich bei meinem ersten Schritte auf griechischem Boden umgab! Indess werden Sie nicht ungerechter sein als ich und die Mängel und Gebrechen der Gassen und öffentlichen Plätze gern einem Volke nachsehen, das erst im Streben nach Cultur begriffen ist. Dazu kommt noch die ungünstige Oertlichkeit von Hydra, welche polizeiliche Reinlichkeitsmassregeln sehr erschwert, wie ebenfalls hier in Navplion. Allein ich musste Ihnen doch ein für alle Mal ein Bild von dem Innern einer griechischen Stadt geben.

Am Lande empfingen mich üble Nachrichten. Ein Theil der gestürzten Partei habe sich im Peloponnes wiedererhoben; Kalergis, der bisherige Chef der regulären Cavalerie, sei zu den Aufrührern entwichen, stehe mit einer ansehnlichen Truppenzahl bei Argos und drohe, die provisorische Regierung zu stürzen und den Nationalcongress zu verhindern. Desto erfreulicher waren den Hydrioten die guten Nachrichten, die wir aus Triest über die definitive Annahme des griechischen

Thrones durch den Prinzen Otto mitbrachten, und die sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt ausbreiteten. Alles fasste neuen Muth und überliess sich den schönsten Hoffnungen für das künftige Wohl des geliebten Vaterlandes. Und wahrlich, wenn ein Ort in Griechenland die unmittelbare Fürsorge der neuen Regierung bedarf und verdient, so ist es Hydra, das erst sieben Jahre lang mit beispielloser Aufopferung den Armaden des Sultans Trotz geboten hat, und dann, als es für sich und seine Brüder die Freiheit errungen zu haben glaubte, wieder vier Jahre lang der Gegenstand der ausgesuchtesten Bedrückungen und Verfolgungen des verstorbenen Präsidenten gewesen ist. „Er war ein schlimmerer Tyrann als der Sultan“, sagten mir Männer mit grauem Haar, die manchen Wechsel erlebt hatten; „durch seinen Tod ist Griechenland zum zweiten Male von der Knechtschaft befreit worden.“ Vor der Präsidentschaft, klagten sie, kannte man in ganz Griechenland und vor Allem auf Hydra keinen Spion; Kapodistrias hat die Nationalgelder, die Subsidien der beschützenden Mächte und die Geschenke der Griechenfreunde in Europa verschleudert, um Menschen zu diesem niedrigen Geschäfte zu erkaufen, und es ist ihm leider gelungen; er hat dahin gewirkt, das Volk zu verderben, das er zur Sittlichkeit erziehen sollte. Der Präsident kannte die unerschütterliche, reine Freiheitsliebe der Hydrioten; darauf gründete sich sein Hass gegen sie, dem er auf jede Art Luft machte. So liess er den Lazaros Konduriotis (Κονδουριώτης), den ältesten dieser heldenmüthigen Brüder, welcher der Sache der Freiheit über 600,000 Fl. und 8—9 seiner besten Schiffe zum Opfer gebracht und seinen Namen in jenen stürmischen Zeiten rein und unbescholten erhalten hat, als einen Piraten vor Gericht ziehen, weil die Mannschaft eines seiner Schiffe während der Anarchie des Krieges eine Prise aufgebracht und den Raub unter sich getheilt hatte; obgleich alle seine Mitbürger bezeugen konnten, dass dies gegen den Willen und zur tiefen Betrübniss des trefflichen Mannes geschehen war, und dass es nur nicht in seinen Kräften gestanden hatte, die That ungeschehen zu machen. Noch willkürlicher war die Massregel, dass er alle von Hydra nach Navplion kommende Fahrzeuge

ausnahmsweise einer Quarantäne von fünf Tagen unterwarf, um den Verkehr jener gefürchteten Freiheitsfreunde mit seiner Hauptstadt möglichst zu erschweren.

Es ist kein Wunder, dass die Schifffahrt von Hydra unter einer so stiefväterlichen Regierung sich noch nicht wieder zu der frühern Blüte hat erheben können. Vor der Revolution zählte die Insel nicht weniger als 110 eigne Schiffe; der grösste Theil derselben ist im Kriege daraufgegangen, einige sind später aus Noth verkauft, und nur 15 Schiffe sind ihr geblieben, von denen noch überdies ein Theil müssig im Hafen liegt. Freilich haben die grössern Häuser auf Hydra noch einen Theil ihres Vermögens aus dem Kriege gerettet und vermöge ihrer Sparsamkeit und der grossen Wohlfeilheit der ersten Lebensbedürfnisse bis jetzt erhalten; aber bei der Unsicherheit der Lage ihres Landes haben sie noch nicht gewagt, ihre Gelder wieder nutzbar anzulegen; daher die Männer der ärmern Classe grösstententheils auf fremden Schiffen, besonders auf den Flotten des Sultans und des Vicekönigs, ihr Unterkommen suchen müssen. Die Bevölkerung von Hydra beläuft sich auf 25,000 Seelen und ist, wie die der benachbarten Insel Spetsai, albanesischer Abkunft. Die Sprache des täglichen Lebens ist auf beiden Inseln noch albanesisch (Ἀρβανιτικά); doch versteht und spricht fast Jedermann griechisch, und seit der Revolution hat man in den meisten wohlhabendern Familien angefangen, mit den Kindern nur griechisch zu sprechen, sodass die Hydrioten selbst überzeugt sind, dass ihre Sprache nach 30 Jahren verschwunden sein wird. Die Hydrioten sind neben den Psarianern oder Ipsarioten (welche seit der Eroberung ihrer Insel auf Syra, Aigina und in andern Gegenden von Griechenland zerstreut leben) anerkanntermassen die gewandtesten und kühnsten Seeleute des griechischen Staates und bilden den Kern seiner Marine. Das Verhältniss der Mannschaft zum Capitain ist auf ihren wie auf allen griechischen Handelsschiffen ein ganz anderes als auf den europäischen. Die Matrosen sind gewöhnlich bis zum Schiffsjungen hinunter Verwandte des Capitains, oder doch seine Gevattern, die fast als Verwandte betrachtet werden; und sie stehen nicht, wie bei uns, in Monatssold, sondern

haben alle, ohne Unterschied des Alters, gewisse Procente von dem Ertrage des Schiffes. Während daher unsere Matrosen oft wünschen müssen, die Reise verlängert zu sehen, weil ihnen wenigstens so lange ihr Brot gesichert ist, haben die griechischen Seeleute ein Interesse daran, ihre Reise möglichst schnell zurückzulegen, da der ihnen zufallende Lohn einmal unabänderlich durch den Belauf der jedesmaligen Fracht bestimmt ist. Dazu kommt noch, dass ein griechisches Fahrzeug immer ein Drittheil mehr und häufig das Doppelte der Besatzung eines europäischen Schiffes hat, sodass sie in der That vortrefflich bedient sind.

Die Tracht der Hydräer und der Spetsioten ist im Ganzen dieselbe wie die der übrigen Insulaner. Sie tragen das βρακί, d. h. ungeheuer weite Pluderhosen, die bis auf die Mitte der Wade reichen, und die, da die Oeffnungen für die Beine in den äussersten Enden derselben angebracht sind, wie ein faltiger Sack vor und hinter den Knien hervorstehen, wahre θύλακοι (Säcke), wie sie Aristophanes an den Persern verspottet. Je faltiger diese Beinkleider sind, desto wohlhabender ist der Mann, der sie trägt. Um die Mitte des Leibes schlingen sie das ζωνάρι, den gewöhnlich buntfarbigen Gürtel, der zugleich als Tasche für das Messer, die Tabacksdose, die Uhr und andere Kleinigkeiten dient. Weste und Jacke sind ohne Kragen, mit Litzen und Schnüren vielfach besetzt; und den Kopf bedeckt das φέσι, die Nationalmütze von rothem Tuch, in Form eines stumpfen Kegels, oben mit einer Troddel (φούντα) von blauer Seide. An dieser Troddel kann man die wohlhabendern Bewohner Hydras und Spetsais von den übrigen Nisioten unterscheiden, indem sie bei ihnen nicht frei herunterhängt, sondern in Form eines Kreises auf der obern Fläche des φέσι ausgebreitet liegt. Eigenthümlich ist den Hydrioten noch die fast zum Gesetz gewordene Sitte, die den Gebrauch von Strümpfen nur den Wohlhabenden (den Besitzern eigner Schiffe, Häuser oder liegender Gründe und ihren Söhnen) verstattet, sodass mein Capitain, der sein Schiff nicht allein besass, auf Hydra immer mit blossen Füssen in den Schuhen gehen musste, so fein und sauber auch sein übriger Anzug

war. Uebrigens hat sich durch die Revolution schon Vieles in den Sitten geändert. Vor derselben durfte kein Franke oder Türke sich in der Stadt blicken lassen, ohne Gefahr zu laufen, den Gassenbuben zum Gespött zu dienen; und jetzt tragen nicht allein manche Griechen schon fränkische Kleider, sondern ich sah auch einen reisenden Türken, der allein und ungehindert mitten unter dem Volke umherging. Nicht weniger ist das Verhältniss der Frauen freier geworden, denen man früher kaum in das Gesicht blicken durfte, und ich habe in mehren Häusern gegessen, wo sie sogar schon mit an den Tisch kamen. Die politischen Revolutionen Griechenlands sind hoffentlich geendigt, aber die Revolution in den Sitten, eine Tochter von jenen, dauert fort und schreitet langsam, aber sicher, ihrem Ziele zu. Es fehlt den Hydräern nicht an gutem Willen, ihre Kinder gut unterrichten zu lassen. Sie sehen die Wichtigkeit umfassender Kenntnisse sehr wohl ein; der Satz: ἡ προκοπή εἶναι μεγάλο πρᾶγμα (das Fortschreiten in der Bildung ist eine wichtige Sache), ist fast zur stehenden Redensart geworden, und sie wissen einem Menschen kein grösseres Lob zu ertheilen, als dass er καλὰ προκομμένος (weit fortgeschritten) sei. Es ist einer der schwersten Flüche, die auf Johann Kapodistrias haften, dass er die Bildung des Volkes zurückhielt, statt sie zu befördern, während er Europa mit lügenhaften Berichten über seine trefflichen Unterrichtsanstalten anfüllte. Namentlich für Hydra war er entschlossen, nichts zu thun. „Diese Hydrioten“, hat er wiederholt gesagt, „machen mir, ungebildet wie sie sind, schon so viel zu schaffen; was würden sie erst thun, wenn ich sie etwas lernen liesse?“ So ist denn Hydra, die dritte Stadt Griechenlands, noch heute ohne irgend eine öffentliche Schule, und die Eltern unterrichten entweder ihre Kinder nach Kräften selbst oder lassen ihnen einen kostspieligen Privatunterricht geben. Die 70 bis 80 Priester, die auf Hydra leben, sind zu unwissend, um den Volksunterricht übernehmen zu können.

Ausser seinen interessanten Bewohnern hat Hydra nichts, was die Aufmerksamkeit eines Fremden reizen könnte. Alterthümer finden sich nicht, da die Insel vor der türkischen Herr-

schaft wahrscheinlich nie bewohnt war; was mir von der Art zum Kauf angeboten wurde, eine Silbermünze der Chalkidenser und eine römische Kupfermünze, war angeblich aus Attika und Argolis gekommen, und es wurden ganz unverhältnissmässige Preise dafür gefordert. Die angesehensten Männer Hydras waren abwesend, bei der Nationalversammlung in Navplion; ich lernte nur den einfach grossen Lazaros Konduriotis kennen und einen Doctor Xanthos, von Siphnos gebürtig, der früher in Heidelberg studirt hat und noch eine grosse Vorliebe für Deutschland hegt. Inzwischen kamen bessere Nachrichten aus der Hauptstadt; der in Wirklichkeit nur kleine Haufe der Aufrührer sei geschlagen, und der von Argos nach Navplion geflüchtete Congress werde am 26./14. Juli seine erste ordentliche Sitzung halten. Ich gab daher die Reise nach den Cykladen vorläufig auf und schiffte mich am 25. auf einem Kaïki nach Navplion ein. Des Abends gingen wir im Sunde von Spetsai vor Anker und blieben bis zum folgenden Mittage dort liegen, um bessern Wind zu erwarten. Denn der argolische Busen hat das ganze Jahr durch, mit wenigen Ausnahmen, regelmässig wechselnde Winde; vom Mittag bis zum Abende wehen sie vom Meere her nordwärts, die übrige Tageszeit von der argivischen Ebene her südwärts. Als der erwartete Südwind sich eingestellt hatte, gingen wir wieder unter Segel und glitten mit grosser Schnelligkeit den schönen Meerbusen hinauf. Seine Ufer sind weit schöner als die der Südküste des Peloponnes. Sowol zur Rechten die Berge von Argolis als zur Linken die höhern Berge von Lakonika, über denen noch die Gebirge Arkadiens hervorblicken, haben ziemlich viel Waldung und noch mehr niedriges, dunkelgrünes Gestrüpp. Nur im Norden des Busens sind die Berge und Klippen, hinter denen Navplion mit seinem kleinen Hafen liegt, schroff und nackt; sie treten von Osten her so weit in das Meer vor, dass sie die argivische Ebene dem Auge des Kommenden ganz verdecken, und dass die Festungen Palamidis und Itsch-Kalé auf ihrem Rücken und die argivische Larissa auf der westlichen Seite des Busens, obgleich der Zwischenraum mehre Stunden beträgt, aus der Ferne gesehen sich ganz nahe gegenüber zu

liegen scheinen. Erst wenn man Navplion ziemlich nahe ist, verschwindet die Täuschung; Argos tritt zur Linken weiter zurück, die argivische Ebene öffnet sich vor Ihnen, und zwischen Argos und Navplion erblicken Sie die Hügel und Trümmer von Tiryns. Es war drei Uhr Nachmittags, als ich hier anlangte, und die erste Sitzung des Congresses eben geendigt.

Navplion, 1. August.

Da morgen eine Gelegenheit nach Frankreich abgeht, eile ich, noch einige Zeilen hinzuzusetzen. Von dem Gefechte, welches ein paar Tage vor meiner Ankunft bei Mylos oder Myli (am Meeresufer südlich von Argos) stattgefunden hat, erwarten Sie keine Beschreibung, die Sie gewiss besser durch die Zeitungen erhalten werden. Die politischen Resultate des kleinen Sieges scheinen sehr wichtig zu sein, insofern er Mittel an die Hand gegeben haben soll, die kapodistrianische Partei ganz zu entlarven. Unter den Gefangenen sind zwei Russen von der hiesigen Flotte; unter den erbeuteten Kriegsvorräthen haben sich russische Lunten gefunden, und Kalergis' Papiere, deren die Sieger auch habhaft geworden sind, sollen curiose Dinge enthalten. Selbst während des Gefechts wollten russische Barken mit Kalergis communiciren, wurden aber von einem griechischen Kriegsschiffe zurückgewiesen. Kalergis und seine Partei hatten auf Zulauf aus der Stadt von den wegen Geldmangels seit langer Zeit nicht bezahlten Soldaten gerechnet; jetzt können die Kapodistrianer sich überzeugen, dass sie, selbst von fremdem Gelde unterstützt, nicht wieder emporzukommen vermögen, denn die Masse des Volkes verabscheut sie. Inzwischen sind die Banden von Kolokotronis, Kalergis und Tzavellas, so schwach sie auch in offenem Felde sind, doch hinreichend, den ganzen Peloponnes in Unruhe zu erhalten, und dies wird nicht enden, als bis die bairischen Truppen und Geld für die Regierung aus Europa kommen. Tzavellas, der Patras besetzt hält, hat freilich vor acht Tagen seinen Bruder gesandt, um mit der Regierung zu unterhandeln; allein seine Vorschläge waren von der Art, dass gar

nicht darauf eingegangen werden konnte, und der Gesandte ist wieder abgezogen.

Da unter diesen Umständen der Congress in dem offenen Argos, wo er schon einige vorbereitende Sitzungen (συνεδριάσεις προκαταρκτικάς) gehalten hat, nicht mit Sicherheit bleiben konnte, hat er seinen Sitz hierher verlegt. Navplion ist, wie Sie wissen, seit dem Sturze des Grafen Augustin von den Franzosen besetzt, die den Dienst im Palamidis allein und in der Stadt gemeinschaftlich mit den wenigen griechischen Taktikern versehen, sodass die Hauptposten, z. B. an den Thoren, zugleich eine griechische und eine französische Wache haben. Damit es nun nicht heisse, der Congress halte seine Berathungen unter dem Schutze und Einflusse der Franzosen, hat man am äussersten Ende der Vorstadt Pronia ((Πρόνοια) ein hölzernes Gebäude für ihn errichtet und die Bewachung desselben einem Rumeliotenchef, dem General Nikolaos Zerbas, und seinen Palikaren übertragen. Das Gebäude gleicht vollkommen einer Thierbude auf unsern Messen, womit ich jedoch keinen Spott aussprechen will. Die Umstände geboten Eile, und man hatte nur schlechtes Holz und schlechte Handwerker. Aus rohen, ungehobelten Balken und Bretern ist es leicht und luftig gezimmert, ein längliches Viereck, 14 bis 15 Ellen breit und reichlich doppelt so lang, mit einem spitzen Breterdache. Die Wände sind etwa 4 Ellen hoch mit Bretern bekleidet und lassen dann bis an das Dach einen offenen Raum, durch den Zuschauer von dem rings um das Gebäude laufenden Gerüste die Versammlung überblicken können. Im Innern bildet die nackte Erde den Boden; an drei Seiten des Saales sind drei Reihen von Bänken übereinander angebracht; in der Mitte einer der langen Seiten sind drei kleine Tribunen, die mittlere für die Präsidenten und die Secretaire des Congresses, die zweite für die Regierung, die dritte für die europäischen Diplomaten und Fremden. Die Minister haben, sei es aus Vergessenheit bei der Eile des Baues oder aus Mangel an Raum, keinen besondern Platz erhalten; wenn sie amtliche Mittheilungen an den Congress zu machen haben, setzt man ihnen einen Tisch in die Mitte des Saales. Nur die Tische, deren sich drei finden,

sind mit rothem Tuche überdeckt; alles übrige ist nacktes Holz. In diesem Locale hält gegenwärtig die souveraine Nationalversammlung Griechenlands (ἐθνικὴ συνέλευσις τῆς Ἑλλάδος) ihre Sitzungen, in der Regel täglich von 8 bis 2 oder 3 Uhr.

Die Zahl der Deputirten (πληρεξούσιοι) beträgt 224; unter ihnen finden sich fast alle talentvollen, verdienten und berühmten Männer Griechenlands. Präsident ist P. Notarâs, bisher Oberrichter in Argos; Vicepräsident: Mavrokordatos; Secretaire: Polyzoïdes, früher Herausgeber des „Apollon", und Christidis, bisheriger Secretair der provisorischen Regierung. In den Reihen der Deputirten sehen Sie G. Konduriotis, die Admiräle Miavlis und Kriezis, den ehrwürdigen Petróbei (Mavromichalis), die Generale Kolettis, K. Botsaris, Valtinos, Krieziotis (den neulichen Sieger bei Myli) und eine Menge anderer Notabilitäten. Der heldenmüthige D. Ypsilantis, den ich sehr leidend fand, ist auch Deputirter, kann aber sein Zimmer noch nicht verlassen. In der Versammlung sind nicht allein alle Provinzen und Inseln des künftigen, oder vielmehr, da der Sultan das Protokoll wegen der Grenzen bereits unterzeichnet haben soll, des jetzigen Hellas vertreten (mit Ausnahme von Athen, wo die türkische Partei die Wahlen hintertrieben hat), sondern auch die Ausgewanderten aus den türkischen Provinzen haben eigne Vertreter. So giebt es πληρεξουσίους τῶν Ψαριανῶν, τῶν παροίκων τῆς Χίου, τῆς Μακεδονίας, τῆς Κρήτης (Deputirte der Psarianer, der Ausgewanderten von Chios, Makedonien, Kreta) u. s. w. Die äussere Erscheinung der Versammlung ist bunt genug; man kann vier Haupttrachten in ihr unterscheiden: die der Insulaner, die peloponnesische und rumeliotische, die europäische (fränkische), die etwa ein Achttheil der Deputirten trägt, und endlich Einzelne mit langen türkischen Kaftanen. Ich verweise Sie wegen dieser Trachten auf Stackelberg's Werk.

Die ordentlichen (τακτικαί) Sitzungen beginnen mit der Vorlesung des Protokolls oder der Acten der gestrigen Sitzung (τὰ χθεσινὰ πρακτικά). Dann wird zur Berathung der Gegenstände geschritten, die eben an der Tagesordnung sind. In der Art, wie sich die Redner folgen, herrscht noch nicht viel

Ordnung. Es findet noch keine Bestimmung statt, wie oft ein Redner in derselben Sitzung oder über denselben Gegenstand sprechen darf; ebenso wenig lassen sich die Redner vorher einschreiben, wie dies in Frankreich geschieht. Der Redende wird misfällig unterbrochen; ist es ein Einzelner, oder sind es Wenige, die ihm in die Rede fallen, so gelingt es ihm gewöhnlich, mit einem κύρει oder κύριοι, σᾶς παρακαλῶ! (Mein Herr u. s. w., ich bitte) sie zur Ruhe zu weisen; und hieran sind die Redner schon so gewöhnt, dass sie nach einem solchen Ausrufe genau auf demselben Punkte des Satzes und in derselben Construction fortfahren, wo man sie unterbrach. Lässt aber der Sprechende eine Aeusserung fallen, die bei einem Theile des Congresses lebhaften Widerspruch findet, so erheben sich Zwanzig auf Ein Mal: κύριοι πρόεδροι, ζητῶ τὸν λόγον! κύριοι, σᾶς παρακαλῶ! (Ihr Herren Präsidenten, ich bitte um das Wort!) u. s. w. Vergebens klingelt der Präsident, vergebens rufen die Ruhiggebliebenen: σιωπή, σιωπή! (Stille, stille!) Der Sturm dauert einige Minuten, und gewöhnlich siegt am Ende Der, welcher die stärkste Stimme hat. Doch muss ich bemerken, dass es nicht immer so turbulent zugeht, und dass namentlich die bessern, literarisch gebildeten Redner, wie die Minister Trikupis, Zográphos und Klonáris, der Doctor Mavros, Hr. Antoniadis (Herausgeber der „Ἀθηνᾶ“) und Andere fast ungestörtes Gehör finden. Auch Mavrokordatos und Polyzoïdis sprechen gut, aber in ihrer amtlichen Stellung zum Congresse mehr, um Auskunft über Dieses und Jenes zu geben, als am Feuer der Debatten Theil nehmend; ferner der Senator Rhigas Palamidis, ein Mann ohne europäische Bildung, aber von grossem natürlichen Verstande, und der durch seine bisherige politische Laufbahn sich schon eine bedeutende Gewandtheit in Behandlung politischer Gegenstände erworben hat. Unter den Naturrednern ist einer der ausgezeichnetsten Hr. Monarchidis, einer der psarianischen Deputirten, der seine Reden mit vieler guter Laune zu würzen weiss, und dem man gern in sein offenes, jovialisches Gesicht blickt, und hundert Andere zeigen, dass das alte Talent der Beredtsamkeit bei den Griechen nur schlummert, nicht

gestorben ist. Die Deputirten sprechen entweder stehend von ihrem Sitze aus oder sie treten in die Mitte des Saales vor die Tribune des Präsidenten; das letztere gewöhnlich, wenn sie einen längern Vortrag zu halten gedenken. Ihre Gesticulation ist mehr logisch als dramatisch, d. h. sie halten gewöhnlich die linke Hand vor sich und gesticuliren, wenn ich so sagen darf, bei den einzelnen Abschnitten ihrer Rede mit der rechten in die linke hinein, wie sie beim Gespräche zu thun gewohnt sind, oder sie begleiten durch Zusammenlegen und Ausspreizen der Finger die Divisionen und Subdivisionen, nach denen sie ihren Gegenstand behandeln. Auffallend ist noch, dass die meisten Redner, wenn sie einander antworten, obgleich sie sich hier κύρις (Herr) anreden, nach griechischer Weise sich dutzen; und wenn sie recht lebhaft werden, rufen sie sich gar mit dem vertrauten Ausdrucke: ἀδελφέ (Bruder). Eine eigentliche Opposition in europäischem Sinne findet sich in der Versammlung nicht, was freilich auch fast unmöglich ist, da in diesem Augenblicke die Regierungsrechte auf dem Congresse ruhen. Der Kapodistrianer, wenn sich solche unter den Deputirten finden, sind zu wenige, als dass sie laut werden könnten, zumal nachdem ihre Satelliten bei den Mühlen geschlagen sind. Aber eine andere Opposition giebt sich bei gewissen Gelegenheiten, z. B. bei Ernennung verschiedener Commissionen (ἐπιτροπαί) stärker kund, als man wünschen möchte: die Opposition der drei Haupttheile (τμήματα) Griechenlands unter einander. Hieran sind vorzüglich die Peloponnesier Schuld, welche, weil sie das stärkere Drittheil der Versammlung bilden, sich überall den grössten Einfluss zu verschaffen suchen, vielleicht schon darauf bedacht, unter der bevorstehenden königlichen Herrschaft ihrem Lande den Primat und die Hauptstadt zu sichern. Ihr Hauptführer ist der sonst wackere Rhigas Palamidis. Ihnen stehen die Rumelioten (in der officiellen Sprache Stereohelladiten) und die Nisioten gegenüber. An der Spitze der Letztern stehen Monarchidis und Kriezis von Hydra, ein Vetter des Admirals. Vereint sind sie den Peloponnesiern überlegen, und sie machen auch mit Recht und nicht ohne Erfolg geltend, dass sie (Rumelien und die Inseln) im Kriege bei

weitem das Meiste gethan haben. Doch scheint man schon auf dem Punkte, sich zu vergleichen. Ueber den Inhalt der Verhandlungen schweige ich bis jetzt lieber, als dass ich Ihnen, ehe ich den Stand der Sachen genauer kenne, Unrichtiges melde.

Nicht allein das Interesse, welches mich an die Sitzungen des Congresses fesselt, sondern noch mehr die Lage der Dinge im Peloponnes haben mich bis jetzt abgehalten, Excursionen zu machen. Weiter als bis nach Argos und Mykenä werde ich überhaupt nicht kommen können, und auch bis dahin bedarf ich bewaffneter Bedeckung. Nur den Hügel von Tirynth habe ich gestern zum ersten Male flüchtig besucht, und ich bitte Sie, Hrn. Professor Hermann zu sagen, dass die dortigen kyklopischen Mauern, weit entfernt, staunenswerthe Werke zu sein, mir als gewöhnliche Steinmauern erscheinen, und dass wir unter hundert von unsern alten Burgen und Kirchen ebenso gewaltige und noch viel gewaltigere Substructionen finden. Davon ein anderes Mal mehr; ich werde noch einige Zeit hier bleiben, ehe ich nach Athen gehe, wo ich im Beschauen der Alterthümer weder durch Kolokotronis'sche Umtriebe noch durch die Politik des Tages gestört zu werden hoffe. — Hofrath Thiersch ist noch hier, denkt aber bald abzureisen. Er hat den Griechen im Laufe dieses Winters grosse Dienste erwiesen, und man hört vielfältig den Wunsch, dass er im Lande bleiben möchte.

Hier sehe ich mich genöthigt zu schliessen, da noch heute ein französisches Schiff abgeht, welches meine Briefe mitnehmen soll. Leben Sie wohl u. s. w.

Nachschrift. Heute (2. August) ist ein unangenehmer Vorfall eingetreten. Die rumeliotischen Soldaten, die sich neulich unter Krieziotis bei Myli geschlagen haben, sind vor die Thore gekommen und verlangen ihren rückständigen Sold. Ich weiss noch nicht, ob die Regierung sie wird befriedigen können.

II.*)

Athen, $\frac{\text{6. Sept.}}{\text{25. Aug.}}$ 1832.

Wie soll ich, werther Freund, die Schuld meines so langen Stillschweigens wieder gutmachen? und wie soll ich die ungeheuere Masse solchen Stoffes, auf dessen Mittheilung Sie Anspruch machen, in Einem Briefe überwältigen? Die Möglichkeit des letztern begreife ich selbst noch nicht; für das erstere genüge Ihnen vorläufig die Entschuldigung, dass ich seit mehr als 14 Tagen in Athen bin, dem abgeschiedensten, einsamsten Winkel auf Gottes Erde, und der doch wieder für den Freund des Alterthums eine kleine Welt für sich ist.

Mein Brief aus Navplion meldete Ihnen am Schlusse, dass eine Abtheilung der irregulären Soldaten das Dorf Arrhia, drei Viertelstunden von der Stadt, wo die Wasserleitung anfängt, besetzt und uns das Trinkwasser abgeschnitten habe. Dieser Zustand dauerte etwa drei Tage; und schon fingen wir an, Mangel an Wasser zu leiden, da alle Cisternen sogleich für die französische Besatzung in Beschlag genommen worden waren, als man durch gütliches Zureden und Versprechungen die Palikaren dahin brachte, die Wasserleitung wiederherzustellen. Indess blieben diese ungestümen Gläubiger der Regierung, 4—500 Mann an der Zahl, nach wie vor in Arrhia, um jetzt, nachdem sie leider so oft durch Versprechungen getäuscht worden waren, das wirksam befundene Mittel nicht aus der Hand zu lassen und Stadt und Regierung fortwährend in Schach zu halten. Unter diesen Umständen war es schlechterdings unmöglich, sich von Navplion auch nur bis Tirynth zu entfernen, und mehre Franken, welche dies versuchten, unter ihnen auch ein Maler aus der Schweiz, wurden angehalten und geplündert. Nur auf der Strasse nach Arrhia konnte man spazieren, weil das ganze Hauptquartier unserer

*) Blätter für literarische Unterhaltung 1832 N. 358. 359.

Belagerer sich doch nicht zu Plünderungen hergab. Damen wagten sich gar nicht mehr vor das Thor; selbst die Nationalversammlung fand es nicht räthlich, ihre Sitzungen in ihrem luftigen Palaste in der offenen Vorstadt fortzusetzen und hielt acht Tage lang Ferien, bis die Palikaren in Arrhia sie feierlich auffoderten, ihre Arbeiten wieder zu beginnen. Inzwischen waren diese acht Tage, so leer sie auch an Beschäftigung waren, doch nicht leer an Interesse. Die Politik verschlang jeden andern Gedanken, jede andere Thätigkeit; man lebte so zu sagen vom Morgen bis zum Abende von Hoffnungen und Besorgnissen, von wahren Nachrichten und Gerüchten, in einem unglücklichen *juste milieu* zwischen Freude und Trauer; auf die Botschaft von einem Siege über Kalergis folgte die Kunde von der Plünderung Missolonghis u. s. w. Dabei waren die Blicke Aller, welche die Entfernung Münchens von Navplion nicht richtig zu berechnen wussten, unablässig gen Nordwesten gerichtet, von wo der ersehnte Messias, der erste Courier des jungen Königs kommen sollte, und bald wollte man ihn im Hafen vor Patrai, bald an den Küsten von Messenien wissen. Unterdess hatte ich meine Abreise nach Aigina auf den 10. August festgesetzt und konnte nur noch am 8. und 9. zwei neuen Sitzungen des Congresses beiwohnen, die aber an Interesse alle frühern überboten. In der ersten wurde, auf den Antrag des Hrn. A. N. Mestras aus Epiros, augenblicklich und einstimmig die Auflösung des verhassten Kapodistrias'schen Staatsraths, der Gerusia, beschlossen und vom Volke auf den Zuschauerbühnen mit freudigem Jubel aufgenommen. Wie ein Lauffeuer flog die Kunde davon durch die nahe Hauptstadt, und man sah an diesem Tage nur frohe, etwas schadenfroh lachende Gesichter. Diese Stimme des Volkes ist, denke ich, das beste Zeugniss von der politischen Richtigkeit dieser Handlung der συνέλευσις (Nationalversammlung), die überdies nur die Vollstreckung eines bisher übersehenen Gesetzes aus der Präsidentenzeit war: „Sobald der Nationalcongress zusammentritt, hört die Thätigkeit der Gerusia auf.“ Dennoch hatte dies Ereigniss, wie Sie aus den Zeitungen wissen werden, am folgenden Tage die widerrechtlichsten und selbst abgeschmack-

testen Protestationen von Seiten der Gerusia und der fremden Residenten zur Folge, die aber später vom Congresse mit würdigem Ernste beantwortet sind. Die übrigen Geschäfte dieser Tage waren die Abfassung und Unterzeichnung einer Reihe von Schreiben an die Könige von Griechenland und Baiern und an die verbündeten Höfe sowie der Beschluss eines Danksagungsschreibens an Hofrath Thiersch wegen seiner Verdienste um Griechenland, welches von dem würdigen alten Petróbei (Mavromichalis) in Antrag gebracht wurde. Ich kann nicht unterlassen, hier eine Anekdote einzuschalten, welche Ihnen zeigen mag, wie kindlich manchmal noch die Sitten der ersten Männer Griechenlands sind. Als es ans Unterzeichnen jener Schreiben ging, trug der General Zerbas, der Commandant der Wache des Congresses, mit eignen Händen einen Tisch in die Mitte des Saales; und während der Deputirte C. Antoniadis unterzeichnete, nahm er den grossen Strohhut desselben, den ihm dieser ohne Weiteres zu halten gegeben hatte, setzte ihn oben über sein Fessi und blickte wohlgefällig lächelnd im Saale umher. Freilich mochte die allgemeine Freude jenes Tages zu diesen Thorheiten mitwirken.

Zur Reise nach Aigina hatte ich mich mit drei jungen englischen Malern und einem auf Aigina ansässigen Engländer, Hrn. Black, vereinigt und ein eigenes Kaïki, d. h. ein grosses halbbedecktes Boot mit drei Mann Besatzung, gemiethet. Einige Stunden vor unserer Abreise kamen Privatbriefe aus Aigina, welche meldeten, dass auch die dortige Besatzung sich empört, grosse Unordnungen verübt und unter Anderm das Haus des liberalen Deputirten Kontóstavlos geplündert habe, was diesen Herrn bewog, auf einem andern Schiffe ebendahin abzureisen. Wir gaben indess unsern Plan nicht auf, da es uns ja frei stand, im Nothfalle gleich von Aigina nach Athen zu gehen; und wir thaten wohl daran. Abends um 11 Uhr, am $\frac{\text{10. Aug.}}{\text{29. Juli}}$ erhob sich der in meinem ersten Briefe erwähnte Landwind, und wir verliessen den Hafen, gleichzeitig die Herren Thiersch und Metzger, von unsern besten Wünschen für eine schnelle Ueberfahrt begleitet. Bei Sonnenaufgang, auf

der Höhe von Spetsai, verloren wir ihre Goelette aus dem Gesichte. Der gewöhnliche schlechte Wind im Sunde von Hydra liess uns erst am folgenden Morgen, 12. August, das Cap Skyllaion umschiffen, und wir hatten nun den ganzen saronischen Busen in der Pracht der Morgenbeleuchtung vor uns, zur Rechten die hohe Attika und die Inseln Helena und Keos (jetzt Tschiá), im Norden Salamis und dahinter die Gipfel des Kithairon und der Berge von Megaris, links die Inseln Kalauria (Poros) und Aigina und dazwischen die hohe Halbinsel Methana, die ihren alten Namen noch heute bewahrt. Bis zum Mittage rückten wir, mit schwachem Gegenwinde kreuzend, in der drückenden Hitze langsam vor; da erhob sich endlich der ersehnte ἐμβάτης (der Seewind) und führte uns in wenigen Stunden auf die Westseite von Aigina vor die Stadt. Aengstlich forschten wir, besonders Hr. B., dessen Familie in Aigina war, bei der Hafenwache nach den vorgefallenen Unruhen, und mit unwilligem Staunen erwiderte man uns, dass auch nicht das Geringste der Art stattgefunden habe. Die Lüge mochte aus Parteizwecken nach Navplion geschrieben sein; hieraus können Sie aber abnehmen, wie sehr man sich in Deutschland hüten muss, jeder schlechten Nachricht aus Griechenland Glauben zu schenken. Als Hr. Kontóstavlos einige Stunden nach uns ankam, lachte ihm sein stattliches Haus, das er in Trümmern zu finden glaubte, schon eine Meile weit über die See entgegen.

Ein paar Zimmer für meine drei Begleiter und mich waren bald gefunden, so gut man sie in Griechenland erwarten konnte, d. h. zwei luftige Kammern mit hölzernen Läden statt der Fenster, deren ganzes Mobiliar aus einer grossen hölzernen Bank, um darauf zu schlafen, aus zwei Wasserkrügen und einem Wandschranke bestand. Mehr verlangt der griechische Bürger aus dem Mittelstande nicht, um bequem zu wohnen. Zum Sitz und zum Mittagstische dient ihm der Fussboden des Zimmers; will er einen Brief schreiben, so stemmt er einen Fuss vor sich hin, legt das Papier auf das Knie und schreibt in dieser Stellung schnell und zierlich. Ja, diese Art zu schreiben ist so sehr Landessitte, dass ich gebildete und wohl-

habende Männer, in deren Zimmer Tische und Stühle waren, doch auf dem Sopha kauernd in der beschriebenen Stellung habe schreiben sehen. Demnach mussten wir uns wol in den Mangel eines Tisches ergeben. Darauf bestellten wir Pferde, um am folgenden Morgen nach dem sogenannten Panhellenion zu reiten, und gingen aus, die Stadt etwas kennen zu lernen.

Sie werden, so viel ich weiss, auf allen Karten des heutigen Griechenlands die Stadt Aigina eine Stunde von der Westküste, fast in der Mitte der Insel, im Gebirge angegeben finden. Wirklich lag dort die Stadt, wenigstens während der beiden letzten Jahrhunderte, auf einem hohen, schroffen Felsen, indem man aus Furcht vor den Seeräubern, besonders den christlichen Corsaren (den französischen unter Ludwig XIV., vgl. Tournefort's *Voyage* etc., und später den Maltesern), nicht am Ufer zu wohnen wagte. Erst seit dem Ausbruche der griechischen Revolution siedelten sich Einzelne wieder in der Ebene auf der Grundstätte der alten Stadt an, zum Theil in thurmähnlichen, ziemlich festen Häusern (wirklich πύργοι genannt), wie man sie in Griechenland nicht selten findet, die im Stande sind, dem Angriffe einer Handvoll blos mit Flinten und Pistolen bewaffneter Menschen zu widerstehen. Als darauf ἐπὶ τοῦ κυβερνήτου (zur Zeit des Präsidenten), wie man hier spricht, Aigina provisorisch der Sitz der Regierung wurde, verliess Alles die alte unbequeme Stadt und wanderte in die Ebene an den Hafen. Dazu kamen mehre Tausend flüchtige Familien aus allen Gegenden Griechenlands, sodass Aigina eine Zeitlang 25—30000 Seelen zählte. Viele Tausende dieser Flüchtlinge waren zu arm, um sich auch nur die gewöhnlichen elenden Lehmhütten zum Preise von 10 bis 15 preussischen Thalern zu erbauen; und doch bedurften sie in der Regenzeit ein Obdach. Da öffneten sie viele der zahllosen in den Felsen gehauenen Gräber der Vorfahren, die seit Jahrtausenden ruhig geschlummert hatten, warfen ihre Asche heraus, machten ein Dach aus Disteln und anderm Gestrüppe darüber und suchten in der Nacht Schutz in diesen engen Behausungen der Todten. Nur der Archäologie erwuchs

Vortheil aus diesem Elende der Armen. Daher der Reichthum des Nationalmuseums an Grabsteinen und besonders an Grablämpchen, Thränenfläschchen, thönernen Götterbildchen u. s. w., obwohl der bei weitem grössere Theil der gefundenen Sachen durch die reichen Briten, Franzosen und Russen, deren Flotten damals dort waren, aufgekauft worden ist. Mit der Regierung entfernten sich die meisten jener Flüchtlinge wieder, weil sie kein Brot mehr fanden, und die Bevölkerung Aiginas ist nach der Angabe des Gouverneurs wieder auf 6—7000 gesunken, unter welchen indess noch ziemlich viele Athener und Psarianer sind.

So entstand also die heutige Stadt, die eine halbe Stunde vom Fusse der Gebirge an der Westküste der Insel, nicht weit von der westlichsten Spitze derselben liegt, die Halbinsel Méthana, die Inseln Moní, Anchístri, die Pentenisia und dahinter die Küsten von Argolis, die Berge von Korinth, den Isthmos und die Gebirge von Megaris im Gesichte: ein prachtvolles Amphitheater von Meer und Land, noch fast schöner als die Aussicht von Navplion auf die höhern Bergketten des innern Peloponnes. Das heutige Aigina nimmt aber bei weitem nicht den ganzen Umfang des alten ein, nach den Ziegeln und andern Bruchstücken zu schliessen, welche noch eine Viertelstunde weiter fast bis an die nahe Nordküste, bis gegen den Grabhügel des Phokos und die danebenliegenden unkenntlichen Fundamente grosser Gebäude hin, die Felder bedecken. Die Stadt ist von den griechischen Städten, die ich bisher gesehen habe, bei weitem am besten angelegt, mit ziemlich geraden, breiten und geräumigen Gassen; nur sind die Häuser, damals im Drange des Bedürfnisses erbaut, im Ganzen weit schlechter als auf Hydra und in Navplion. Die Ebene von der Stadt bis an den Fuss der Berge hat ziemlich viel Oel- und namentlich Feigenbäume, deren frisches saftiges Grün unsern Augen, die an die baumleere verbrannte argivische Ebene gewöhnt waren, unbeschreiblich wohlthat.

Am folgenden Morgen um vier Uhr bestiegen wir unsere elenden griechischen Gebirgsklepper, die nicht viel grösser als Esel sind, und schlugen den Weg nach dem sogenannten Pan-

hellenion ein. Nach einer starken Viertelstunde kamen wir zwischen die Berge und ritten nun auf unwegsamen, mit Felsgeröll übersäeten Pfaden am Rande der Thäler, durch die Betten ausgetrockneter Giessbäche, über Hügel und nackte Klippen fort, wo wir Gelegenheit hatten, die Gewandtheit und Sicherheit unserer scheinbar so elenden Gäule schätzen zu lernen. Nach einer Stunde hatten wir die verlassene alte Stadt auf einer Felsenspitze über uns, und nach zwei starken Stunden erreichten wir die prächtigen Reste des berühmten Tempels, der seit anderthalb Jahrhunderten für das Heiligthum des Zeus Panhellenios galt. Eine Beschreibung der so oft beschriebenen und gezeichneten Ruine werden Sie nicht von mir erwarten; sie könnte nur unbefriedigend ausfallen. Nur so viel muss ich Ihnen sagen, dass ich durch eigne Ansicht der Reste und des Hügels, auf welchem sie liegen, vollkommen von der Richtigkeit der Beweisführung des Mustoxides (in der „Αἰγιναία“, Nr. 5, S. 158—166) überzeugt worden bin, dass dieser Tempel alles Andere, nur nicht (Pausan. II, 30, 4) „das Heiligthum des Zeus“ gewesen sein kann, „welches Aiakos erbaut haben soll“. Auch wusste Pausanias zu gut griechisch, als dass er einen Hügel wie der Thonberg bei Leipzig ein ὄρος genannt haben könnte. Doch ich werde noch einmal auf diese Frage zurückkommen, die freilich zu weitschichtig ist, um in einem Briefe ganz erledigt zu werden. Vergebens habe auch ich ein paar Stunden lang nach dem berühmten Stein gesucht, der die Inschrift Διὶ Πανελληνίῳ (dem Zeus des gesammten Griechenvolkes) enthalten soll. Freilich sagte mir später der östreichische Consul, Herr Gropius, dass der Stein noch vorhanden sei, aber tief unter den Trümmern versteckt; dass die Inschrift ursprünglich länger gewesen sei, aber von den übrigen Buchstaben nur ein Digamma sich erhalten habe; endlich dass er selbst Abdrücke in nassem Papier davon besitze. Dagegen versichern andere wohlunterrichtete Leute, dass ein namhafter Mann*) vor Jahren in Gesellschaft anderer Europäer den Einfall gehabt habe, diese

*) Gropius selbst, Ross archäol. Aufsätze I p. 242.

Inschrift zu machen. Unbedachterweise hätten die Herren aber die untere Seite eines herabgefallenen Architravs dazu gewählt, sodass dieser Umstand sowie die schlechte Gestalt der Buchstaben unwiderleglich die frische Jugend der Inschrift bewiesen, der man durch das hinzugefügte Digamma vergebens das ehrwürdige Ansehen einer altersgrauen Matrone zu geben suchte. Dies die Geschichte des bestrittenen Steines, den ich, falls ich wieder nach Aigina komme, gewiss selbst aufsuche.

Die folgenden Tage brachte ich ganz in der Stadt und deren Nähe zu. Hier ist im Nordwesten der Stadt auf einer kleinen Halbinsel, etwa 100 Schritte vom Meeresufer, die Ruine des Tempels der Aphrodite, dessen Lage Pausanias (II, 29, 6) untrüglich genau angiebt. Von diesem Tempel ragte vor einigen Jahren nur der Rest einer einzigen, stark verstümmelten Säule hervor; zu solcher Höhe hatte der Wind den von den Wellen ans Ufer gespülten Sand um das Gebäude angehäuft. Der Kybernit liess den Hügel öffnen und den Tempel ausgraben, dessen ungewöhnlich hohes Fundament (wegen seiner Lage auf einer ursprünglich ganz flachen und niedrigen Halbinsel) noch fast ganz erhalten war. Aus den gewaltigen Quadern aber liess er im Hafen der Stadt einen neuen Molo bauen; ein Sacrilegium, welches einigermassen seine Entschuldigung findet in der oben berührten unbeschreiblichen Noth der heimathlosen Flüchtlinge, welchen Gelegenheit zu Verdienst gegeben werden musste. Nur fragt sich, ob dies nicht auf andere Weise geschehen konnte. Indess hat der Mann dies Mal doch so viel Rücksicht bewiesen, die unterste Schicht des Fundaments und am westlichen Ende, wo die erhaltene Säule steht, die ganze Höhe desselben stehen zu lassen, sodass die ursprünglichen Masse des Tempels noch erkannt werden können. Ebenfalls aber sind die hohen Erdwälle um den Tempel stehen geblieben, sodass dies Monument erst erblickt wird, wenn man darinnen steht, und folglich durchaus nichts Malerisches hat. Höchst wahrscheinlich sind noch einige der übrigen Säulen unter diesen Erdmassen begraben. Von den übrigen Tempeln, deren Pausanias gedenkt, sind keine sichern Spuren mehr aufzufinden.

Im Umfange der Stadt selbst sind in den letzten Jahren noch zwei andere antike Reste entdeckt worden, beide nur etwa 50 — 80 Schritte vom heutigen Meeresufer entfernt. Der erste ist ein Mosaikfussboden, der nur wenige Fuss hoch über dem Spiegel der See liegt und ebenfalls nur etwa eine Elle hoch mit Erde überdeckt war. Seine Länge beträgt über 20 Schritte, seine Breite reichlich die Hälfte; die Arbeit stellt eine Art Fussteppich dar, mit sehr gefälligen Borden und Schnörkeln aus blauen und grauen Steinen auf weissem Grunde. Um das vollkommen wohlerhaltene Werk vor dem Hereinfallen der umgebenden Erde und vor den Händen der Unverständigen zu schützen, hat Kapodistrias es mit einer Mauer von einigen Ellen Höhe umziehen lassen. Der zweite neuere Fund ist eine alte Badekammer, ebenso niedrig über dem Meere gelegen, die gleichfalls nur eine Elle mit Erde überschüttet war. Man hat bis jetzt nur drei Seiten derselben aufgedeckt, da über der vierten, dem Meere zugewandten, ein Haus steht; auch ist die Erde noch nicht bis auf den Boden herausgegraben. Eine Treppe, von der einige Stufen sichtbar sind, führte in den länglicht viereckigen Raum hinunter, in welchem steinerne Säulchen, von etwa 6 — 8 Zoll Durchmesser und je 2 und 2 Fuss von einander entfernt, in geraden Reihen gepflanzt sind. Vielleicht gehörte jener Mosaik, was seine Lage in der Nähe des Meeres vermuthen lässt, zu einem andern prächtigern Bade dieser Art.

Endlich findet man theils in der Stadt, theils auf der sie umgebenden Ebene mit leichter Mühe die schon erwähnten Gräber der Alten, gewöhnlich in grössern oder kleinern Gruppen beisammen, aber so unregelmässig und so weit umher über die Felder zerstreut, dass man sie nicht etwa zum Massstabe des Umfangs der alten Stadt nehmen darf. Dies hängt mit der Beschaffenheit des Bodens zusammen. Ganz Aigina ist gebirgig, mit Ausnahme der nordwestlichen Seite der Insel, welche sich in der Ausdehnung einer kleinen Quadratstunde allmälig vom Fusse der Berge gegen das Meer herabsenkt. Aber auch diese ganze Fläche ist mit einer ununterbrochenen Schicht einer weisslichen, kalkartigen Felsart überzogen, welche an den meisten Orten

nur ½—1 Fuss hoch mit einer lockern, leichten Erde überdeckt ist. Die Dicke der Felsschicht selbst beträgt in der Regel nicht über 2—6 Fuss. Ueberall findet man in mässiger Entfernung Ravins oder längliche Oeffnungen in derselben, von 6, 8—12 Fuss Tiefe und 50—100 Schritt Länge, die von Menschenhänden gemacht sind. Hier zeigt sich in der Felsdecke dieselbe lockere Erdart wie auf der Oberfläche, und der vertiefte Boden dieser Ravins dient zu Gärten oder Kornfeldern. Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, dass wir hier die Ausgrabungen (ὀρύγματα) haben, deren Strabon (VIII, 6, S. 206, Ausg. v. Tauchnitz) gedenkt. Man schlug die dünne Felsdecke durch, schaffte aus der Oeffnung die überflüssige Erde auf die benachbarte Steinfläche, und gewann auf diese Art zwei Aecker, um κριθή (oder heute κριθάρι, Gerste) darauf zu bauen. Diese Annahme findet, glaube ich, noch eine Bestätigung darin, dass die erfinderische Noth die Armen in den letzten Jahren auf dieselbe Weise zu wohnen gelehrt hat, wie Strabon von der Vorzeit erzählt. Denn hin und wieder hat eine dürftige Familie an der Seite eines solchen Ravin unter der Felsschicht eine Höhle gescharrt, gross genug, sie aufzunehmen, und eine Mauer aus gekneteter Erde mit einem 3 Fuss hohen Thürchen davor angebracht, „die Ziegel ersparend", wie der Geograph sagt. Nun bildet jene Felsdecke aber an einzelnen Orten kleine Erhöhungen, auf denen, wie es scheint, der Wind und der Regen im Winter die aufgetragene lockere Erde nicht haften liess, und die also nicht in Aecker verwandelt werden konnten. Solche nackte Stellen wurden daher vorzüglich zu Begräbnissplätzen benutzt, und dies ist der oben angedeutete Grund, weshalb die Gräber in so unregelmässigen Gruppen zerstreut sind. Manche derselben finden sich aber auch mitten in den Aeckern, einen Schuh hoch mit Erde bedeckt.

Die Zahl der während des Aufenthaltes der Regierung auf Aigina geöffneten Gräber schätze ich auf etwa 1000; einige Einwohner geben eine noch höhere Summe an. Die Ausgrabungen geschahen theils durch die Fremden, theils, wie schon oben erwähnt, durch die obdachlosen Flüchtlinge, theils

aus Speculation durch die Bürger von Aigina, um mit den gefundenen Antiquitäten Handel zu treiben. Alle Gräber haben oben eine viereckige Oeffnung von 2—4 Fuss Breite und 5—7 Fuss Länge, welche durch eine einzige Steinplatte verschlossen ist. Unten aber ist ihr Umfang sehr verschieden. Bald enthielten sie nur eine einzige Leiche, bald sind sie unter der Felsdecke zu grossen Gewölben erweitert, die eine beträchtliche Anzahl von Sarkophagen aufnehmen konnten. An den wenigen Orten, wo die Felsschicht dick genug dazu war, sind selbst diese Särge auf dem Boden der Gewölbe aus dem lebenden Felsen ausgehauen. Gewöhnlich aber besteht der Boden der Gräber aus dem oben gedachten lockern Erdreich; daher man in viele dieser Oeffnungen Feigenbäume gepflanzt hat, welche aus der Asche der Alten üppig emporwuchern.

Während mich diese Dinge in der Nähe der Stadt ein paar Tage beschäftigten, hatten meine Reisegefährten eine Anzahl Skizzen gezeichnet und gingen am Mittwoch Abend nach Athen ab. Ich blieb auf Aigina, weil ich noch einen Ritt nach dem wahren Panhellenion zu machen gedachte. Dies ist aber, wie Mustoxidis in der angeführten Abhandlung unter dem Titel: „Περὶ τοῦ ἐν Αἰγίνῃ νομιζομένου τοῦ πανελληνίου Διὸς ναοῦ εἰκασίαι“ (Vermuthungen über den angeblichen Tempel des Zeus Panhellenios auf Aigina), überzeugend dargethan hat, nicht in jenem eleganten dorischen Tempel auf dem flachen Hügel im Nordosten der Insel, sondern im Süden auf dem höchsten Berge derselben zu suchen. Dieser Berg wird von dem ganzen Kreise von Küsten, welcher Aigina umgiebt, von den Küsten von Attika, Salamis, Megaris, Korinthia und Argolis, und von den Inseln Poros und Hydra aus erblickt. Er heisst heutzutage, wie fast die Hälfte aller Berge in Griechenland, der Prophet Elias, von einer kleinen Kirche dieses Heiligen auf seinem Gipfel. Doch wird er noch gewöhnlicher τὸ ὄρος (der Berg) genannt, welches ganz aus der griechischen Sprache verschwundene Wort sich ausnahmsweise auf Aigina als Eigenname des höchsten Berges erhalten hat. Noch heute gilt es den Aigineten und den Bewohnern der benachbarten Küsten als Anzeichen nahen Regens, wenn der Gipfel des Oros sich

mit Wolken bedeckt, gerade wie Theophrast dies von seiner Zeit erzählt, während jener Hügel, welcher die Tempelruine trägt, weit über 1000 Fuss unter der niedrigsten Wolkenregion bleibt. Nur diesen Berg konnte Aiakos passenderweise wählen, um, so zu sagen, im Angesichte von ganz Hellas den Wolkenversammler Zeus für ganz Hellas um Regen anzuflehen; nur diesen Berg konnte Pausanias, wie die Heutigen, ein ὄρος nennen; ferner konnte „ein Heiligthum, welches nach der Tradition von Aiakos errichtet ist“, nur in einem rohen βωμός (Altar) oder einem τέμενος (heiliger Hain), vielleicht mit einem ξόανον (Götterbild) darin bestehen, wenn man nicht anders dem Pausanias in diesem Falle alle historische Kritik absprechen will. Von einem solchen Heiligthume finden sich aber noch die Substructionen auf dem Gipfel des Oros in einem Halbkreise aus grossen Quadern. Um endlich von den vielen Gründen für die Annahme des Mustoxidis nur noch einen anzuführen, so sagt Pausanias, dass man auf dem Wege nach dem Berge des panhellenischen Zeus zu dem Heiligthum der Aphäa gelange. Nun ist aber auf dem ganzen Wege von der Stadt nach dem dorischen Tempel durchaus keine Spur antiker Reste, während am Fusse des Oros selbst seit einigen Jahren die Ruinen eines alten Heiligthums entdeckt worden sind. Doch ich greife mir in der Erzählung vor.

Erst um 7 Uhr Morgens stellte sich der Mann mit dem Pferde für mich ein. Ein solches Alogon (in der That ein passender Name für diese Klepper) ist nur mit einer leinenen Halfter aufgeschirrt; kein griechischer Bauer besitzt einen Zügel. Daher ist der Reiter auch nicht im Stande, sein Pferd zu lenken, sondern muss sich demselben auf Discretion ergeben; der Vermiether keucht beständig einige Schritte hinterdrein, und nur in der Nähe von Scheidewegen stürzt er herbei, um dem Thiere durch Schläge auf diese oder jene Seite des Kopfes die erforderliche Richtung anzuweisen. Auf diese Weise zogen wir auf einem rauhern Wege, als jener nach dem dorischen Tempel ist, und über Berge von 6—800 Fuss Höhe dem Heiligthum der Aphäa zu. An den Seiten der Berge sind nicht allein bis zu dieser Höhe, sondern oft noch höher hinauf

aus dem Steingerölle, welches sie bedeckt, Terrassen gebildet und mit Erde gefüllt, welche Terrassen höchstens acht, manchmal nur drei bis vier Schritt Breite haben; sie tragen einzelne Mandel-, Feigen-, Oel- und Tamarindenbäume und dienen übrigens zu Getreideäckern. Indess liegt ein grosser Theil derselben völlig unbenutzt. Ich halte auch diese Terrassen für Werke des Alterthums, denn so mühselige Anlagen können nur in einer Zeit entstanden sein, wo eine unverhältnissmässig starke Bevölkerung jedem Fleckchen fruchtbarer Erde hohen Werth verlieh. Dafür spricht ebenfalls die geringe Zahl von Häusern, welche man an den Bergen findet; kaum trifft man von einer halben Stunde zur andern ein paar Hütten an, obgleich am Wege noch ziemlich viele Cisternen aus dem Alterthume erhalten sind, mithin an Wasser kein Mangel ist. Die eigentlichen Dörfer liegen jetzt unten in den engen, von Natur ziemlich fruchtbaren Thälern. Nach etwa dritthalb Stunden langte ich bei den Ruinen am Fusse des Oros an, in welchen die schonungslos zerstörenden Priester ein kleines Kloster des Erzengels Michael gebaut haben. Indess hier hat die Nemesis sie schon wieder ereilt, Kirche und Kloster selbst sind schon wieder zu Ruinen geworden und dienen jetzt des Nachts den Schafheerden zum Obdach. Die eigentliche Gestalt und der Umfang des alten Heiligthums sind schwer zu erkennen; nur zwei Mauern, unter diesen eine cyklopische (aus Steinen von unregelmässiger Gestalt) stehen noch aufrecht, von andern erkennt man nur noch die Grundlagen. Viele der Trümmer sind ein paar hundert Schritte weit den ziemlich steilen Abhang hinuntergewälzt, um Terrassen nach Art der oben beschriebenen zu einem Garten für das Kloster zu bilden. Von den drei hier befindlichen Inschriften vermochte ich nur zwei aufzufinden. Dass hier das Heiligthum der jagdliebenden Göttin Aphäa, der Vertrauten der Artemis' war, bestätigt sich auch durch eine dunkle Sage im Munde der Eingeborenen. In diesen Mauern, erzählen sie, wohne ein Geist, der des Nachts ausziehe, um jagend in den Bergen umherzuschweifen. Und noch vor ein paar Menschenaltern war diese Gegend mit Wald bedeckt.

Aus mehren Gründen verzichtete ich darauf, das Oros selbst zu ersteigen, und trat um die Mittagszeit den Rückweg wieder an. Nach einer kleinen Stunde gelangte ich an ein einsames Kirchlein. Der Pappas, in ärmlicher, zerlumpter Bauernkleidung, nur an seinem Barte kenntlich, stand in der Nähe am Wege. „Heiligster“, fragte ich ihn, „hast Du auch Inschriften in deiner Kirche?“ „Ja freilich, komm nur herein!“ Schnell sass ich ab; er öffnete die Kapelle und zeigte mir mit wohlgefälliger Miene zwei an die Wand gekleckste Heiligenbilder, unter welchen die Namen derselben in Gold gemalt waren. „Sehr schön; aber hast Du keine andern Inschriften auf Steinen?“ Und er, mit der Zunge schnalzend (nach griechischer Weise die stärkste Verneinung): „Aber wie sollte ich dazu kommen?“ Der gute Alte begriff gar nicht, was ich wollte, als ich alle Wände seiner Kirche von Innen und Aussen besah. Aber freilich sind nur die armen Landgeistlichen, die wie die Bauern von ihrer Hände Arbeit leben müssen, in diesem Grade unwissend. Er schenkte mir zum Abschiede einen ganzen Hut voll frischer Mandeln und bat sich dagegen nur etwas Schiesspulver aus, um Amseln schiessen zu können.

Am nächsten Morgen wählte ich mir einen Platz mit ungeöffneten Gräbern in der Nähe der Stadt aus, um Ausgrabungen machen zu lassen, konnte nachher aber keine Arbeiter finden, weil Jedermann schon sein Tagewerk hatte. Die beiden folgenden Tage waren Festtage, und die Leute traten mit Schauder zurück, als ich ihnen zumuthete, an diesen Tagen zu arbeiten. Ich blieb daher auf das Museum beschränkt. Dieses besteht aus zwei Hauptabtheilungen. Die erste, die Statuen, Basrelifs und Inschriften umfassend, ist in zwei offenen Hallen im Hofe des grossen Waisenhauses aufgestellt. Einfältigerweise hat man aber diese Hallen auf der Südseite angebracht, sodass man von Morgens 9 Uhr bis Abends 6 Uhr vor Hitze nicht darin ausdauern kann. Unter den Bildwerken ist bis jetzt nichts von hohem Kunstwerthe und fast nichts Unverstümmeltes; unter den Inschriften sind schon viele sehr interessante, und im Ganzen zeigt die Sammlung, in Zeiten der

Unruhe, ohne absichtliche Ausgrabungen, ohne bequeme Transportmittel, grösstentheils nur von den nächstgelegenen Küsten und von den Cykladen zusammengebracht, dass eine reiche Ausbeute an Schätzen dieser Art sich nach begründeter Ruhe in Griechenland noch erwarten lässt. Der zweite Theil des Museums wird in der Bibliothek aufbewahrt. Hier sind ein paar kleine Glasschränke mit Grablämpchen, Thränenfläschchen, gläsernen Gefässen, thönernen und metallenen Bildchen u. s. w. aus den Gräbern auf Aigina und zum Theil von Athen und Delphi angefüllt; zwei grosse Repositorien enthalten fast nur Vasen von verschiedener Grösse und mannichfachen Formen, bald mit Arabesken, bald mit chorischen und andern Darstellungen geziert, unter diesen mehre ungemein schöne und wohlerhaltene. Ein Kästchen mit vier oder fünf Schubladen enthält die winzige Sammlung von Gold- und Silbermünzen und geschnittenen Steinen, die kaum für einen Anfang gelten darf. Man beschuldigt einen bekannten Archäologen, der während der Kybernitenzeit eine grosse Rolle auf Aigina spielte, zum Abschiede einige „kleine Angedenken“ aus dem Museum entführt zu haben. Er hat sich dessen wenigstens sehr verdächtig gemacht. Denn als er für seine Partei in Navplion Alles verloren sah, kam er, der friedliche Gelehrte, in russischer Uniform nach Aigina, um seine Sachen abzuholen und seine Aemter abzugeben, mit einem russischen Passe, der die Untersuchung seines Gepäckes verbot. Er schiffte sich mit 15 schweren Kisten ein. „Es sind Alterthümer darin“, rief ihm das Volk bis an den Hafen nach.

Uebrigens verging mir die Zeit auf Aigina sehr angenehm und lehrreich in Gesellschaft des Gouverneurs Herrn Skouffos, der mir viele Artigkeiten erwies, der Professoren Gennadios und Chortakis, des Arztes Olympios, welche Alle in Deutschland studirt haben, und anderer gebildeter Männer. Ein glücklicher Zufall verschaffte mir auch die Bekanntschaft des Dichters Lamartine, der mit seiner Familie auf einem eignen Schiffe die Levante bereist und sich einen Tag auf Aigina aufhielt. Am Montage rief man endlich durch die Gassen: „Διὰ τὴν Ἀθήναν!“ („nach Athen“) die hiesige Art, eine Schiffsgelegenheit

anzukündigen. Schnell packte ich meine Sachen zusammen, und als sich Nachmittags der Seewind erhob, segelte ich nach dem Piräeus ab. Gewöhnlich macht man die Ueberfahrt in 3—4 Stunden; da sich aber der Wind wieder legte, erreichten wir den Hafen erst um Mitternacht. Die Winde sind im saronischen Busen nicht so regelmässig wie im argolischen, woran wahrscheinlich die zahlreichern und grössern Inseln Ursache sind, an denen sich die Luftströme brechen und entweder ganz ersterben oder doch andere Richtungen nehmen. Nur an der Küste von Attika bis zu den drei Häfen hinauf stossen sie auf kein bedeutendes Hinderniss, und daher bleibt hier in Athen der kühle ἰμβάτης (Seewind) von Mittag an selten aus.

Athen, $\frac{\text{12. Septbr.}}{\text{31. August}}$ 1832.

Nach einer kleinen Unpässlichkeit, die mich einige Tage vom Schreiben abgehalten hat, fahre ich fort, Ihnen, lieber Freund, von meinen Schicksalen zu erzählen. Ich lief also, wie gesagt, erst um Mitternacht bei Mondschein in den Pyräeus ein und war genöthigt, die Nacht am Bord des Kaïki zu bleiben. Mit Ungeduld erwartete ich den ersten Stral des Tages, um endlich Attikas dreimal glücklichen Boden selbst zu betreten und zur Stadt des Themistokles und Sokrates hinaufzueilen, deren Burg ich schon von den Bergen Aiginas aus wie einen weissen Nebelstreifen hatte schimmern sehen. Endlich kam der Morgen und beleuchtete den verödeten Hafen, der einst Flotten aussandte und jetzt nur 8—10 Kaïkis zählt, und das Dutzend ärmlicher Hütten, welches statt des alten blühenden Demos jetzt an seinem nördlichen Ufer liegt. Welch ein Wechsel! Doch tröstete mich der Gedanke, dass die Schmach des Piräeus jetzt geendet hat, dass in wenigen Jahren wieder eine Stadt an seinen Ufern sich erheben und gewaltigere Schiffe als vor Alters auf seinen Wassern schwimmen werden.

Ich schaffte unverzüglich mein Gepäck ans Land und belud ein Pferd damit. Unterdess wand sich die Sonne langsam und majestätisch hinter der Akropolis empor, die präch-

tigen Reste des Parthenon, die hoch über die Zinnen der Burgmauer emporragen, wie mit einem goldenen Rahmen umfassend. Die Burg erschien mir so nahe, dass ich in Gedanken schon die Ungenauigkeit der Alten und Neuern tadelte, welche die Entfernung auf 1 Meile (40 Stadien) ansetzen, eine Täuschung, welche alle Ankommenden, zumal bei der Morgenbeleuchtung, erfahren. Der niedrige Hügel, welcher auf der Nordostseite bei dem heutigen Landungsplatze den Piräeus einschliesst (ein Arm des ansehnlichen Hügels von Munychia, welchen man rechts lässt), verdeckt vollkommen die Ebene und den Oelwald, sodass sich gleich hinter ihm die Hügel des Lykabettos (Lykabettos, Pnyx und Museion) zu erheben scheinen; und unmittelbar auf diesen scheint wieder die Akropolis zu stehen, obgleich doch noch der ganze Areios Pagos dazwischen liegt. Nach 10 Minuten, sobald man jenen kleinen Hügel hinter sich hat, verschwindet schon ein Theil der Täuschung: Sie sehen die lange Ebene vor sich, durch die sich der Oelwald wie ein dunkelgrünes Band hinzieht, rechts den langen Bergrücken des Hymettos; links, gleich neben der Akropolis, den schöngestalteten Kegel des Anchesmos, weiter links die stumpfen Höhen des Brilessos, über diesen in blauer Ferne die Gipfel des Pentelikon, noch weiter links die steilen Wände des Parnes, und zwischen diesen und Ihrem Standpunkte den Korydalos und die übrigen Höhen, welche die eleusinische Ebene von der athenischen trennen. Noch 10 Minuten weiter stösst die Strasse auf die nördliche lange Mauer, die vom Fusse des Hügels von Munychia herkommt, und läuft bis in den Oelwald auf und neben dem Fundamente derselben fort. Hier wendet die Strasse sich links und behält diese Richtung, nachdem sie aus dem Oelwalde herausgetreten ist und am Abhange des Lykabettos sanft emporsteigt. Endlich lenken Sie rechts um den nördlichsten Abhang des Lykabettos und überblicken plötzlich die Stadt, die am nördlichen Abhange des Burgfelsens und am Fusse desselben vor Ihnen liegt; und Sie beben trauernd zurück wie vor dem Anblicke einer geliebten Freundin, die Sie in der Blüte der Schönheit verlassen haben,

und die Ihnen mit entstelltem Gesichte und mit zerrauftem Haar wieder entgegentritt. Das ist nicht

das glänzende, veilchenumkränzte Athen;

es ist ein einziger ungeheuerer Trümmerhaufen, eine gestaltlose, einförmig graubraune Masse von Schutt und Staub, nur von einem Dutzend Palmen und Cypressen überragt, die der allgemeinen Verwüstung widerstanden haben. Wenn es der Theseustempel zur Rechten Ihres Weges, wenn es die Burg mit ihren Resten nicht bestätigten, Sie würden Mühe haben, es zu glauben, dass Sie in Athen sind. Mühsam windet sich Ihr Lastpferd vom Thore an durch die engen Gassen zwischen zertrümmerten Mauern durch, bis Sie nach und nach gewahr werden, dass zwischen den Trümmern schon wieder Erdhütten und selbst Häuser stehen, ja dass in der östlichen Hälfte der Ruinen schon eine kleine Stadt wieder erbaut ist, die Sie wegen der Ungleichheit des Bodens vom Thore aus nicht sehen konnten.

Ich hatte das Glück, hier ein vortreffliches Unterkommen zu finden. Hr. Lüders aus Leipzig, dem ich einen Brief von seinen Aeltern überbrachte, bot mir gastfreundlich in dem von ihm bewohnten Hause, mitten an dem nördlichen Abhange des Burgfelsens, gerade unterhalb der Höhle des Pan, ein Zimmer an, und so geniesse ich den doppelten Vorzug, in einer deutschen Familie zu leben und auf einem der schönsten Punkte zu wohnen. Ich überblicke von hier den grössten Theil der Stadt, mit dem Theseion, den Resten von den Gymnasien des Hadrian und der Ptolemäer, dem Thor der Agora u. s. w., und über dieselbe hinaus gegen Norden die ganze Ebene mit dem Oelwalde, von den erstgenannten Bergen begrenzt. Am Saume des Waldes, eine halbe Stunde von meiner Wohnung, erkenne ich deutlich die beiden Hügel der Akademie und von Kolonos; aber verschwunden sind die schattigen Haine, die Tempel und Altäre, welche sie schmückten; braunes Heidekraut überzieht die niedrigen Hügel, und ein paar verfallene Kirchlein sind an die Stelle der alten Marmorbauten getreten. Auf der andern Seite, nach Süden, habe ich einen Büchsenschuss weit von mir die pelasgische Mauer und die

Batterien und Thore, mit welchen die Propyläen jetzt umbaut sind, und nach Südwesten den Areios Pagos, der jetzt eine seltsame Bestimmung hat. Da nämlich auch die Moscheen mit ihren Thürmen zerstört sind, haben die Türken auf diesem Hügel eine kleine Steinhütte für einen halbwahnsinnigen Derwisch erbaut, der von hier aus die Stunden des Gebets verkündet. Am Tage verhallt sein Ruf fast unbemerkt, aber am Abend ist er mir oft wie eine gespenstische Erscheinung vorgekommen, wenn er im Mondenlichte, bis an den äussersten Rand des Felsens vorschreitend, die Arme mit den langen faltigen Gewändern wunderlich durch die Luft bewegt und seine tiefe, klagende Stimme weithin erschallen lässt, nicht unähnlich einem gewaltigen Zauberer, der die finstern Geister der Nacht heraufzubeschwören gedenkt.

Meine Tagewerke sind sich von dem Tage meiner Ankunft an ziemlich gleich geblieben, wenn nicht die anfangs unerträgliche Hitze und ein paar kleine Unpässlichkeiten als Folgen derselben mich im Zimmer hielten, In den kühlern Morgenstunden gehe ich aus, die Alterthümer zu sehen und wieder zu sehen, oder ich mache, wenn ich gerade dazu aufgelegt bin, auf Inschriften Jagd. Ich bediene mich dieses Ausdrucks, weil er das Verfahren am besten bezeichnet. Man steigt auf gut Glück zwischen den Trümmern umher, späht nach jedem blauen oder weissen Marmorblock und Säulenreste, der in den Steinhaufen liegt oder aus einer Mauer hervorblickt, und untersucht ihn, soweit dies möglich ist, von allen Seiten. Die meiste Ausbeute geben gewöhnlich die Kirchen, deren innerhalb des Umkreises der alten Mauern nicht weniger als 110 sind, und von diesen glücklicherweise bei weitem die Mehrzahl in Trümmern. Die Altäre derselben bestehen namentlich sehr häufig aus alten Resten, bald einem Säulenfragmente, bald einem Fussgestelle einer Statue u. dgl. Nach den Kirchen kommen die Ruinen der zerstörten Oelmühlen, deren auch eine hübsche Anzahl ist, und die fast immer Alterthümer enthalten. Nur sind diese gewöhnlich noch stärker beschädigt als in den Kirchen. Endlich enthalten die Treppen der Privathäuser nicht selten Inschriften, die freilich von allen am schwersten

aufzufinden sind; indess, wenn ich nur irgend Grund habe, in einem Hause einen Fund zu vermuthen, so mache ich nicht viele Umstände; ich gehe hinein, lege die Hand auf die Brust und spreche meinen höflichen Gruss: „Προςκυνῶ σε" (ich bezeige dir meine Ehrfurcht) oder „Πολλὰ τὰ ἔτη σου" (deiner Jahre seien viele), wo ich denn fast ohne Ausnahme ein willfähriges Entgegenkommen finde. Lange lässt sich jedoch diese Arbeit nicht fortsetzen, denn sobald die Sonne hoch am Himmel steht, blendet ihr Widerschein von dem weissen Marmor so stark, dass die Augen zu schmerzen anfangen; dann kehre ich mit meiner Beute ins Zimmer zurück, wo sich indess bei einer Hitze von 23 bis 27 Gr. auch nicht viel arbeiten lässt.

III.*)

Athen, 12. Oktober / 30. Septbr. 1832.

Weit später, lieber Freund, als ich Ihnen versprochen und mir selbst vorgesetzt hatte, gelange ich dazu, Ihnen wieder Nachrichten aus unserm theuern Athen zu geben, in welchem ich mich nach der Ankunft meines Freundes Forchhammer auf neue zwei Monate niedergelassen habe, nachdem ich schon sechs Wochen allein hier gewesen war. Um desto bequemer gemeinschaftlich Excursionen machen und studiren zu können, haben wir zusammen eine Wohnung bezogen. Sie liegt gleich westlich vom Gymnasium des Hadrian, abwärts von der Strasse, von hohen modernen Ruinen umgeben, wie eine Insel im Trümmermeere. Doch sehen wir nach Norden den Parnes fast in seiner ganzen Ausdehnung, nach Süden den Areios Pagos mit dem gespenstischen heulenden Derwisch und einen Theil der Akropolis. Freilich, hätten wir die Absicht, hier ein Jahr lang ruhig zu bleiben, so wäre unsere Wohnung hoffentlich schlecht gewählt. Denn dieser Theil der Stadt ist

*) Blätter für literarische Unterhaltung 1833. N. 26. 27.

nach den hier gemachten Plänen und Entwürfen, denen wir aus ganzer Seele beistimmen, denen das gesammte gebildete Europa seine Beistimmung geben wird, bestimmt, mit Ausnahme der Reste des Alterthums demolirt zu werden, um nach und nach durch Ausgrabungen so viel vom alten Athen, als die Erde noch verbirgt, wieder ans Licht zu bringen. Diese Entwürfe haben auch für Sie zu viel Interesse, als dass Sie mir nicht erlauben sollten, ein paar Worte darüber zu sagen. Nur muss ich dazu etwas weiter ausholen.

Vor etwa drei Jahren kamen zwei junge in Berlin und später in Italien gebildete Architekten nach Griechenland, Hr. Schaubert aus Breslau und Hr. Kleanthes aus Thessalien. Sie fanden beim Präsidenten, der damals noch auf Aigina residirte, eine Anstellung und einige Beschäftigung. Als Graf Johann seinen Sitz nach Navplion verlegte, blieben sie anfangs noch auf Aigina, einige kleine öffentliche Bauten zu vollenden. Aber bald, der Schikanen des launenvollen Herrschers und der Intriguen seiner Werkzeuge, namentlich des Mustoxidis, müde, reichten sie ihre Entlassung ein, die sie schon zweimal vorher angeboten hatten, und wandten sich nach Athen. Hier fingen sie, obgleich sie bei dem offenkundigen Hasse*) des Präsidenten gegen eine Stadt, welche einen Harmodios und

*) So oft Jemand aus der Umgebung des Präsidenten so unvorsichtig war, den Namen Athen auszusprechen, bemerkte man krampfhafte Zuckungen in seinen Gesichtszügen. „Was redet ihr immer von Athen? Ist es nicht eine Stadt wie alle andern?“ fuhr er dann auf. Nur einmal war er einen Tag lang incognito in Athen, sprach aber nachher mit der kältesten Geringschätzung von den vorhandenen Resten des Altherthums. Nur wenn Fremde (Europäer) zugegen waren, erheuchelte er eine Art Enthusiasmus, um die guten, geldspendenden Philhellenen in Europa nicht aus ihrem Schlummer zu wecken. Andreas Mustoxidis, der Archäolog (!), war in Hinsicht auf Athen das treue Echo seines Herrn und Meisters. Nicht allein hat er während eines zweijährigen Aufenthalts auf Aigina aus blosser höfischer Deferenz gegen den Präsidenten Athen nie selbst besucht, sondern er brach auch einst gegen Hrn. Kleanthes in die Worte aus: „Der Teufel hole die Türken, dass sie in Athen noch einen Stein auf dem andern gelassen haben; dann würde man doch nicht immer von den alten Erinnerungen hören müssen!“ (Ὁ διάβολος νὰ πάρῃ τοὺς Τούρκους, ὁποῦ δὲν ἐχάλασαν ὅλα αὐτὰ τὰ ἀρχαῖα.)

Aristogeiton gebar, nicht hoffen konnten, dass unter seiner damals scheinbar festbegründeten Herrschaft je etwas Bedeutendes für Athen geschehen würde, aus reiner Liebe zur Sache und mit bedeutenden Kosten einen genauen, auf sorgfältigen Messungen beruhenden Plan Athens und der Umgegend nach einem sehr grossen Massstabe an und beschäftigten sich mit Entwürfen zu einer neuen Stadt. Die Arbeit war schon fast zum Ende gediehen, als vor etwa vier Monaten, nachdem Johann Kapodistrias seinen Harmodios und Aristogeiton gefunden und des Augustinos drollige Schattenherrschaft sich in ihr Element aufgelöst hatte, die jetzige provisorische Regierung Griechenlands die Herren Schaubert und Kleanthes wieder als Regierungsarchitekten anstellte und sie förmlich zu den erwähnten Arbeiten beauftragte. Einen Monat später wurde auch Hr. Lüders von der Regierung angestellt, und er ist gegenwärtig mit Messung und Aufnahme der Häfen beschäftigt.

Vollendet, und sehr schön von Hrn. Schaubert gezeichnet, ist bis jetzt der Grundriss oder die Karte von Athen und der nächsten Umgegend, reichlich den Raum einer halben geographischen Quadratmeile umfassend. Gegen Süden erstreckt er sich wenig über das Stadion und den Ilissos hinaus; gegen Westen enthält er die Hügel Museion, Pnyx und Lykabettos noch ganz, gegen Osten den grössten Theil des Anchesmos und gegen Norden endigt er in der Ebene, etwa 4000 Fuss engl. von dem alten acharnischen Thor. Er enthält die alten Mauern, die sich noch ziemlich genau verfolgen lassen, und alle alten Reste, bis zu einzelnen Piedestalen, insofern sie noch an ihrem Platze zu sein scheinen. In dieser Beziehung konnte er natürlich reicher ausfallen als in alle frühern Grundrisse, weil Manches erst durch die Zerstörung der neuern Stadt sichtbar geworden ist; und dem Fleisse unserer Architekten ist nichts entgangen. Zugleich enthält er die neue Stadtmauer und die ganze neue Stadt, d. h. die Kirchen, Moscheen und die Strassen, so weit sie entweder schon wiederaufgebaut sind, oder ihre Richtung durch die Trümmerhaufen bezeichnet wird. In demselben Massstabe, wie der Grundriss der Stadt, wird die Karte von der Gegend der langen Mauer, und sobald Hr. Lüders

seine Messungen beendigt hat, die Karte der munychischen Halbinsel ausgeführt werden.

Die Trümmer der neuen Stadt sind eigentlich nur in den Plan aufgenommen worden, um ihnen desto bequemer das Garaus machen zu können. Sie ziehen sich (wenn Sie den Plan von Athen in Kruse's „Hellas" zur Hand nehmen wollen) vom albanesischen Thore im Südost nördlich und nordwestlich über das Monument des Lysikrates hoch an dem ganzen nördlichen Abhange des Burgfelsens und des Areios Pagos hin bis in die Nähe des Theseions. Nehmen wir diese Linie als Basis, so erstrecken sich die Ruinen (und die einzelnen neuen Häuser und Hütten) nördlich bis an die „alte Säule", bis an das Egribos Kapesi (das acharnische Thor), und von hier in einer Art Bogenlinie bis gegen den Bogen des Hadrian, sodass vor dem Thore Botanistra innerhalb der Mauern eine weite Strecke Landes frei bleibt, die zu Aeckern und Gärten benutzt wird. Von Westen nach Osten läuft der wiedererbaute Bazar, längs der Nordseite des Gymnasiums des Hadrian und parallel mit dieser, die heutige Trümmerstadt in zwei gleiche Hälften scheidend. Hier endigt erst der nördliche sanftgeschweifte Abhang des Burgfelsens; von hier beginnt die Ebene, die nur durch kleine Erdrücken etwas wellenförmig gestaltet wird und in demselben Charakter nordwärts weit über die Mauern hinaus sich fortsetzt. Möge diese kurze Andeutung des Terrains, auf welchem die Entwürfe zur neuen Hauptstadt Griechenlands sich zu bewegen haben, Ihnen verständlich sein! Ich fahre weiter fort.

Sie sehen, wenn Sie sich die Linie, die der Bazar beschreibt, in der angegebenen Richtung auf Ihrem Plane gezogen denken, dass fast alle Alterthümer, von denen noch Reste vorhanden sind, in den südlichen Theil der Stadt zwischen dieser Linie und der Höhe der Akropolis fallen, und Sie wissen aus den Alten, dass hier die meisten Prachtgebäude und Statuen zusammengedrängt waren. Der Boden ist hier durch den Schutt, welchen Jahrtausende angehäuft haben, unglaublich erhöht. So stecken z. B. der Thurm der Winde, das Monument des Lysikrates, die Reste des Prytaneions respective 10, 12 bis

20 Schuh und darüber in der Erde; zu der Kirche der Megáli Panhagía, im Centrum des Gymnasiums des Hadrian, in welcher noch antike Säulen an ihrem Platze stehen, steigt man ungefähr 9—10 Schuh hinab u. s. w. Man braucht in dieser Gegend nur wenige Schuh zu graben, um Kapitäle von Säulen und Pilastern, Bruchstücke von Statuen und Inschriften u. dgl. zu finden. So ist gestern in dem Hofe des Hauses, welches ich zuerst bewohnte, in einer Tiefe von 4—5 Schuh ein schönes Basrelief gefunden worden, eine weibliche Figur von etwa 3 Schuh Höhe, der nur der Kopf fehlt. Ein Mann, der seit drei Tagen in der Nähe des Thurms der Winde über der Agora graben lässt, hat schon 7—8 Bruchstücke von Inschriften ans Licht gefördert u. s. w. Mit einem Worte: es ist nicht blos wahrscheinlich, sondern durch einige wenige Versuche schon erwiesen, dass hier dem Schoosse der Erde noch unzählige schätzbare Reste des Alterthums abzugewinnen sind, und es lässt sich nach andern Erfahrungen mit Gewissheit behaupten, dass man, wenn man bis auf den Boden der alten Stadt eindringt, noch die Fundamente und selbst bedeutendere Ueberbleibsel einer Menge von Gebäuden finden wird. Kann das neu erstandene griechische Volk, kann das ihm befreundete gebildete Europa zugeben, dass dieser heilige Boden aufs Neue mit Gebäuden bedeckt werde, welche, wie in Rom, alle spätern Nachforschungen entweder unmöglich machen, oder doch im höchsten Grade erschweren werden? Und wird es, selbst hiervon abgesehen, nicht schon in Hinsicht auf Bequemlichkeit und polizeiliche Ordnung gerathener sein, die neue Stadt auf der Ebene anzulegen, statt an dem steilen Abhange des Felsens?

Auf diese Ideen, denen sie gewiss mit Recht ziemlich allgemeine Billigung versprechen, fussten die Herren Kleanthes und Schaubert bei ihren Entwürfen. Sie suchten demnach noch während der Kapodistrias'schen Zeit auf ihre eigne Verantwortung die Athenienser davon abzuhalten, ihre Häuser auf jener Strecke wiederzuerbauen, durch die Vorstellung, dass die Regierung früher oder später jenen Raum gegen eine mässige Vergütung zu öffentlichen Zwecken in Anspruch nehmen werde;

und es ist ihnen dieses ziemlich gelungen. Die jetzige provisorische Regierung billigte gleich bei der Anstellung der Architekten diesen Theil ihrer Vorschläge und liess, da sie in Athen noch nicht befehlen kann, die Einwohner wenigstens warnen, nicht hier zu bauen. Dadurch ist der kommenden königlichen Regierung bis jetzt die Möglichkeit erhalten, diesen ganzen Stadttheil für die Summe von 1 Million türkischen Piastern (100,000—150,000 Fl.) an sich zu bringen. Denn ein Bauplatz kostet im Durchschnitt 1000 Piaster, und ihrer dürften hier nicht über fünfhundert sein; der Rest der angegebenen Summe würde hinreichen, die Besitzer der jetzt schon gebauten Häuser zu entschädigen. Dieser Anschlag ist eher zu hoch als zu niedrig.

Entschliesst sich der Staat einmal zu diesem Ankaufe (und wer möchte daran zweifeln?), so müssen die Ausgrabungen nach dem grössten Massstabe betrieben werden. Man darf sich nicht darauf beschränken wollen, nur die bekannten Monumente von dem sie umgebenden Schutte zu reinigen, sondern es gilt nichts Geringeres, als die ganze Masse von Erde und Steinen bis auf den Boden der alten Stadt herauszuschaffen, und zwar nicht blos auf der Nordseite, sondern auch auf der Südseite der Burg, aus den Theatern des Dionysos und des Herodes Atticus, die ganz mit Erde gefüllt sind, sodass jenes jetzt als Getreideacker dient. Freilich werden die Kosten dieser Ausgrabungen höchst beträchtlich sein; sie lassen sich im voraus nur sehr unbestimmt berechnen. Aber wenn der neue griechische Staat, der vermöge seiner reichen natürlichen Hülfsquellen in wenigen Jahren sehr gute Finanzen haben wird, jährlich eine nicht zu kleine Summe zu diesem Zwecke festsetzt, so wird man in einem halben Menschenalter sehr leicht das grosse Werk vollenden können. Und warum sollten nicht die zahlreichen Freunde des Alterthums in Europa zu diesem Zwecke beitragen? Ich denke mir, wenn einer der Koryphäen der Alterthumswissenschaft in Deutschland seine Stimme für diese Sache erhöbe und sich an die Spitze eines Vereins zur Förderung der Nachgrabungen in

Athen stellte, es wäre bald eine namhafte Summe zusammengebracht. Die griechische Regierung würde eine Beihülfe der Art nicht zurückweisen können, da es sich um einen Zweck handelt, der jedem Gebildeten theuer ist; sie dürfte darin nur einen schwachen Zoll der Dankbarkeit sehen gegen die gemeinsame Mutter der Künste und Wissenschaften. — In jedem Herbste würde das bis dahin ausgegrabene Terrain zwischen den alten Monumenten mit Bäumen und Gebüsch zu bepflanzen sein, die in angemessenen Entfernungen gruppenweise zu vertheilen wären, damit die wiederentstandene alte Stadt weder eine zu nackte Fläche zeige, noch auch sich in einen Wald verwandele. Auf der obersten natürlichen Terrasse der Akropolis, unter ihrer nackten Felsenkrone, von der Grotte des Pan bis an das Theater des Dionysos lässt sich mit leichter Mühe ein schattiger Baumgang anlegen. Herrlich werden dann die gelbbraun glänzenden Felsen der Akropolis und ihre hellen goldgelb gefärbten Mauern mit ihren unregelmässigen malerischen Zinnen aus dem dunkelgrünen Laube hervorragen; hoch über ihnen noch die imposanten Säulenmassen des Parthenon. Und welche entzückende Aussicht wird sich von diesem Baumgange aus dem Wanderer eröffnen, auf die alte und neue Stadt zu seinen Füssen, und über dieselbe hinaus auf die weite Ebene mit dem tiefdunkeln Oelwalde und auf die fernen blauen Gipfel des Kithairon, Parnes und Pentelikon. Athen wird einen Park besitzen, lehrreich und ehrwürdig zugleich durch die Ruinen der Vorzeit wie kein anderer, und reich an Naturschönheiten wie wenig andere.

Dass die Höhe der Akropolis in den beabsichtigten Ausgrabungen miteinbegriffen ist, darf ich wol nicht erst erwähnen. Hier wird es verhältnissmässig wenig Erde wegzuschaffen geben, aber desto mehr Steine; theils unverzierte oder doch unkenntlich gewordene Marmorblöcke, theils andere Felsarten, welche den Boden hoch bedecken. Wenn man sie zu öffentlichen Bauten verwendet oder an Privatleute verkauft, werden sie die Kosten der Wegräumung fast ganz wieder einbringen. Ob das Erechtheion, dessen zwei nordwestlichste Säulen im letzten Kriege durch türkische Bomben gestürzt wurden und

einen Theil der Decke mit sich einrissen*), aus den ziemlich wohlerhaltenen Trümmern wieder aufzubauen ist? ob die Batterien und Mauern, welche um die Propyläen, zwischen ihren Säulen und selbst auf diesen erbaut sind, eingerissen werden können, ohne die beträchtlichen Reste der völligen Zerstörung auszusetzen? — das sind Fragen, welche sich, wie ich glaube, nur durch wirkliche Versuche unter der Leitung kundiger Männer beantworten lassen. Nur so viel möchte ich für ausgemacht halten, dass die Akropolis nie wieder eine Festung wird, und folglich ihre ehrfurchtgebietenden Ruinen nie wieder der Zerstörung ausgesetzt werden; zumal da von dem nur wenige Schuh niedrigern Museion aus fast das ganze Plateau der Akropolis beschossen werden kann. Was endlich die Hadriansstadt oder die Gegend um das Olympieion und östlich von demselben betrifft, so darf man fürs Erste nicht um sie besorgt sein, da wenig Leute geneigt sein werden, sich in diesen vom Centrum der neuen Stadt und von den Hauptstrassen (der piräischen und eleusinischen) entlegenen Räumen anzubauen, sodass hier für Nachgrabungen noch immer Raum bleibt.

Diese ausgedehnten Entwürfe zu Nachgrabungen sind die von meinen Freunden Schaubert und Kleanthes für unumstösslich gehaltene Basis zu ihrem Plane der neuen Hauptstadt, und ich möchte nochmals fragen: ist es möglich, dass König Otto, der Sohn des kunstliebenden Ludwig von Baiern, sie nicht genehmigt? Eine nothwendige Folge davon ist, dass die neue Stadt, aus dem Winkel zwischen dem Lykabettos, Areios Pagos und dem Burgfelsen heraus, weiter nördlich in die Ebene gerückt wird, wo sie in jeder Hinsicht eine weit angemessenere

*) Der griechische General Gouras, welcher während der Belagerung durch die Türken auf der Akropolis befehligte, liess seine Frau und seine Kinder in das Erechtheion bringen und die Decke desselben, um es noch bombenfester zu machen, eine Elle hoch mit Erde überschütten. Die Türken, welche dies erfuhren, richteten ihr Geschütz vom Areios Pagos aus vorzüglich auf die erwähnten nordwestlichen Säulen des Tempels, bis diese einstürzten und die Familie des Gouras unter der nachstürzenden Steinmasse begruben, wo ihre Gebeine noch ruhen.

Lage bekommt. Um den entstehenden Staat nicht gleich in den ersten Jahren seiner Existenz mit zu beträchtlichen Kosten zu beschweren, würde die Nordhälfte der heutigen Stadt, vom Bazar an bis gegen das acharnische Thor hin (Egribos Kapesi oder πόρτα τῶν Πατισσιῶν) vorläufig zu lassen sein, wenn man sie nur vermittels Durchschlagung einiger grader und breiter Strassen etwas regelmässiger zu machen suchte. Da aber andererseits die Häuser in diesem Stadttheile fast nur aus elenden Lehmhütten bestehen (Wohnungen der albanesischen Arbeitsleute), die in diesem Zustande nicht wol in der Hauptstadt bleiben können, und da auch in dieser Gegend fast bei jeder Nachgrabung einige schätzbare Reste des Alterthums gefunden werden, so liesse sich hier das politische und antiquarische Interesse vielleicht durch ein Gesetz vereinigen, dass alle Häuser in diesem Bezirke innerhalb 10 — 20 Jahren neu gebaut werden und jeder Grundbesitzer gehalten sein solle, seinen Boden bei dieser Gelegenheit 8 — 10 Schuh tief (zu Wohnkellern) auszugraben. Wenn dann die Regierung sich das Ausgraben der Strassen und öffentlichen Plätze vorbehielte, so dürfte kaum ein antiker Marmorsplitter den Nachforschungen entgehen. Die ausgegrabene Erde wird keine Schwierigkeit machen; sie wird theils dienen, die Unebenheiten des Bodens vor dem acharnischen Thore auszugleichen, theils die unfruchtbaren westlichen Abhänge des Lykabettos und der Pnyx in Aecker und Gärten umzuschaffen. In diesem zu verjüngenden heutigen Stadttheile wird eine hübsche Anzahl der besten noch vorhandenen Kirchlein beizubehalten sein, welche, aus bräunlichen Quadersteinen erbaut, denen Sonne und Wetter einen bronzeartigen Glanz gegeben haben, mit ihren kuppelförmig gebildeten naiven Ziegeldächern und ihren stumpfen Thürmchen sich gar artig ausnehmen, und die einen gefälligen Uebergang aus der alten Stadt des Themistokles und Perikles, durch das byzantinisch-türkische Mittelalter in die eigentliche neue Stadt des Königs Otto vermitteln werden.

Die Ottosstadt besteht freilich bis jetzt nur auf dem Papiere, doch scheint mir ihre Anlage auf einer so verständigen Benutzung der Oertlichkeiten und des Vorhandenen zu beru-

hen, dass sie wenig wesentlichen Veränderungen unterliegen dürfte. Um Sie nicht zu ermüden, will ich mich hier so kurz wie möglich fassen. Ihr Centrum bildet ein grosser viereckiger Platz, etwa 800 Schuh vor dem heutigen acharnischen Thore. An die Nordseite desselben kommt das königliche Schloss, welches aus seinen Fenstern nach Süden den Hymettos, die Akropolis, den Areios Pagos, das Museion, die Pnyx und den Lykabettos überschaut; nach Westen den Piräeus, das Meer, Aigina, Salamis, die Gebirge des Poleponnes bis nach Akrokorinth, den Aigaleos, Korydalos und die Gipfel des Kithairon; nach Norden die Ebene und den Parnes; nach Osten endlich den Brilessos, Anchesmos und darüber das Pentelikon. In die Südseite des Platzes fallen, auf den Mittelpunkt der Façade des Schlosses gerichtet, drei Hauptstrassen, die eine südöstlich in das wohlerhaltene Stadion am südlichen Ufer des Ilissos führend, die zweite südwestlich, schnurgrade auf das runde Bassin des Piräeus; zwischen beiden liegt die dritte, südlich über die Reste des Gymnasiums der Ptolemäer auf den nördlichen Flügel der Propyläen und den Areios Pagos ausgehend, sodass der König von seinem Balcon aus gleichzeitig die ringenden Kämpfer im Stadion, den alten ruhmgekrönten Sitz unbestochener Gerechtigkeit, und die meerbeherrschenden Trieren in seinem Hafen überblicken kann. Giebt es einen Königssitz wie diesen? und welche andere Stelle wird man ihm anweisen können? — Ueber das weitere Detail enthalte ich mich zu sprechen, da man hier verschiedener Meinung sein kann, *et adhuc sub judice lis est.* Nur so viel muss ich noch hinzufügen, dass alles Wesentliche erwogen ist. Wasser erhält die neue Stadt vom Anchesmos aus der noch fliessenden Wasserleitung des Hadrian, und die Unreinlichkeiten fliessen durch Kloaken westlich gegen den Oelwald hin in die tiefer gelegene Ebene ab. Zu anmuthigen Landhäusern aber bieten die angrenzenden Höhen, besonders die Gegend von Patistia am Brilessos den schönsten Platz. — Und nun glaube ich genug gesagt zu haben, um Ihnen und Allen, die sich für das attische Alterthum interessiren, diese Ideen lieb und ihre Ausführung wünschenswerth zu machen.

Sie sehen aus dem Obigen, dass ich in der letzten Zeit mehrmals so glücklich gewesen bin, bei Ausgrabungen zugegen zu sein, die sich in Folge der neuerwachten Baulust mehren. Die ausgedehnteste derselben ist von Herrn Kontóstavlos (von Aigina) vorgenommen worden, auf einem Platze innerhalb der heutigen Stadtmauer und hart an derselben, etwa 400 Schritte östlich vom acharnischen Thore, auf einer kleinen Erhöhung, die in neuern Zeiten als Acker benutzt wurde. Hier war kein Fund von Interesse zu erwarten, da in dieser Gegend kein einziges altes öffentliches Gebäude bekannt ist. Kaum war indess mit Ausgrabung des Kellers der Anfang gemacht, als man bereits in einer Tiefe von 1—2 Schuh auf eine Menge von Gräbern stiess. Sie waren aus Dachziegeln gebaut, welche 2 Schuh 8 Zoll bis 3 Schuh engl. in der Länge, oben 1 Schuh 6 Zoll, unten 1 Schuh 3 Zoll in der Breite halten und einen Zoll dick sind. Ihre Wölbung hat in der Mitte $1\frac{3}{4}$ Zoll Tiefe. Je zwei und zwei dieser Ziegel bildeten, der Länge nach (2 Schuh voneinander entfernt) auf die Erde gestellt und mit den obern Rändern aneinander gelehnt, ein Grab, dessen offene Enden durch zwei davor gestellte kleinere Ziegel verschlossen wurden. Die meisten hatten die Richtung von Westen nach Osten. Auf dem Boden dieser engen Räume fand sich etwas lockere, in Kügelchen zusammengerollte Erde, von dem verwesten Körper herrührend, einige Arm- oder Beinknochen und gewöhnlich am westlichen Ende der ziemlich wohlerhaltene Schädel; nur in wenigen eine Grablampe von schlechter Arbeit, die meisten derselben mit einem Kreuze bezeichnet. An mehren Orten waren zwei und selbst drei solcher Gräber übereinander. Hin und wieder stiess man zwischen den Gräbern auf schlechtgeformte Gefässe aus grobem Thon, mit Erde gefüllt, in welchen sich Kindergebeine fanden. Alle hatten aber, obgleich sie in der Erde liegend unversehrt zu sein schienen, Risse und Spalten, sodass sie beim Herausnehmen immer in Stücke zerfielen. Ihr kurzer Hals war so eng, dass man selbst den Körper eines neugeborenen Kindes nicht durch die Oeffnung hätte bringen können. Sind demnach die Gebeine, welche sich darin fanden, aus andern Gräbern aufgelesen und in die-

sen Gefässen nur zum zweiten Male bestattet? oder zerbrach man die Gefässe absichtlich, um den todten Körper hineinzuschieben, und setzte sie dann in der Erde wieder zusammen? Sehr alt dürften diese Gräber jedenfalls nicht sein. Die Arbeiter stiessen hierauf zunächst auf eine Menge kleiner Wasserleitungen, welche in verschiedener Höhe und westlicher oder nordwestlicher Richtung theils zwischen den Gräbern, theils unter ihnen hingingen. Sie sind aus gebrannten und zu diesem Zwecke eigens geformten Ziegeln und scheinen ihr Wasser aus dem schönen grossen Aquäduct des Hadrian bekommen zu haben, um es weiter westlich gelegenen Häusern oder Gärten zuzuführen. Keine derselben hatte noch Wasser. Unter diesen Wasserleitungen, in einer Tiefe von 4—5 Schuh, fand man wider Erwarten nach und nach mehre antike Bruchstücke, aber leider fast alle sehr verstümmelt: eine Basis mit einem Paar geflügelter Füsse, vermuthlich von einer kleinen Statue des Hermes, einen Kopf, eine sehr schön gebildete Hand, ein paar Arme und Beine, Alles, wie sich aus der Grösse dieser Theile ergiebt, von verschiedenen Statuen; ein artiges weibliches Köpfchen aus gebrannter Erde, ein Säulchen mit einer auf den Hadrian bezüglichen Inschrift u. s. w. Noch ein paar Schuh tiefer zeigte sich in der südlichen Seite des Platzes ein gewaltiges, denselben quer durchschneidendes Fundament, von welchem wir anfangs grosse Hoffnungen hegten. Beim Nachgraben ergab sich, dass auch dieses schon einer ziemlich späten Epoche des Alterthums angehören muss, indem ein Architrav, ein Sarkophag und andere bearbeitete Marmorblöcke unter den gewöhnlichen Quadern mit vermauert waren. Doch wurde hier noch ein schönes, ganz und vorzüglich gut erhaltenes Basrelief gefunden und mehre Inschriften, unter welchen eine sehr alte ist. Damit endigte diese Ausgrabung. Sie können sich leicht denken, dass die oben erwähnten Nachgrabungen, welche Hr. Antonopulos seit einigen Tagen beim Thurm der Winde auf einem weit kleinern Raume (einem Theil der Agora) angefangen hat, intensiv weit reicher auszufallen versprechen. Ausser den Bruchstücken von Inschriften sind auch schon Fragmente von Statuen gefunden worden, und gestern ist man

auf Reste von Bauwerken gestossen, deren Bestimmung sich noch nicht enträthseln lässt, die aber interessante Aufschlüsse zu geben verheissen. Da noch an mehren andern Orten gegraben wird, so gehört es zu unsern täglichen Beschäftigungen, die Runde über diese Plätze zu machen, und jeder Tag gewährt einige Ausbeute. Leider fehlt es bis jetzt gänzlich an einem Raum, die gefundenen Sachen, soweit die Besitzer sie dem Staate zu schenken gewilligt sind, in Sicherheit zu bringen; doch hoffen wir, dass die Regentschaft gleich für eine provisorische Einrichtung dieser Art Sorge tragen wird.

Mit weitern Excursionen sieht es noch immer schlimm aus, da das ganze Land mit Räubern gefüllt ist. In Megaris, Theben und selbst bei Acharnä und Marathon haben griechische Kapitaine mit ihren Horden ihr Quartier aufgeschlagen und leben, da es ihnen freilich gänzlich an Solde gebricht, auf Kosten der Umgegend, von der sie ordentlich Lieferungen und Abgaben erheben, während ihre Soldaten in der Nähe herumschweifen, um gelegentlich Reisende zu plündern. Seit einigen Tagen fürchten die Türken selbst einen Ueberfall und Plünderung Athens und verrammeln des Nachts die Thore mit Holz und Steinen. Doch scheint mir diese Vorsicht zu weit getrieben. Glücklicherweise giebt uns die nächste Nähe noch immer unerschöpflichen Stoff zur Beschäftigung. Vor einer Woche sind wir drei Tage im Piräeus gewesen, um die Gegend der Häfen zu untersuchen, und wir haben uns überzeugt, dass auch hier noch unendlich viel zu thun ist, und dass der neue Grundriss sehr interessant ausfallen wird. Bereits habe ich ein drittes wohlerhaltenes Theater dort gefunden, dessen Kruse weder auf seiner Karte noch im Texte gedenkt, und das mithin wahrscheinlich auch Leake's Aufmerksamkeit entgangen ist, während Freund Forchhammer die Fundamente zweier bis jetzt unbekannter Thürme unter Wasser im Piräeus entdeckt hat und mit besonderer Sorgfalt die Spuren der alten Befestigungen verfolgt, von denen wesentliche Theile noch auf den Karten fehlen. Wir sind bei weitem noch nicht fertig geworden und werden nochmals einige Tage dort unten zubringen müssen. Ein sehr erfreulicher Umstand für uns ist,

dass seit einigen Wochen der Prof. Benthylos hier angekommen ist und dass uns jetzt seine höchst schätzenswerthe Bibliothek zu Gebote steht.

Vor vierzehn Tagen haben wir die curioseste archäologische Expedition gemacht, die bis jetzt ein Mensch in Athen unternommen hat. Schon seit längerer Zeit hatte ein Maurer den Architekten von einem merkwürdigen unterirdischen Kanal erzählt, welcher von Osten nach Westen unter dem Bazar fortlaufe und die Gärten vor dem heutigen piräischen Thore, Hagía Triáda, mit Wasser versorge; er sei so hoch, dass man bequem darin reiten könne, und man finde unten viele Inschriften, Bildsäulen und selbst eine Säulenreihe, so lang wie das Theseion. Unsere Neugierde wurde lebhaft gereizt, aber immer kam der Untersuchung ein Hinderniss in den Weg. Endlich waren alle Vorbereitungen gemacht, und wir machten uns ans Werk. Unsere Gesellschaft bestand aus 7—9 Personen nebst 4 Arbeitsleuten. Durch eine Cisterne am östlichen Ende des Bazars stiegen wir 3—4 Klafter tief in den Kanal hinunter und wandten uns westlich. Wir fanden den Kanal etwa 4—5 Schuh breit, zum Theil durch Felsen getrieben. Die Decke desselben ist von sehr verschiedener Bauart. An einigen Stellen ist sie gewölbt und hoch genug, um aufrecht darunter stehen zu können. Diese Gewölbe halte ich aber für spätere Arbeit, wie man noch kürzlich eine schadhafte Stelle auf diese Weise ausgebessert hatte. Auf den übrigen weit längern Strecken besteht die Decke blos aus gewaltigen Steinbalken und Steinplatten, welche quer über die theils natürlichen, theils aus rohen Quadern gebauten Felswände des Kanals gelegt sind. An diesen Felsplatten hatte sich Tropfstein in 3—4 Zoll langen Zapfen gebildet: der beste Beweis, glaube ich, dass dies die ältesten Theile des Werkes sind. Hier beträgt die Höhe des Kanals nur 4 Schuh, und das Gehen war, da der Boden über einen Schuh hoch mit Schlamm bedeckt ist, in den wir bis an die Kniee einsanken, sehr beschwerlich. Nicht weit vom Eingange kam links ein Kanal von ähnlicher Grösse und Bauart von der Akropolis herunter, in den wir aber, weil er bis zur Hälfte mit zähem Schlamm gefüllt war,

nicht vordringen konnten. In die Decke des Hauptkanals öffneten sich mehre Cisternen, und kleinere Kanäle gingen zu beiden Seiten ab, um andere Cisternen mit Wasser zu versorgen. Wir verfolgten ihn bis etwa 50 Schritte über die Westseite des Gymnasiums des Hadrian hinaus. Hier war er eingestürzt gewesen und eine kleine Strecke lang nur durch eine enge Röhre hergestellt worden, die ganz mit Schlamm und Wasser gefüllt war. Wir stiegen daher durch die nächste Cisterne wieder heraus, ohne bis dahin von den verheissenen Herrlichkeiten das Geringste gefunden zu haben. Zwar hatten wir Säulen gesehen, aber nur einige ganz rohe aus Granit, welche sich zufällig unter die Felsplatten der Decke verirrt haben mochten; die Inschriften hatten sich in Risse und Spalten der Steine aufgelöst, welche ungefähr Buchstaben glichen, und an Statuen war vollends nicht zu denken. Doch blieb der Führer zuversichtlich bei seinem Versprechen, uns zu einem unterirdischen Tempel zu führen, und wir stiegen daher unweit des Theseustempels aufs Neue hinab, diesmal uns östlich wendend. Der Kanal war hier anfangs ganz in derjenigen Bauart erhalten, welche ich oben als die ursprüngliche bezeichnet habe, und auch hier zeigte sich die Tropfsteinbildung. Hier kommt ebenfalls ein zweiter, halb mit Schlamm gefüllter Kanal wie der oben erwähnte vom westlichen Ende der Akropolis herunter. Bald kamen wir aber an eine reparirte Stelle, wo 6—7 Schuh lang nur eine 2 Schuh hohe, aus Ziegeln gebaute Röhre war, so schmal, dass ein Mensch sich mit Mühe durchwinden konnte, und bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt. Um weiter vorzudringen, gab es kein anderes Mittel, als sich auf die Hände zu legen und bis an den Hals im Wasser durchzukriechen, den Körper nachschleppend. Ich war der Vorderste und gab das Beispiel; die ganze Gesellschaft folgte lachend. Nur ein englischer Maler, zufällig der Schlankste unter uns Allen, erklärte, das Loch sei für ihn zu eng, und kehrte um. Nicht weit hinter diesem schwierigen Passe gelangten wir endlich an das Ziel unserer Wanderung. Hier ragen auf der nördlichen Seite des Kanals in Einer Linie 30—32 Säulentambours, 2—3 Schuh hoch, aus dem Schlamm hervor. Sie

sind nicht aus Marmor, sondern aus einer weichern gelblichen Steinart, die mit Stuck überzogen gewesen zu sein scheint; alle haben Canelirung und gleiche Grösse (3 Fuss engl. im Durchmesser). Die Säulenordnung, welcher sie angehörten, lässt sich nicht bestimmen, da wir keine Kapitäle fanden; dem Anschein nach waren sie dorisch. Sie tragen auf dieser Seite die Decke des Kanals, aber nicht unmittelbar, sondern, da sie in Entfernungen stehen, vermittelst übergelegter Steinbalken, auf denen transversal die Felsplatten der Decke ruhen.

Die Hauptfrage ist jetzt: Wie kamen diese Säulentambours an die Stelle, welche sie einnehmen? Hier sind zwei Möglichkeiten denkbar: entweder wurden sie bei dem Baue des Kanals von einem zerstörten Gebäude genommen und hier verwendet, oder sie stehen noch an ihrem alten Platze und bezeichnen die Stelle eines verschwundenen Tempels oder einer Stoa. Nehmen wir einmal das Erstere an, so erscheint es sehr auffallend, dass man die Säulen nur an Eine Seite des Kanals und in ziemlich gleichen Entfernungen voneinander stellte; ja, dass man sie überhaupt gebrauchte, da sie durch ihre schwere Masse unbequem zu transportiren und durch ihre Gestalt zu einem Werke dieser Art wenig schicklich waren, während man, wie der Rest des Werkes zeigt, Ueberfluss an trefflichen Quadern und Steinplatten hatte. Für die letztere Meinung, dass sie noch ihren Platz behaupten, sprechen dagegen mehre Gründe. Ein sehr bedeutendes Moment scheint mir zu sein, dass der Kanal, der sonst immer in grader Linie fortgeht, am östlichen Ende der Säulenreihe, wo er zuerst auf sie stösst, plötzlich eine Biegung in einem rechten Winkel macht, um sich längs derselben hinzuziehen. Dies erklärt sich leicht, wenn man annimmt, dass der Kanal, der allem Anschein nach einer ziemlich schlechten Epoche der Baukunst angehört, erst angelegt wurde, als schon viele Reste alter Gebäude in dem wachsenden Schutt begraben waren. Die Arbeiter, von Osten her, von wo das Wasser kommt, beginnend, stiessen demnach beim Graben auf die untere Hälfte einer Colonnade, und um dieselbe zugleich zu umgehen und zu benutzen, lenkten sie die Wasserleitung an der Südseite derselben hin. Freilich

stehen nicht alle Säulen in einer gleichen und ihren Grössenverhältnissen angemessenen Entfernung; aber vielleicht fand man sie schon so oder zerstörte die Ordnung erst, indem man einige Tambours nach Massgabe der darüber zu legenden Steinplatten näher zusammen- oder weiter auseinanderrückte. Dagegen stehen sie noch in einer fast ganz graden Linie. Die Gegend, unter welcher sie sich finden, ist die niedrigste der ganzen Stadt. Nach ungefährer Berechnung steht grade über ihnen eine sehr alte und 4—5 Schuh tief liegende Kirche des heil. Philipp, welche nach der Behauptung des Herrn Pittakis (eines atheniensischen Archäologen) auf den Grund einer von diesem Heiligen erzählten Legende hin den Platz des alten Leokorion einnimmt. Doch liesse sich leicht noch ein Dutzend anderer Vermuthungen aufstellen; man kann aber nicht einmal hoffen, zu einem festen Resultat zu kommen, so lange man nicht an dieser Stelle von oben herunter Nachgrabungen macht.

Athen, 18./6. Oktober.

Da sich eben eine Gelegenheit nach Navplion findet, eile ich den Brief zu schliessen. Seit ich denselben angefangen, haben wir fast fortwährend Regenwetter gehabt, aber nicht die kalten, von Stürmen begleiteten Herbstregen, wie sie bei uns in dieser Jahreszeit gewöhnlich sind, sondern milde, befruchtende Gewitterregen. Rings um die Stadt und auf den von ihren Mauern eingeschlossenen Aeckern regt Jung und Alt jetzt die Hände, um die günstige Witterung zur Getreidesaat zu benutzen. Man säet nicht blos Roggen, sondern auch die Getreidearten, welche bei uns die Kälte des Winters nicht ertragen können, Gerste und Hafer. Dagegen reifen diese auch schon im Mai, wo sie bei uns kaum erst fingerhoch aus der Erde blicken. Seit zwei Jahren ist in Attika nicht so viel Regen gefallen wie in diesem Herbste seit Anfang Septembers, und man verspricht sich eine ungewöhnlich reiche Ernte. Schon sind nach den ersten Regengüssen überall Gras und Kräuter, die bei meiner Ankunft buchstäblich zu Pulver gebrannt waren, lustig hervorgesprosst, und wenn nach vierzehn

Tagen auch die jungen Saaten keimen, werden wir Attika noch im ganzen Schmucke des Frühlings sehen. Gleichzeitig ist der Landmann mit der Oel- und Weinlese beschäftigt, die indess schon ihrem Ende nahe ist und befriedigend ausfällt, sodass den Atheniensern zu ihrer völligen Zufriedenheit nichts weiter fehlt als die Nachricht, dass die Regentschaft angekommen sei und Athen zur Hauptstadt bestimmt habe. Möchten wir nicht zu lange mehr darauf warten müssen!

IV.*)

Athen, $\frac{\text{3. Decbr.}}{\text{21. Novbr.}}$ 1832.

— — — Inzwischen sind wir Zeugen einer Begebenheit der scheusslichsten Art gewesen. Der Seliktâr liess vorgestern Abends den Vorsteher des Bazars zu sich rufen, um ihm zu sagen, dass er Bohnen aus seinen Gärten verkaufen wolle; dass er (der Vorsteher) dieselben an die Gemüsehändler vertheilen und ihm 20 Pará für die Okká liefern solle. Der Grieche erwiderte, man werde diesem Befehle, wenn er von ihm gegeben werde, nicht Folge leisten, und er könne dem Bei daher nur den gewöhnlichen Preis (15—16 Pará) versprechen; wenn er mehr haben wolle, thue er besser, den Händlern selbst den Preis vorzuschreiben. Auf diese gerechte Vorstellung stürzte sich der trunkene Bei auf den armen Mann, liess ihn von seinen Leuten zu Boden werfen und zerschlug ihm mit einer Art Axt Rücken, Kopf, Brust und Bauch auf das Schrecklichste; dann liess er ihn von einigen Türken in seine Wohnung tragen. Vergebens versuchte die verzweiflungsvolle Familie alles Mögliche, um dem Unglücklichen das Leben zu retten; die Mishandlungen waren tödtlich gewesen. Die Nachricht von dieser Unthat des Gouverneurs verbreitete sich gestern bald durch die Stadt und rief die höchste Erbitterung bei Allen hervor. Der russische Consul (ein geborner

*) Blätter für literarische Unterhaltung 1833 N. 92.

Grieche) hat dabei eine würdige Festigkeit gezeigt. Er hatte den Bei zum Mittagsessen eingeladen; sowie er aber das Geschehene erfuhr, liess er ihm sagen, er könne ihn nicht allein nicht an seinem Tische empfangen, sondern er müsse auch allen freundschaftlichen Verkehr mit einem Mörder abbrechen. Der Bei gab zur Antwort, er sei schon unterwegs, den Consul zu besuchen; als er aber vor das Haus geritten kam, ging der Consul aus demselben, ihm den Rücken zuwendend, und jener musste umkehren. Mit Mühe wurde das im höchsten Grade entrüstete Volk gestern Abend und noch mehr heute Morgen von Gewaltthätigkeiten abgehalten, die es nicht blos gegen den Selihtâr, sondern auch gegen die Primaten (ἄρχοντες) richten wollte, welche es beschuldigt, bei den verschiedenen Bedrückungen, die der Bei ausübt, zu viel Nachgiebigkeit zu beweisen. Jetzt hat sich die Gährung ziemlich gelegt, und es wird schwerlich noch zu Gewaltthätigkeiten kommen, welche, so leicht es auch wäre, die Handvoll Türken zu verjagen, nur noch zu grössern Uebeln führen würden, da Athen dann wahrscheinlich eine Beute der bei Menidi gelagerten zügellosen Horden des Generals Wasso (Vassos) würde. So beruht die Sache vorläufig auf sich. Die Consuln haben indess einen Courrier mit einer Beschwerde gegen den Bei an den Pascha nach Negroponte, und einen zweiten nach Navplion geschickt. Die Türken selbst sind höchst bekümmert über das Vorgegangene, tadeln den Bei unverhohlen und sprechen die Hoffnung aus, dass er nicht unbestraft bleiben werde.

20. December.

Später, als ich erwartet hatte, gelange ich dazu, diesen Brief fortzusetzen. Mittlerweile ist vor länger als 8 Tagen die Antwort des Paschas eingetroffen, der den Bei abgerufen und den bisherigen Delíbaschi an seine Stelle zum Gouverneur ernannt hat. Sähen wir blos auf den Titel des Gouverneurs, so müssten wir fürchten, aus dem Regen unter die Traufe gerathen zu sein; denn Delíbaschi heisst wörtlich

Narrenoberst, da die Türken ihre Reiter Delis*) (Narren oder Begeisterte) nennen. Allein der Delíbaschi ist ein von allen Franken und Griechen wegen seiner Rechtlichkeit und Menschenliebe geschätzter Mann, den Alle auf seinem neuen Posten zu sehen gewünscht hatten. Einen Zug von diesem Asiaten (er ist ein Kurde von Geburt) zum Belege des Gesagten. Vor einiger Zeit erfuhr er, dass eine arme Griechin in seiner Nähe die grösste Noth leide und kein Brot für ihre Kinder habe. Der Delíbaschi besass nur noch einige Goldstücke, und sein monatlicher Sold war erst in einigen Tagen wieder fällig. Aber unbedenklich giebt er das Gold der Nachbarin und reitet, um das Mittagsessen zu vermeiden, mit seinen Leuten und Hunden auf die Jagd, bis er am Abende mit einem hinlänglichen Vorrathe an Hasen zurückkehrt. Unter der Regierung dieses Mannes sieht Athen jetzt mit Ruhe dem Zeitpunkt entgegen, wo das neckische Gespenst, die Regentschaft, die Gott weiss wo über Land oder Meer umherirrt, endlich sich einstellen wird.

Ein anderer Gast hat sich dagegen wider Erwarten früh eingestellt: der Winter. Seit 14 Tagen sind der Parnes, das Pentelikon und selbst der Hymettos, sowie die ganze Bergkette von Argolis, Korinth und dem Isthmos stark mit Schnee bedeckt, und seit 8 Tagen haben wir jede Nacht 1—2 Gr. Kälte. Alle Pfützen sind des Morgens mit Eis überdeckt, das kaum der Mittagssonne weicht, und eines Morgens machte es sogar Miene, in der Ebene zu schneien. Die Athener sind höchst froh; der reichliche Regen im November und der jetzige gelinde Frost, der den Oelbäumen sehr zuträglich ist, versprechen ein ausgezeichnet gesegnetes Jahr. Wenn später noch Schnee in der Ebene fallen sollte, so sind sind sie auf dem Gipfel ihrer Hoffnungen. Diese Kälte ist in den Häusern sehr lästig;

*) Mithin heisst auch der Hymettos oder Delikag auf Deutsch Narrenberg (wie im Griechischen Τρελοσούνι oder Τρελός), und nicht Mädchenberg, wie Kruse übersetzt, der in irgend einer englischen Reisebeschreibung einen Druckfehler, *maid mountain* statt *mad mountain*, gefunden zu haben scheint.

man findet in ganz Athen kaum ein Dutzend warmer Zimmer. Draussen haben wir das schönste Wetter, hellen warmen Sonnenschein, der zu Spaziergängen und die Jagdfreunde zur Schnepfenjagd längs dem Ilissos, Kephissos und in den phalerischen Sümpfen einladet; denn der Schnee hat das Vogelwild von den Bergen in die Ebene getrieben. Die Umgegend ist nicht mehr so unsicher wie vor 4—6 Wochen, und wir machen wieder weitere Excursionen. Kürzlich waren wir mit dem Professor Benthylos einige Tage auf seinem Gütchen in Chalandri (Χαλάνδριον), einem Dorfe zwischen dem Pentelikon und der Stadt, wurden aber durch schlechtes Wetter verhindert, die Marmorbrüche bei Pentele zu besuchen. Von dort nahm ich allein den Weg nordwestlich um die kleine Bergkette, welche die Neuern für den Brilessos halten, zur Stadt zurück, durch die Dörfer Marusi, Pélikas, Araklí, Kukubáones und Patíssia. Der Oelwald von Marusi ist der schönste, den ich bisher gesehen, und durch sein Alter und seine dunkeln Schatten würdig, noch für denselben heiligen Hain zu gelten, der das Temenos der Artemis Amarysia bildete. Diese ganze Gegend ist von Natur sehr schön und wird es noch mehr werden, wenn die Cultur alle nackten Flächen in Aecker und Gärten verwandelt haben wird. Ich fand in den Kirchen viele massive Marmorvasen und andere alte Reste, und in einem kleinen Kirchlein am Fusse des Hügels von Pélikas die bekannte Inschrift, den Grenzstein des Temenos der Artemis. Von hier geht der Weg über nackte Hügel nach Araklí. Aber wie ist das arme Attika durch den Krieg verheert worden! Dies ganze Dörfchen, von wenigstens 20 Häusern (vermuthlich auf der Stelle des Herakleion der Hephästiádä gelegen), steht völlig verlassen da; die Kirche hat nur unbedeutende Marmorreste. Von Kukubáones aus (Κουκουβάϊα heisst eine Eule) hätte ich gern noch die kleine Ebene von Acharnä aufgesucht; allein da der Tag sich zum Ende neigte, musste ich über Patíssia nach Hause eilen. Von kleinern Ausflügen, auf einen Tag in die nächste Umgegend unternommen, lässt sich noch weniger erzählen, obgleich sie immer irgend eine kleine Aus-

beute, durch Findung von Inschriften oder andern Resten des Alterthums, zumal in den Kirchen, gewähren.

Wahrlich, wenn man sieht, wie hier mit den Alterthümern umgegangen worden ist und noch umgegangen wird, so möchte man sich wundern, dass noch auch nur das Geringste vorhanden ist. Obgleich selbst die untern Classen des Volkes in der neuern Zeit durch den häufigern Verkehr mit Franken und durch die in der Revolution geweckte Erinnerung an ihre Vorfahren mehr Achtung vor der Hinterlassenschaft der „Hellenen“ bekommen haben, geht die Zerstörung doch unter unsern Augen gelegentlich ihren Gang fort. So war z. B. an der piräischen Strasse vor dem Oelwalde über einem Wasserbehälter, in welchen das Wasser der Kallirrhoe durch einen unterirdischen Kanal geführt wird, ein sehr wohlerhaltener Grabstein aus pentelischem Marmor, mit zierlichen Rosetten und einer Inschrift, eingemauert. Als ich vor wenigen Tagen wieder des Weges kam, fand ich, dass der Stein inzwischen einigen Pallikaren oder andern Taugenichtsen zur Zielscheibe gedient hatte. Mehr als 30 Kugeln hatten ihn getroffen, jede hatte ein thalergrosses Grübchen in dem Marmor gemacht, und die Rosetten wie die Inschrift waren fast ganz zerstört. Den Säulen, besonders den kleinen Grabsäulen, sind die Oelmühlen vorzüglich gefährlich; in jeder Oelmühle findet man einige derselben angebracht. Die schönen massiven marmornen Vasen und Graburnen haben zwei Hauptfeinde, den Kaffee und das Salz; man höhlt sie entweder zu Mörsern aus, um den Kaffee darin zu zerstossen, oder man bedient sich ihrer, um auf einer Marmorplatte das grobkörnige Seesalz für den Gebrauch bei Tische zu zerreiben, wodurch denn natürlich ihre Inschriften, Basreliefs oder andere Ornamente bald verschliffen werden. Fast in jedem Bauerhause findet man eine solche Vorkehrung; und wer weiss, wie bald den schönen Vasen dieser Art, die ich in den Kirchen bei Marusi fand, ein ähnliches Loos fällt. Alle gradseitigen Marmorreste, also auch die meisten Inschriften, sind durch den Häuserbau und besonders durch die Treppen, die gewöhnlich von Aussen ins erste Stockwerk führen, mit dem Untergange bedroht. Aus den Sarkophagen werden

Waschtröge oder Viehtränken; aus den Architraven Thürpfosten der Kirchen, nachdem man zuvor die schönen Ornamente durch Einmeisselung christlicher Kreuze verhunzt hat u. s. w. Rechnen Sie dazu noch die Kalköfen, die besonders früher, als der Marmor noch reichlicher vorhanden war, ganze Tempel und unter Anderm den grössten Theil der Marmorsitze des panathenäischen Stadions verschlungen haben! So war und ist zum Theil noch das Loos der Alterthümer in Griechenland. Von zwei andern Hauptursachen der Zerstörung der athenischen Monumente in neuerer Zeit möchte ich lieber schweigen. Unendlich Vieles hat, nach dem einstimmigen Zeugniss glaubwürdiger Athener, während der Revolution der Muthwille und Unverstand der griechischen Krieger selbst verstümmelt oder vernichtet, z. B. die hübschen kleinen Sammlungen in den Häusern der Witwen Roque und Logothétes, von denen nur noch Trümmer übrig sind. Zweitens bemerken wir fast jedes Mal, wenn eine englische oder französische Fregatte mit einem halben Hundert junger *midshipmen* oder *aspirans de marine* an Bord hier gewesen ist, neue Verstümmelungen an den Monumenten der Akropolis, namentlich an den Capitälern nnd Architraven der so leicht zugänglichen Stoen der drei kleinen Tempel, von denen die Muttersöhnchen die Blätter, Eier und andere Ornamente in kleinen Splittern herabschlagen, um Papa und Mamma ein Steinchen aus Athen mitzubringen. Wir haben es bis jetzt nicht möglich machen können, dies zu verhindern.

Neue Funde von Bedeutung, durch Ausgrabungen beim Häuserbauen, sind seit meinem vorletzten Briefe nicht vorgekommen. Inzwischen ist der Plan zur neuen Stadt, von dem ich Ihnen damals schrieb, fertig geworden und harrt der Bestätigung. Auch die Thebaier sind jetzt beschäftigt, ihre Stadt wiederaufzubauen, und haben sich an die Regierungsarchitekten gewandt, um sie um einen Plan zu bitten. Diese sind aber leider hier zu sehr beschäftigt, als dass sie den Thebaiern helfen könnten. Hoffentlich kommen bald mehr Architekten aus Deutschland, damit jeder bedeutendern Stadt Einer zugetheilt werden kann; sonst geht die schöne Gelegenheit verloren, die vielen neuzuerbauenden Städte besser, mit

gradlinigen, breiten Strassen und mit Rücksicht auf verständige Benutzung der Oertlichkeiten, anzulegen. Auch Handwerker aller Art können nicht leicht zu viele kommen. Die griechischen Handwerker arbeiten, mit wenigen Ausnahmen, ungemein schlecht: weil sie es nicht besser gelernt haben, weil sie kein gutes Handwerksgeräthe besitzen, und weil es ihnen meistens an gutem Material jeder Art fehlt.

Ein Folge davon ist, dass fast Alles, was sich auf Bequemlichkeit des Lebens bezieht, höchst unvollkommen ist, z. B. die Häuser. Während des grössten Theils des Jahres kommt dies nicht sonderlich in Betracht; man wohnt und schläft, wie man eben kann, und freut sich auch wol des undichten Hauses, das dem kühlenden ἰμβάτης (Seewind) so viele Zugänge bietet. Aber sowie die Regenzeit und mit ihr einzelne kalte Tage und Wochen herankommen, wird ein warmes Zimmer für die Franken, welche zeichnen, malen, studiren wollen, ein wesentliches Bedürfniss. Wohl Dem, der ein kleines Stübchen aufgefunden hat mit einem Kamin, welcher nicht raucht, mit Glasfenstern, statt der gewöhnlichen Jalousien oder hölzernen Laden, mit Thüren, deren Risse und Spalten nicht über fingerbreit sind, und mit einem Dache, welches den Regen höchstens an Einem Ende des Zimmers durchlässt! Ihn preist der Mund seiner Gefährten als einen Glücklichen und Liebling der Götter. Die Griechen begreifen unsere Vorliebe für warme Wohnungen nicht und verwundern sich über die Weichlichkeit der Hyperboräer: weil sie nach beendigtem Tagewerk in ihren Werkstätten oder Kaufläden den Rest des Tages, in ihre Capotten oder Pelze gehüllt, mit untergeschlagenen Beinen um ein Kohlenbecken sitzend, müssig verplaudern. So genügsam wie in Hinsicht auf ihre Wohnungen sind sie auch in Hinsicht auf andere Lebensbedürfnisse. Wir sind jetzt mitten in den vierzigtägigen Fasten, während welcher die grosse Mehrheit der Athener wirklich blos von Brot, Kohl, Oliven, Honig und Fischen lebt. Die Bauern haben gewöhnlich das ganze Jahr nicht viel Anderes zu essen und befinden sich wohl dabei. Zu Luxusausgaben findet selbst der Reiche keine Gelegenheit, ausgenommen für schöne Kleider,

worauf man grosse Stücke hält. Die Festlichkeiten und Vergnügungen sind von der einfachsten und wohlfeilsten Art. An den Nachmittagen der Festtage, bei schönem Wetter tritt hier und da in den Gassen (oder Abends in den Kaffeehäusern) eine Gruppe Männer zusammen, Einer schlägt die Cither, ein Zweiter geigt dazu, und die Uebrigen beginnen, einander an den Händen fassend, ihre Tänze.

Die vielen Festtage (fast in jeder Woche einer, manchmal zwei und selbst drei) müssten die Griechen durch Langeweile tödten, wenn nicht auch für sie eine Beschäftigung erfunden wäre. Dies ist die, wie es scheint, schon im Alterthum (*Aristoph. Av.* 494 *cum schol.*) wurzelnde Sitte der Beglückwünschungen an den Namenstagen. Der Grieche hat die Taufnamen (ὀνόματα) aller seiner Freunde im Gedächtniss, da er sie gewöhnlich nur bei diesen, selten bei ihrem Familiennamen (ἐπίθετον) nennt. Man beginnt die Runde bei allen Namensvettern des Heiligen nach der Kirche und hat oft spät am Nachmittage noch nicht geendigt. In jedem Hause wird der Glückwünschende mit einem γλυκόν (einem Theelöffel voll Süssigkeit) oder einem ῥακὶ (einem Gläschen Liqueur) und einer Tasse Kaffee bewirthet. Er wünscht dagegen viele Jahre und setzt seine Wanderung fort. Wer viele Bekannte hat, kann es an den Tagen der vornehmsten Heiligen, wie des Demetrios, des Georgios, der Panhagia, leicht auf 20—30 γλυκά und Kaffees bringen. Da seit den Tagen der Revolution viele Knaben Namen althellenischer Helden bekommen haben, die sich in dem ἡμερολόγιον oder Heiligenkalender nicht finden, so hat man für diese auf einen Ausweg bedacht sein müssen. Man feiert ihr Fest (ὄνομα oder ἑορτή) an dem ihrer Geburt nächsten Festtage, oder an dem Tage eines Heiligen, dessen Name mit dem ihrigen einige Aehnlichkeit zu haben scheint. So gratulirte man in unserm Hause einem Knaben Miltiades am Tage des Erzengels Michael.

Die Geistlichkeit, die man mit Unrecht häufig fanatisch schildert, nimmt an diesen neuen Heiligen keinen Anstoss. An Toleranz steht sie hoch über den Katholiken und selbst über manchen Protestanten. Ich habe nicht blos in Navplion fran-

zösische Soldaten durch griechische Priester bestatten sehen, sondern auch hier neulich der Bestattung eines Katholiken beigewohnt, den der Bischof und seine Priester zu Grabe begleiteten. Die Leiche wurde in die Kirche gebracht und alle Ceremonien der griechischen Kirche über ihr vollzogen, mit dem einzigen Unterschiede, dass das Gesicht des Todten während der Liturgie mit einem Tuche bedeckt war, während es bei den griechischen Christen unverhüllt ist. Nach beendigter Feierlichkeit treten die nächsten Angehörigen und Freunde des Verstorbenen an die Bahre, sprechen die Worte: „Empfange die letzte Umarmung“ (τὸν τελευταῖον ἀσπασμόν), und küssen die kalten Lippen. Höchst ergreifend ist diese Scene neulich bei der Beerdigung des Mannes gewesen, den der Seliktâr erschlagen hatte. Alt und Jung, Freund und Feind drängte sich weinend hinzu, um dem Unglücklichen den letzten Kuss zu geben; und hätte nicht der würdige Bischof (Neophytos, früher Bischof von Taulantion, eines der Häupter der Revolution) die aufgeregten Gemüther durch eine verständige Rede beschwichtigt, so wäre es aus der Kirche gleich zum Sturm auf das Haus des Mörders gegangen.

V.*)

Athen, 23./11. Januar 1833.

Die Athenaier sind, wie ich Ihnen in einem frühern Briefe prophezeit zu haben glaube, voller Freude, und der Himmel hängt für sie voll Geigen. Ist etwa der König gekommen? Gott behüte; aber der Boreas heult schneidend kalt vom Párnes herunter, alle Wasserpfützen sind seit einigen Tagen mit Eis bedeckt, und seit 24 Stunden schneit es fast ununterbrochen, sodass der Schnee schon drei Zoll hoch liegt. Es wird eine Olivenernte geben, wie man sie seit zehn bis zwölf Jahren nicht erlebt hat.

*) Blätter für literarische Unterhaltung 1833 N. 104—107.

Vor acht Tagen war es anderes Wetter. Anemonen, Narcissen und andere Blumen und Sträuche, die ich nicht zu nennen weiss, blühten auf den Feldern und zwischen den Felsen, der Himmel war heiter, die Sonne schien warm und mild, und wir wähnten den Frühling gekommen. Da wandelte uns armen Gefangenen die Reiselust an, und wir beschlossen einen Ausflug nach Marathón und Rhamnús. Freund Forchhammer, der auf demselben Ausfluge zugleich Prasiaí und Braurón sehen wollte, brach schon am Mittwoch allein auf, um uns am folgenden Abende in Marathón zu treffen. Denn alle Besorgniss vor Räubern war von uns gewichen, nachdem wir in den letzten Wochen wiederholt einzeln oder zu Zweien und Dreien in allen Richtungen bis auf drei Stunden von der Stadt umhergeschweift waren, ohne auch nur einen bewaffneten Pallikaren zu sehen; und wir verlachten die wiederholten Warnungen unserer griechischen Freunde. Am Donnerstag, 17. Januar, folgten ihm ein Engländer und ich, durch unsere Verabredung gebunden, obgleich das Wetter schon wieder kalt und rauh geworden war, und wir schlugen die grade Strasse über Kephissía nach Marathón ein. Der Weg führt erst nordwärts am westlichen Abhange des niedrigen, oft für den Brilessós gehaltenen Bergrückens hin, wendet sich dann am Ende desselben, wo in einem Ravin noch mehre Pfeiler von der Wasserleitung des Hadrian stehen, mehr nordostwärts, und steigt allmälig die nackte, sanft abhängige Ebene hinan, bei Pélikas (ὁ Μπέλικας) vorüber, nach Kephissía, das von einem kleinen Oelwalde umgeben ist. Diese alte Zwölfstadt, die ihren Namen (nur mit verändertem Accente: Κηφισιά) bis heute bewahrt hat, ist jetzt ein Dorf mittlerer Grösse und liegt, wie fast alle Ortschaften Attikas, grösstentheils in Ruinen. Vielleicht erfreut sich keine zweite einer so günstigen Lage wie Kephissía auf einer Art von Hochebene am Fusse des Pentelikón, links gegen den Hymettós, rechts gegen den Párnes und Aigáleos hin, den grössten Theil des Pedíon überschauend, mit mehren (in Attika so seltenen) immer fliessenden Quellen, die seine Gärten und Baumpflanzungen reichlich bewässern. Hier war es möglich, einen so lieblichen Park zu schaffen, wie

Gellius ihn bei der Villa des Herodes Atticus beschreibt, und hier werden gewiss in wenigen Jahren sich wieder Lustschlösser erheben und reizende Gartenanlagen entstehen. Doch dürfen Sie nicht vergessen, dass dies nur comparativ, gegen das sterile übrige Attika genommen, zu verstehen ist, und dass Sie hier nie das frische reiche Grün, die hohen schön gewölbten Bäume und dichten Schatten unsers Nordens zu erwarten haben.

Viele Marmorreste im Dorfe und in den benachbarten Kapellen deuten auf die einst hier stehenden Prachtgebäude zurück. Doch fand ich nichts von Bedeutung als ein Fragment eines kleinen Basreliefs von ausgezeichneter Schönheit, einen Jäger mit seinem Hunde vorstellend, der vor einem ihn verfolgenden Hirsche flieht; wahrscheinlich zum benachbarten Tempel der Artemis Amarysia bei Athmonon (bei Marúsi) gehörig. In dem Giebel einer zerstörten Oelmühle sahen wir den obern Theil einer Statue von guter Arbeit eingemauert. Ein griechischer Priester, der uns in den Kirchen herumführte, bemerkte, dass wir darüber sprachen. Er winkte mich auf die Seite: „Wollt Ihr das Ding haben?“ fragte er; „es gehört einem Türken, und wenn Ihr mir ein paar Thaler gebt, so hole ich es des Nachts weg und bringe es nach Athen in Eure Wohnung; μὰ μυστικὰ, μυστικὰ, καταλαμβάνεις“ (Nur still, still, du bekommst es. Oder auch: Aber still, still! Du verstehst!?), setzte er mit einer Miene voll spitzbübischer Schlauheit hinzu, indem er die Spitze seines Zeigefingers an seine Schläfe legte. So sind viele, aber nicht alle Lehrer des Volks in diesem Lande.

Etwa zehn Minuten hinter Kephissía endigt der Oelwald dieses Dorfes, und der Weg läuft nun bis an den Rand des Thales von Marathón, vier Stunden lang, ununterbrochen über den nördlichen Fuss des Pentelikón fort, immer sanft aufsteigend. Die felsigen Hügel dieser Gegend sind fast ganz mit dichtem Gestrüpp bedeckt, mit Myrten, Oleander, verkrüppelten Steineichen und anderm grünen Gebüsch, aus dem nur hin und wieder eine niedrige Pinie hervorragt. Das Ganze bildet eine vollkommene, einförmige Einöde; nur links an den Abhängen des Párnes sieht man einige Dörfer. Auf der Mitte

des Weges liegt ein kleines, jetzt zerstörtes und verlassenes Dorf, Stamáta. In zwei kleinen Thälern, gleich östlich von demselben, sind Ruinen von Marmorgebäuden, deren Bestimmung sich nicht erkennen lässt: Reste von Fundamenten und zerstreute Quadern. Die um dieselben angehäufte Erde lässt vermuthen, dass Nachgrabungen hier Ausbeute geben würden. Wenn Leake's Annahme (*On the demi of Attica*, S. 82), dass Ikaría in dieser Gegend zu suchen sei, gegründet ist, so dürfte dies jener Demos sein.

Um drei Uhr Nachmittags hatten wir die Höhe des ansehnlichen Berges erreicht, der, mit dem Pentelikón zusammenhängend, den südlichen Arm des Thales von Marathón gegen Westen verschliesst. Er heisst Ἀφορισμός, mit einem sehr passenden Namen, da er gegen das Thal hin steil wie eine Mauer abfällt. Dieser Name, der gar nicht nach der heutigen Sprache aussieht, stammt ohne Zweifel schon aus dem Alterthume, und ich kann daher Leake (a. a. O.) nicht beistimmen, wenn er den Aphorismós für den Ikários hält. Ist meine Ansetzung des Demos Ikaría richtig, so wird der Ikários ein anderer Berggipfel sein, der zwischen jenen Ruinen, dem Aphorismós und dem Pentelikón in der Mitte liegt. Vom Rücken des Aphorismós führt die Strasse, in der an einigen Stellen Reste eines alten Steinpflasters sichtbar sind, im Zickzack an den Seiten einer bewaldeten Schlucht hinunter nach dem Dorfe Vranás (Βρανάς), das am Fusse des Berges und am Eingange in die Ebene liegt. Da der Tag sich schon zum Ende neigte, eilten wir auf die andere Seite der Ebene in das Dörfchen Béï (Μπέης) zu kommen, wo ein Bauer, an den wir einen Empfehlungsbrief mitgenommen hatten, uns in seine elende Hütte aufnahm.

Den ganzen folgenden Tag, in dessen Laufe auch Forchhammer zu uns stiess, brachten wir damit zu, die Ebene in allen Richtungen zu durchwandern. Die Beschreibung dieses ewig denkwürdigen Thales bei Kruse ist nicht ohne Irrthümer und ermangelt vorzüglich derjenigen Klarheit, welche nur die Autopsie geben kann; ich versuche daher eine andere. Die Ebene von Marathón erstreckt sich längs dem Meere von

Süden nach Norden, in der Länge von einer deutschen Meile, und in der Breite von einer Viertel- bis zu einer halben Meile. Sie ist auf allen Seiten durch natürliche Grenzen scharf getrennt; im Osten durch das Meer, welches zwischen einem Vorsprunge des Pentelikón im Süden und dem scharfen schmalen Vorgebirge Kynósura (jetzt Σχοινιά) im Norden eine sanft einwärts geschweifte Bucht bildet; im Süden durch einen hohen schroffen, vom Pentelikón ausgehenden Berg, Argalíki (τὸ 'Αργαλῆκι), im Westen durch den obenerwähnten Aphorismós; im Nordwesten und Norden durch andere weniger ansehnliche, mit dem Bergsystem des Párnes zusammenhängende Höhen. Argalíki und Aphorismós mögen sich 800 — 900 Fuss über das Meer erheben; sie sind dürftig mit niedrigen Pinien bewachsen; die übrigen Höhen sind fast ganz nackt und haben nur Dornen und Disteln. Alle diese Berge bestehen fast nur aus weissem Marmor, der aber, wie der Marmor von Laúrion und der ganzen östlichen Paralía, grobkörnichter und blätteriger ist als der echte pentelische Stein von der Westseite des Gebirges. Hin und wieder kommt auch ein grauer, schieferartiger, leicht zu spaltender Stein vor, mit dem verschiedene Kirchen im Thale gedeckt sind.

Das Thal selbst ist eine vollkommene Fläche, am Strande kaum drei bis vier Fuss über den Meeresspiegel erhöht; von hier steigt es fast unmerklich nach Westen auf. Die grössere südliche Hälfte desselben läuft nach Westen in zwei Arme aus, die durch den stumpfen, blos aus weissem Marmor bestehenden Berg Kotróni (Κοτρῶνι) voneinander geschieden werden. Am obern Ende des südlichen Arms liegt das schon erwähnte Dorf Vranás und ein kleines Kloster des h. Georgios, an dem tiefen Bette eines Giessbachs, der zwischen dem Aphorismós und Argalíki vom Pentelikón herabkommt und sich nach einer Viertelstunde in der Ebene verläuft, aber selbst jetzt nach einem regnichten Herbste ohne Wasser war. Von Vranás führt ein Pass nordwärts zwischen dem Kotróni zur Rechten und der nördlichen Fortsetzung des Aphorimós zur Linken in den nördlichen Arm des Thales. An der Mitte dieses Passes sind kaum kenntliche Reste eines Thors mit stark verstümmelten Frag-

menten von zwei sitzenden Statuen. Weiterhin läuft ein ovaler Peribolos (Damm), durch einen rohen, niedrigen, zerfallenen Steinwall gebildet, über die Strasse und zu beiden Seiten einige hundert Schritt weit die Abhänge der Höhen hinan, von den Eingeborenen der Schafstall des alten Weibes (τῆς γραίας ἡ μάνδρα, oder vulgairer: τῆς γριᾶς τὸ μανδρί) genannt. Nach drei bis vier Minuten betritt man das obere Ende des nördlichen Thalarmes an einer Stelle, wo ein verfallener Thurm aus dem Mittelalter steht und Spuren alter Fundamente und zerstreute Marmorblöcke sich finden. Dieser Ort heisst Inói (Οἰνόη oder Νοινόη*), und es kann demnach kaum zweifelhaft sein, dass die alte Oinóe der Tetrapolis hier lag, innerhalb des eigentlichen Thales von Marathón, die verschiedene neuere Karten (auch Kruse) viel zu weit nordwestlich, höher den Fluss hinauf, ansetzen. Nördlich über dem Thurme ist ein niedriger Berg mit der Grotte, die für die Panshöhle des Pausanias gehalten wird. An seinem Fusse rauscht der kleine, klare Fluss von Marathón von den östlichen Abhängen des Párnes herab ins Thal und fliesst den nördlichen Thalarm hinunter durch die grosse Ebene ins Meer. Er nimmt bei Oinóe noch den Ausfluss einer starken Quelle auf, die unter dem östlichen Fusse des Panberges entspringt. Sie ist von einem halbkreisförmigen Fundament aus grossen, durch eiserne Klammern verbundenen Marmorquadern umgeben; viele andere Quadern liegen theils umher zerstreut, theils sind sie in das alte Bassin gefallen, wodurch die Quelle genöthigt worden ist, sich einen neuen Ausweg einige Schritte zur Linken des alten Bassins zu suchen. Nach der Form des Fundaments zu schliessen, bildete das Gebäude eine Nische über der Quelle: wahrscheinlich ein Werk des kunstliebenden Marathoniers Herodes Atticus. Das Ganze ist ein hübscher und im Sommer gewiss sehr lieblicher Fleck, dessen Beschreibung aber bei Kruse durch die Schuld seiner Vorgänger viel zu emphatisch

---

*) Die Vorsetzung des N vor Wörter, welche mit Vocalen oder Diphthongen anfangen, ist in der heutigen Sprache sehr üblich. So heisst z. B. die Insel Ἴος jetzt Νίος, und statt οἰκοκύρης (der Hausherr) sagt der gemeine Mann stets νοικοκύρης.

ausgefallen ist. Aus den niedrigen Oleanderstauden, welche die Quelle umgeben, sind ganze „Bäume“ geworden u. s. w.

Der nördliche Thalarm ist länger, aber beträchtlich schmaler als der südliche. Seine Südseite wird durch den Kotróni, seine Nordseite durch den grössern Berg Stavrokoráki gebildet, der noch weiter als jener nach Osten in die Ebene vortritt. In der Mitte des Thales liegt das heutige Dorf Marathón (ὁ Μαραθῶνας) auf dem linken Ufer des Flusses, und weiter hinunter, in der Mündung des Thales gegen die Ebene hin, links am Fusse des Stavrokoráki das Dörfchen Béï, rechts am Fusse des Kotróni das Dörfchen Gieféri (Γιεφέρι, dreisylbig). Der nördlichste schmalere Theil der Ebene bildet gewissermassen wieder ein Thal für sich, indem er durch den Stavrokoráki und durch die vom östlichen Fusse dieses Berges bis an das Vorgebirge Schoiniá sich erstreckenden Seen und Sümpfe von der grossen südlichen Ebene abgesondert ist. Hier liegt am westlichen Rande der Sümpfe Unter-Suli (Κάτω-Σοῦλι), und zehn Minuten weiter nördlich, vor dem Eingange des Passes, welcher nach Rhamnús führt, sind auf einer kleinen Erhöhung ausgedehnte, aber unkenntliche Ruinen, Marmorquadern und Thonziegel; vermuthlich Trikórythos. Fast der ganze von den Seen und Sümpfen eingenommene Raum (eine deutsche halbe Meile lang und wenigstens halb so breit) stand jetzt unter Wasser; im Sommer sollen die Sümpfe grossentheils trocken und gangbar werden. Doch bilden sie immer eine natürliche Grenze zwischen der nördlichen und südlichen Ebene, da ihre stärkste Quelle unmittelbar am Fusse des Stavrokoráki ist, die auch im Sommer einen breiten sumpfigen Bach von Westen nach Osten durch die Sumpfgegend sendet. Die ganze Sumpffläche heisst bei den Eingeborenen vorzugsweise der Sumpf (βάλτος); der ziemlich grosse (auf Leake's Karte zu klein angegebene) See aus Brackwasser, welcher den östlichen Theil derselben vor dem Vorgebirge Schoiniá einnimmt, das Drachenwasser (ἡ Δρακονέρα), und der nordöstlich über diesem Sumpfe gelegene Berg der Berg von Drakonéra (τῆς Δρακονέρας τὸ βουνό). In diesem Berge ist über dem Sumpfe eine Höhle, oder besser, eine enge fast verticale Kluft in dem

Felsen, etwa 8 Schuh im Durchmesser und gegen 30 Schuh tief, mit einigen Stalaktiten an den Wänden und einer Quelle frischen Wassers auf dem Boden. Unser Führer aus Kato-Suli wollte durchaus nicht ohne seine Flinte hinuntersteigen, obgleich meine Begleiter befürchteten, er möchte fallen und der Schuss unversehens losgehen. Es wohne, sagte er, ein Gespenst (στοιχεῖον, im gemeinen Dialekt στοιχιό) in der Höhle, und deshalb sei es gut, sich mit Waffen zu versehen; ohne unsere Begleitung würde er sich ohnehin nicht hinuntergewagt haben. Ich fand in dem engen Loche durchaus keine Spur von Alterthümern, ausgenommen, dass oben am Eingange eine künstliche Stufe in den Felsen gehauen zu sein schien; vielleicht, falls einst eine Wohnung in der Nähe stand, um bequemer an die Quelle hinunterzusteigen. Jedenfalls ist Leake's Vermuthung, dass dies die Krippen der Pferde des Artaphernes seien, von denen Pausanias spricht, ganz unstatthaft. Er scheint die Höhle nicht selbst besucht zu haben.

Nur Ein Weg führt aus der Ebene von Marathón in das nördliche Thal, zwischen dem Stavrokoráki und dem Sumpfe; er ist so niedrig und schmal, dass er jetzt an mehren Stellen überschwemmt war und wir zur Seite über die Marmorfelsen klettern mussten. Auf der Mitte dieses Weges sprudelt die obenerwähnte starke Quelle hart unter demselben hervor. Sie ist nach Leake (*On the demi* S. 57) die Makaría des Strabon und Pausanias, und ich muss ihm darin beistimmen. Nach der Stelle des Strabon (S. 377), welche nicht wol eine andere Emendation zuzulassen scheint, als die der französischen Uebersetzer, hat man Trikórythos und die Quelle Makaría nicht weit voneinander zu suchen; nun lag aber Trikórythos, aus der Folge der Ortsnamen bei Strabon und aus dem Umstande, dass es von Mücken sehr belästigt war, zu schliessen, jedenfalls in der nördlichen Thalhälfte und nicht weit von dem Sumpfe: und in dieser ganzen Gegend ist keine andere ausgezeichnete Quelle zu finden. Zugleich haben wir hier, über die Quelle hinleitend, den Fahrweg (ἁμαξιτός), unter welchem das Haupt des Eurystheus begraben wurde; und sonach dürfte die hiernach benannte Stelle Εὐρυσθέως κεφαλή (Haupt

des Eurystheus) entweder bei der Quelle selbst, oder zwischen dieser und den Ruinen von Trikórythos anzusetzen sein. Dieser auf Strabon gegründete Schluss wird durch Pausanias bestätigt. Er spricht zuerst von der Makaría, dann von dem Sumpfe, in welchen die fliehenden Perser fielen, hierauf von dem „von der Ebene ziemlich weit entfernten" Berge des Pan und der sehenswerthen Grotte in demselben. Nehmen wir nun einmal mit Kruse und der Mehrzahl der Reisenden an, dass jene mit einer Marmornische eingefasste Quelle die Makaría sei, so müssen wir dem Pausanias, der freilich leider zuweilen verwirrt beschreibt, hier doch einen gar zu argen und durchaus nicht motivirten Sprung beimessen: von der Quelle an den über eine halbe Stunde entfernten Sumpf, und von hier wieder zurück zu der Grotte unmittelbar über der Quelle; während bei der andern Annahme Alles bei Pausanias natürlich auf einander folgt.

Die Sumpfgegend von Drakonéra ist im Osten durch einen schmalen, mit Pinien bewachsenen Sandrücken vom Meere geschieden. Ein leichtgerüsteter Mann kann auch über diesen, über den Bach, durch den das Wasser der Sümpfe ins Meer ausfliesst, und weiter am Abhange des Bergs von Drakonéra hin in das Thal von Trikórythos gelangen; allein der Umweg ist so gross und der Pfad so beschwerlich, dass er als Verbindungsweg gar nicht in Betracht kommt.

Kehren wir nun zu der grössern südlichen Thalhälfte, der eigentlichen Ebene von Marathón, mit ihren beiden nach Westen vorgestreckten, durch den Kotróni geschiedenen Armen zurück. Sie wird von dem Flusse durchschnitten, der aber keine natürliche Grenze bildet, da er einen festen Boden und selbst im Winter kaum ein bis zwei Schuh Wasser hat, sodass Reiter und Fussvolk ihn bis hart an seine Mündung ohne Aufenthalt passiren können. Das jetzt trockene Bette eines Giessbachs bei Vranás habe ich schon oben erwähnt. Ein drittes Bächlein entspringt am östlichen Fusse des Argalíki, verwandelt den 1000 Schritte langen Raum zwischen diesem Berge und der See in einen Sumpf mit morastigem Boden, bildet hart vor seiner Mündung ein gegen 150 Schritte langes

und breites Inselchen und fällt dann ins Meer. Diese südliche Sumpfgegend heisst Ξυλοκέρατα. Die ganze Ebene ist jetzt nur unter vier oder fünf Besitzer vertheilt: das Kloster Asomatos (Petráki) bei Athen, das Kloster des h. Georgios in Vranás und einige Private. Sie ernährt, nach der Angabe der Bauern, nur gegen 300 Erwachsene, Männer und Weiber, ohne die Kinder; und sie könnte in zwei Jahren das Zehnfache ernähren. Die Bevölkerung besteht aus lauter Albanesen; die griechischen Grundeigenthümer leben in der Stadt. Der Boden der Ebene ist ein röthliches, ziemlich fettes Erdreich, zu jeder Art von Cultur trefflich geeignet und unstreitig der beste Fleck Landes in ganz Attika. Jedoch ist das Thal, wegen seiner niedrigen Lage, sehr ungesund. Es ist ein Jammer, die Verwahrlosung dieses Bodens zu sehen, woran hauptsächlich das heillose Verpachtungssystem, welches in Griechenland herrscht, Schuld ist. Der Eigenthümer theilt den Ertrag des Grundstücks nach einem festgesetzten Verhältnisse mit seinem Pächter; daher sich beide gegenseitig κολλῆγας (*collega*) nennen. Jener giebt den Acker, das Getreide zur Aussaat, die Ochsen, Schafe, Geräthschaften u. s. w. her; der Kollígas die Arbeit. Nicht selten suchen sich beide einander zu übervortheilen, oder fürchten dies wenigstens gegenseitig. Daher verwendet keiner einen Pará auf die Verbesserung des Grundstücks, wozu dem Pächter ohnehin gewöhnlich alle Mittel fehlen. Der Eigenthümer ist zufrieden, wenn sein Kollígas ihm nur nicht weniger liefert als der frühere; der Kollígas, wenn er mit seiner Familie einen nothdürftigen Unterhalt gewinnt. An Düngung, verständigen Fruchtwechsel u. s. w. wird gar nicht gedacht. So scharrt denn der indolente Albanese mit seinem Paar Ochsen und dem uralten, vorhomerischen Pfluge (mein englischer Freund nennt ihn gar den antediluvianischen) Jahr aus Jahr ein die Oberfläche des Ackers kaum ein paar Zoll tief auf; und da die Disteln und Steine ihm nicht von selbst aus dem Wege gehen, so geht er ihnen bedächtig aus dem Wege. In dies Gewühl von Disteln und Unkraut säet er dann unreines Saatkorn, erntet Getreide, Disteln und Unkraut, lässt es von den Hufen seiner Esel auf

einer Tenne im Freien austreten, und isst und verkauft Getreide, Koth, Sand und Steine in buntem Gemisch. Das ist der heutige Ackerbau Griechenlands. — Die Alten rühmen Marathón als reich an Wein und Oel. Weingärten mögen vor dem Kriege in dem nördlichen Thalarme etliche gewesen sein; Oelbäume gab es auch damals nicht, obgleich es sehr vortheilhaft wäre, die ganze Ebene mit Oelbäumen zu bepflanzen, um durch den Schatten derselben den Aeckern im Sommer mehr Feuchtigkeit zu erhalten. Statt dessen kaufen die Bauern ihren Bedarf an Oel in der acht Stunden entfernten Stadt. Einige Feigenbäume bei Marathón und an den Ufern des kleinen Baches bei Oinóe ausgenommen, ist jetzt die Ebene ganz baumleer. Um endlich den umgebenden Bergen, so weit sie Ziegen und Schafen zugänglich sind, jede Möglichkeit zu benehmen, sich nach und nach zu bewalden, unterhalten nicht allein die Grundbesitzer selbst beträchtliche Heerden, sondern vermiethen im Winter auch den nomadisirenden Wlachen die Erlaubniss, ihre Heerden ins Thal zu treiben. Wir fanden am Abhange des Kotróni und des Stavrokoráki zwei Lager der Wlachen, jedes von 15—20 Hütten*).

Alte Reste finden sich an verschiedenen Orten. Von den Ruinen von Trikórythos und bei Oinóe habe ich bereits ge-

*) Diese Wlachen (Βλάχοι oder in der vulgairen Pluralsform Βλάχιδες) sind seit dem Mittelalter in Griechenland einheimisch. Sie führen ein Nomadenleben, wie die Lappen Norwegens und Schwedens, sind nicht civilisirter als diese, verachten den Ackerbau und preisen nur den Hirtenstand glücklich. Ihre Schaf- und Ziegenheerden sind ihr einziger Besitz; ihr Fleisch und ihre Milch ernähren sie; aus ihrer Wolle, ihren Fellen, Hörnern und Knochen machen sie ihre Kleider und Geräthe. Ausserdem besitzen sie nur drei bis vier metallene Kessel, zum Melken ihres Viehes, sowie um die Milch zu kochen und Käse zu bereiten, und sechs bis acht Zeltstangen. Im Sommer ziehen sie sich auf die höchsten Gebirge zurück, namentlich auf den Pindus und Oita an der Grenze Thessaliens; im Winter steigen sie in die Ebene Boiotiens und Attikas herunter, miethen Weideland gegen einen Tribut von Geld, Lämmern und Wolle, richten ihre Zeltstangen auf und bedecken sie mit Fellen, Fichtenzweigen und Erde. Ein solches Zelt (καλύβι) gleicht vollkommen den Hütten der Wilden. Es ist rund, hat 10—12 Schuh im Durchmesser und ebenso viel Höhe und dient einer ganzen Familie zum Obdach.

sprochen. Bei Vranás sind nur wenige Fundamente zu erkennen. Doch ist es sehr wahrscheinlich, dass das Kloster und die Kirche des h. Georgios am Abhange des Aphorismós unmittelbar über dem Dorfe die Stelle eines alten Heiligthums einnehmen. Ich fand vor der Kirche drei Säulenbasen von verschiedener Grösse und einige andere Marmorreste. Vielleicht stand hier das Heroon des Heros Marathos. Zehn Minuten weiter östlich am Fusse des Argalíki, da, wo ein kleiner Giessbach (jetzt trocken) aus einer Schlucht des Berges hervorkommt, ist eine stumpfe Erhöhung, mit Spuren alter Terrassen und mit einer Menge zertrümmerter Marmorblöcke übersät. Leake setzt hier das Herakleion an; aber für ein einzelnes Heiligthum ist die Menge der Trümmer zu gross, und da derselbe wackere Forscher durch verschiedene Gründe es höchst wahrscheinlich macht, dass der alte Demos Marathón nicht an der Stelle des heutigen gleichnamigen Dorfes gelegen war, und andererseits bei Vranás, wohin er es versetzt, die Ruinen nicht bedeutend genug sind, glaube ich, dass Marathón hier anzusetzen sei. Zu Leake's Gründen (die Sie selbst nachlesen können) gegen die Identität des Dorfes Marathón mit dem Demos füge ich noch hinzu: die allzu grosse Nähe von Oinóe und die eingeschlossene Lage des Dorfes in einer Biegung des engen nördlichen Thalarmes, von wo aus man die grosse Ebene gar nicht erblickt; während es höchst wahrscheinlich ist, dass die Stadt, die dem ganzen Thale den Namen gab, in der Mitte desselben auf einem die Ebene überschauenden Punkte gelegen war.

Alle übrigen alten Reste finden sich in dem südöstlichen Viertel der grossen Ebene, um den Grabhügel der gefallenen Athenaier her, und auf dem Inselchen, welches in der Mündung des kleinen Sumpfes liegt. Der Grabhügel der 192 Tapfern (von den Eingeborenen ὁ σωρός genannt) erhebt sich wie ein stumpfer Kegel, etwa 30 Schuh hoch, mitten aus der ebenen Fläche, auf den ersten Blick als ein Werk der Kunst zu erkennen. Er besteht aus derselben röthlichen Erde, wie die Ebene, die, nachdem sie einmal fest geworden war, in diesem trockenen Klima leicht mehr als zwei Jahrtausende den herbst-

lichen Regen trotzen konnte. Er ist, von der Westseite her, bis auf die Mitte geöffnet (durch Fauriel und Andere); doch hatten die Nachgrabenden Ehrfurcht genug vor dem Alterthum, oder Scheu vor dem Tadel der Nachwelt, um den Hügel nicht ganz zu durchschneiden, sodass er, nach seinen übrigen Grössenverhältnissen zu urtheilen, an Höhe wenig oder gar nichts eingebüsst hat. Auch drangen sie nicht tief genug ein, um die Asche der Helden in ihrem Schlummer zu stören. — Von dem Hügel der Plataier und Sklaven fand ich keine Spur.

Mehre Hundert Schritte nordwestlich vom Sorós sind ein paar Haufen von Marmortrümmern; in einem derselben liegt ein kleiner, zwei Schuh hoher Altar von ziemlich später Arbeit, und bei einem andern sieht man noch ein wohlerhaltenes viereckiges Fundament aus Marmorquadern. Es heisst bei den Eingebornen der Thurm (πύργος) und gilt für das Monument des Miltiades, könnte aber auch wol das τρόπαιον λίθου λευκοῦ des Pausanias sein. Die übrigen scheint Kruse für Grabmonumente der Phylen zn halten, was aber nach Pausanias nicht zulässig ist, welcher sagt, dass die Namensverzeichnisse der aus jeder Phyle Gebliebenen auf oder an dem grossen Grabhügel waren.

Südlich vom Sorós, gegen den Argalíki hin, sind wieder fünf bis sechs ähnliche Trümmerhaufen; unter ihnen ein ziemlich grosses viereckiges Fundament, mit unkenntlichen Säulenresten und einigen Fragmenten architektonischer Ornamente von der ionischen Ordnung. Stand hier vielleicht ein Heroon der gefallenen Krieger? Leake nennt die Stelle Válari und vermuthet aus der Uebereinstimmung des Accents, dass diese Ruinen zu Probálinthos gehören. Die Uebereinstimmung des Accents ist allerdings ein wichtiges Moment bei der Frage nach der Identität alter und neuer Namen; allein mir nannten verschiedene Individuen den Ort Valarí oder Valaría, wodurch jener Grund ganz wegfällt. Auch stimmt es nicht mit der Weise der alten Athenaier, einen ganzen Demos auf Kosten des ihnen so kärglich zugemessenen Ackerlandes mitten in eine fruchtbare Ebene zu bauen. Daher, und nach der Folge der Ortsnamen bei Strabon, ist Probálinthos mit grösserer

Wahrscheinlichkeit südlich von dem kleinen Sumpfe an den Fuss der Berge zu setzen.

Die letzten alten Reste finden sich südöstlich vom Sorós auf dem mehrfach erwähnten Inselchen: Fundamente aus gewaltigen Marmorblöcken, ein paar kleine, Grabhügeln ähnliche Erhöhungen und sieben oder acht kleine Säulen aus grünlichgrauem gestreiften Marmor, demnach ausländisch und aus späterer Zeit.

Nur vier Pässe führen aus der Ebene von Marathón. Einer südlich um das Pentelikón, ein zweiter nördlich über Trikórythos nach Rhamnus, ein dritter nordwestlich das Flussthal hinauf nach Kamdríti und Oropós, der vierte westlich von Vranás über den Aphorismós nach Athen. Allerdings windet sich noch ein fünfter Weg von Oinóe aus den nördlichen Abhang des Aphorismós hinan, allein dieser fällt noch östlich von Stamáta mit der graden Strasse nach Athen zusammen.

Erlauben Sie mir jetzt, einige Worte über die ewig denkwürdige Schlacht zu sagen, der dieses Thal seinen Ruhm verdankt. Das Unerklärlichste in der Geschichte derselben bleibt mir, nachdem ich den Wahlplatz selbst gesehen, dass die Perser, von dem ortskundigen Hippias geführt, in diesem so schwer zugänglichen, so leicht zu sperrenden Thale landeten, um mit einem grossen Heere und zahlreicher Reiterei gegen Athen zu marschiren, während es ihnen freistand, entweder gleich nach Pháleron zu schiffen, oder, was besser war, die Landung bei Prasiaí zu bewerkstelligen, von wo sie ein fast ganz ebener, für Reiterei gangbarer Weg nach Athen führte. Herodotos giebt (VI, 102) zwei Gründe dafür an: „und da Marathón die für Reiterei am besten geeignete Gegend Attikas war und am nächsten bei Erétria, führte Hippias, Peisistratos' Sohn, sie dorthin". Allein es erscheint höchst einfältig, dass Hippias, blos um seine Reiterei auf eine gute Art an den Mann zu bringen, hier gelandet sein sollte, während es ungewiss war, ob die Athenaier geneigt sein würden, sich ihm in dieser Ebene entgegenzustellen, statt in den Mauern ihrer Stadt zu bleiben, oder blos die Pässe zu besetzen, während er fürchten musste, dass er ihnen durch seine Landung bei Marathón Zeit lasse, erst lakedaimo-

nische Hülfe an sich zu ziehen; während endlich die Natur der Bergpässe selbst einem aufs Haupt geschlagenen Feinde es noch möglich machte, dem Sieger alle Auswege aus der Ebene auf der Landseite zu versperren. Diese Möglichkeit wird von jedem Militair bezeugt, der die Oertlichkeiten gesehen hat, und hat sich auch im letzten Kriege durch die Erfahrung bewährt. Ich vermuthe daher, dass Herodotos in der Angabe der Gründe für die Landung bei Marathón nur (wie er bisweilen mit Absicht zu thun pflegt) der gemeinen Tradition der Griechen folgte, statt der Sache auf den Grund zu gehen; dass Hippias hier nur landete, um sich im Vorbeischiffen der wichtigen Tetrapolis zu bemächtigen, und dass er erst durch die eilige Erscheinung der Athenaier im Thale (die gleich auf die Nachricht von seiner Landung aus der Stadt aufbrachen: C. 103) bestimmt wurde, es auf einen Angriff ankommen zu lassen. Sagt doch Herodotos selbst (C. 112), dass den Persern der Angriff der Athenaier, obgleich sie dieselben schon tagelang sich gegenüber gesehen hatten, unerwartet kam; wie hatten sie demnach mit Sicherheit auf eine Schlacht in dieser Ebene rechnen können?

Ueber den Wahlplatz selbst können keine Zweifel obwalten; er ist das südöstliche Viertel der grossen Ebene, um den Sorós her. Hier war also die Stellung oder das Lager der Angegriffenen, der Perser, vermuthlich mit dem linken Flügel an den kleinen südlichen Sumpf gelehnt. Wir dürfen wol annehmen, dass der Grabhügel den Mittelpunkt der persischen Stellung bezeichnet, wo beim ersten Anlauf das Centrum der Athenaier geworfen wurde und mithin die Meisten derselben fielen. In diesem Falle erstreckte sich der rechte Flügel der Perser nur bis gegen den Fluss hin, oder höchstens bis an denselben, und blieb noch gegen eine deutsche Viertelmeile von dem grossen Sumpfe entfernt. Ihnen gegenüber, in dem geräumigen südlichen Thalarm, an der graden Strasse nach Athen, war das Lager der Athenaier vor der Schlacht. Ihre Stellung im Augenblicke des Angriffs dehnte sich höchstens über die Breite dieses Thalarms, vom Argalíki bis an den Kotróni, aus. Von der Nothwendigkeit dieser Annahme hat mich ein Freund in griechischen Diensten (Capitain Jochmus aus

Hamburg) überzeugt, der nächstens einen Plan der Schlacht nebst einer Abhandlung darüber herauszugeben beabsichtigt. Unmöglich konnte ihre kleine Zahl einen grössern Raum einnehmen. Komisch nimmt sich Kruse's Vermuthung aus, dass die Griechen „von der Höhe bei Zephiri", d. h. vom östlichen Abhange des Kotróni gegen die Perser hinabgelaufen seien. Sie hätten dann erst im Angesichte der Perser ganz bedächtig die Höhe ersteigen müssen, um zum Anlaufe auszuholen, und überdies macht die Natur des Berges dies unmöglich, da seine Abhänge mit grossen übereinander gestreuten Marmorblöcken bedeckt sind, auf denen es sich nicht wohl laufen lässt. Der Verhau, von welchem Nepos spricht, war in dem engern nördlichen Thalarm vermuthlich während der Nacht angelegt, damit der Feind nicht während der Schlacht durch dieses Thal und westlich um den Kotróni herum den Griechen in den Rücken kommen könne. Die rechte Flanke der Griechen bewegte sich am Argalíki hinunter und war durch diesen Berg gedeckt.

Ich habe schon bemerkt, dass nach der Erzählung des Herodotos*) der plötzliche heftige Angriff der Griechen den Persern unverhofft gekommen zu sein scheint. Wahrscheinlich bildeten sie also ihre Schlachtordnung noch während der Dämmerung, oder im Schutze von Bäumen oder Gebäuden, die ihre Bewegungen dem Feinde verbargen. Daher auch die ungewöhnlich grosse Entfernung der Heere im Augenblicke des Angriffs (8 Stadien), welchen Raum die Griechen durchliefen, um dem Feinde möglichst wenig Zeit zu Vorbereitungen zu lassen. Ohne Zweifel überraschten sie ihn demnach im Lager, zwischen den Zelten**); woraus sich zum grossen

*) C. 111 spricht Herodotos nur von den Vorbereitungen zum Kampfe auf Seiten der Athenaier und von ihrer Schlachtordnung, und C. 112 sagt er, dass die Perser mit Erstaunen die Kühnheit der Feinde sahen, sie für wahnsinnig haltend, und dass sie sich erst zum Empfange der Griechen bereiteten, als sie dieselben schon gegen sich heranlaufen sahen.

**) Dass die Perser ihr Lager im Stiche liessen, sagt Nepos (*Miltiad.* 5). Reich muss es gewesen sein, da man von der Beute prächtige Bauten bestreiten konnte.

Theile der glückliche Ausgang des ungleichen Kampfes für die Griechen erklärt. Namentlich scheint daher die Reiterei gar nicht zur Mitwirkung gekommen zu sein. Doch trieben für einen Augenblick die Perser und Saker das schwache griechische Centrum zurück und verfolgten es ἐς τὴν μεσόγαιαν (C. 113). Es ist klar, dass hiermit nicht der District Mesógaia gemeint ist, der erst vier Stunden Wegs weiter südlich jentseits des Pentelikón anfängt; ἐς τὴν μεσόγαιαν heisst ganz einfach: landeinwärts (den westlichen Thalarm hinauf), wie z. B. bei Thukydides I, 100. Die siegreichen griechischen Flügel wandten sich, ihrem geschlagenen Centrum zu helfen, nahmen mithin die Verfolger desselben in die Mitte, und trieben auch sie in die Flucht. Der geschlagene Feind eilte, das reiche Lager im Stiche lassend, zu seinen auf den sandigen Strand gezogenen Schiffen und gewann mit einem Verluste von nur sieben derselben schnell das hohe Meer, da die Bucht noch heute bis nahe ans Ufer für Schiffe mittlerer Grösse, wie die der Alten waren, tief genug ist.

Jetzt bleibt noch eine Hauptfrage zu beantworten übrig: In welchen der Sümpfe geriethen die fliehenden Perser? Herodotos erwähnt auffallenderweise dieses Umstandes gar nicht, sondern erst Spätere, wie Pausanias und vielleicht einige Andere. Wenn wir nun erwägen, wie sehr alle Umstände dieser Schlacht schon von Lysias an durch Redner, Dichter und Geschichtschreiber*) vergrössert und das Bewunderungswürdige derselben ins lächerlich Unglaubliche gesteigert wurde, so erscheint es als wohl denkbar, dass das Ertrinken der Perser eine, um den trefflich dazu geeigneten Sumpf mit ins Spiel zu bringen, später erfundene Fabel sei. Doch ist andererseits bei

*) Da ich den Lysias nicht zur Hand habe, verweise ich Sie nur auf Justin (II, 9), der viele Schiffe versenkt, viele genommen werden lässt und den Verlust der Perser „ohne den Schiffbruch“ (der gar nicht stattgefunden) auf 200,000 anschlägt, wie das Epigramm bei Suidas v. Ποικίλη, und auf Pausanias (IV, 25, 2), der von 10,000 Athenaiern nicht weniger als 300,000 Meder niedermetzeln lässt (vgl. Plutarch. parall. gr. et rom. p. 334 Tchn.). Vergleichen Sie damit die bescheidenen Zahlen des Herodotos.

der Nähe der Sümpfe und in der wilden Flucht eines zahlreichen Heers ein solcher Vorfall sehr möglich, und ich bin nicht gesonnen, ihn in Zweifel zu ziehen, um so weniger, da auch das Gemälde von der Schlacht in der Stoá Poikíle (Paus. I, 15, 4) Dasselbe bezeugte. Aus Pausanias' Worten (I, 32, 6) ist es nicht klar, in welchem Sumpfe er die Perser ertrinken lässt; wie es scheint, in dem grossen nördlichen. Da wir indess, nach dem Obengesagten, die Schlacht durchaus dort annehmen müssen, wo der Grabhügel der Athenaier steht, nur 3—4000 Schuh von dem kleinen Sumpfe und gegen 12,000 Schuh, fast eine halbe deutsche Meile, von dem grössern, so ist es schwer zu begreifen, wie die fliehenden Perser, selbst wenn die Linie ihrer Schiffe sich längs dem ganzen Strande der Bai ausdehnte, in jenen Sumpf rennen konnten, statt auf dem nächsten Wege längs dem Strande hinzulaufen. Ich finde es daher viel wahrscheinlicher, dass der Vorfall in dem südlichen Sumpfe statthatte, und dass gleich bei dem ersten Anlaufe der Athenaier ein Theil des persischen linken Flügels, der sich an diesen Sumpf lehnte, in denselben gesprengt wurde. Viele können der Ertrunkenen nicht gewesen sein, da Herodotos (C. 116) den ganzen Verlust der Perser nur auf ungefähr 6400 anschlägt.

Da ich Leake's Werk über die attischen Demen mir jetzt nicht wieder verschaffen kann, und ich die lange Abhandlung über die Schlacht, welche es enthält, vor einem Monate nur flüchtig gelesen habe, kann ich jetzt keine Rücksicht darauf nehmen. Jedenfalls nimmt er die griechische Schlachtordnung viel zu ausgedehnt und das persische Heer viel zu stark an und setzt, wenn ich mich erinnere, das persische Lager, oder doch einen Theil desselben, nördlich von dem grossen Sumpfe, was ein schwer zu erklärender Misgriff ist.

Bei den Bewohnern des Thales fand ich eine dunkle Sage von der alten Perserschlacht. Einst, erzählten sie mir, in der Zeit der Hellenen, kamen viele Fustanellen*) in diese Ebene.

*) Φούσταις oder φουστανέλλαις, moderne Bezeichnung der heutigen Krieger, von ihrer Tracht (dem faltigen weissen Rocke [Hemde]) hergenommen.

Die Athenaier, welche oben im Thale in τῆς γριᾶς τὸ μανδρὶ gelagert waren, griffen sie an und erschlugen ihrer so Viele, dass der Fluss von dem Blute roth gefärbt wurde. Allein es ist zweifelhaft, ob diese Sage als Tradition anzusehen ist, oder ob sie, wie in vielen ähnlichen Fällen in Griechenland, aus neuerer Zeit stammt, indem ein halbgelehrter Priester oder ein Reisender den Bauern von der Schlacht erzählte. Man darf sie daher nicht zur Basis einer Untersuchung über die Oertlichkeiten der Schlacht machen.

Am zweiten Tage unsers Aufenthalts in Marathón gingen wir nach Rhamnus, welches von dem Dorfe Béï reichlich drittehalb Stunden entfernt ist. Seine Ruinen heissen jetzt 'Εβραιόκαστρο, in der gemeinen Aussprache 'Οβριόκαστρο, woraus die albanesischen Bauern der Umgegend gar das sinnlose Αὐριόκαστρο machen. Hieraus entsteht, durch Vorsetzung des Artikels τό, Ταὐριόκαστρο, und wenn noch die Präposition εἰς hinzukommt, 'Σταὐριόκαστρο, woraus bei einigen Reisenden die ganz falschen Namen Taurókastro und Staurókastro geworden sind. Der Weg tritt, einige Minuten hinter den muthmasslichen Ruinen von Trikorythos, zwischen die Berge ein und führt, nachdem man den Engpass zurückgelegt hat, über eine Stunde lang durch ein ziemlich geräumiges Thal, welches mit Gebüsch und Gestrüpp (worunter vermuthlich auch der ῥάμνος, der dem Orte den Namen gegeben hat) bedeckt ist. An mehren Stellen finden sich Fundamente und andere Spuren früherer Wohnungen. Am nördlichen Ende des Thales stehen auf einer kleinen Erhöhung, von welcher ausgehend ein breites Ravin sich nach dem Meere hinuntersenkt, die Reste der beiden Tempel. Wir fanden sie noch ganz in dem Zustande, wie sie von frühern Besuchern beschrieben sind, da glücklicher Weise keine Wohnung, kein Kalkofen in der Nähe ist, der ihnen Untergang drohen könnte. Das dichte Gebüsch, welches einen Theil des Trümmerhaufens überwachsen hat, lässt hoffen, dass durch Reinigung des Platzes und Nachgrabungen hier noch Ausbeute zu gewinnen ist. Die Bewohner der Umgegend nennen diese Ruinen die Königstochter (βασιλοποῦλα); aber vergebens forschte ich nach einer Sage zur Erklärung dieses Namens.

Das ebenerwähnte Ravin erweitert sich unten am Strande des Meers zu einer kleinen niedrigen Ebene, aus welcher sich ein isolirter, fast runder, gegen 100 Schuh hoher Berg erhebt, der von Westen her zugänglich ist, gegen Norden, Osten und Süden aber grösstentheils steile Felswände hat. Er ist an seinem Fusse auf der Westseite und auf den übrigen Stellen überall, wo die Felswände eine zugängliche Stelle lassen, mit Befestigungsmauern aus weissem Marmor umgeben, von derselben Construction, wie die Platform, welche die Reste der Tempel trägt. Die Schichten der Mauer sind gradlinig, horizontal, die verticalen Seiten der Steine aber polygon. Die Mauern sind im Ganzen sehr wohl erhalten und gewähren mit dem grünen Gebüsch, mit welchem sie oben bewachsen sind, mit dem Meere und den hohen Gebirgen Euboias im Hintergrunde einen höchst malerischen Anblick. Ein einziges Thor führt von Westen her (von der Landseite) auf den Hügel, dessen höchste Spitze noch Mauerreste von einer besondern Akropolis zeigt. Der westliche sanfte Abhang des Hügels ist mit Bruchstücken von Thonziegeln, Scherben alter Gefässe u. s. w. bedeckt; ein Beweis, dass der Demos selbst, oder wenigstens ein beträchtlicher Theil desselben, innerhalb der Festungsmauern stand. Von einer Verbindungsmauer zwischen den Tempeln und der Festung, von welcher Leake spricht, fand ich keine Spur, und ich vermuthe, dass er die Reste einiger Gräber aus Quadern, welche auf der Senkung des Hügelrückens zwischen den Tempeln und dem befestigten Demos stehen, für Reste einer solchen Mauer angesehen hat, deren Nutzen überdies, sobald sie nicht doppelt war, wie die langen Mauern des Peiräeus, nicht wohl einzusehen ist.

Bei unserer Rückkehr von Obriókastro nach Béï war es schon Abend, und wir mussten daher noch eine Nacht in unserer elenden Herberge schlafen, die Füsse, da es sehr kalt war, gegen ein hellloderndes Feuer in der Mitte derselben gekehrt, das Jeder, der einen Augenblick erwachte, durch Hinzulegen einiger Scheite nährte. Am folgenden Morgen brach ich mit dem Engländer und seinem Diener nach Athen auf; Forchhammer, der noch nicht, wie wir, die ganze Ebene gesehen

hatte, blieb mit einem Maulthierthreiber zurück. Da wir vergessen hatten, uns mit Lichtern zu versehen und im Dorfe keine auftreiben konnten, mussten wir auf einen Besuch der engen und dunkeln Panshöhle verzichten; ohnehin geneigt, bei milderer Witterung wieder nach Marathón und Rhamnus zurückzukehren. Arglos, ohne die mindeste Furcht vor Räubern, zogen wir durch die oben beschriebene einsame Gebirgsgegend hin, als plötzlich in einem engen Hohlwege, nicht weit vor Stamáta ein Schuss uns vorüberpfiff, und vor und hinter uns sich das Geschrei erhob: *κατέβα, κάτω, τἄρματα κάτω* (vom Pferde! herunter! die Waffen weg!). Wir waren Drei, denn auf die beiden Maulthiertreiber, von denen der eine ein Knabe war, war gar nicht zu rechnen, unsere wenigen Waffen nicht einmal alle geladen, und die Angreifenden waren fünf Kerle mit berussten und verhüllten Gesichtern, jeder mit einer Flinte, zwei Pistolen und einem Yatagan bewaffnet. Nach kurzer Berathung ergaben wir uns, da die fünf auf uns gerichteten Gewehre bei jedem Versuch zum Widerstande den Tod drohten. Wir wurden mit grosser Schonung ausgeplündert und mussten sehr froh sein, dass man uns erlaubte, weiter zu reisen, statt uns ins Gebirge zu schleppen, um ein Lösegeld zu erpressen, wie erst vor sechs Monaten einem wohlhabenden Athenaier geschehen war. Nach dieser Erfahrung gaben wir es für den Tag auf, die Marmorbrüche von Pentele zu besuchen, und eilten, nach Athen zu kommen, wo Forchhammer am folgenden Tage wohlbehalten eintraf. Der schlimmste Verlust ist der Verlust an Vertrauen, an gutem Muth zum Weiterreisen.

3. Februar.

Das Schneegestöber hielt fast drei Tage und Nächte bis zum Morgen des 25. Januar an; auf den Gebirgen fiel der Schnee so hoch, dass die Pässe nach Boiotien mehre Tage lang versperrt waren. Die Kälte stieg an zwei Abenden bis auf 5¼ Gr. Réaumur. Nach der Versicherung der ältesten Leute hat man nie eine solche Kälte erlebt. Die Citronen- und Orangenbäume haben sehr gelitten; die Weinstöcke sind grösstentheils durch den

Schnee geschützt worden. Seit 1813 ist nicht so viel Schnee gefallen: „seitdem“, wie ein alter albanesischer Soldat sich ausdrückte, „der grosse König von Frangistán seine Heere in Russland verlor“. Jetzt haben wir seit acht Tagen Thauwetter, aber fortwährend viel Regen.

Zur Verfolgung unserer Räuber haben wir in diesem desorganisirten Lande kein Mittel, obgleich wir starko Verdachtsgründe gegen einige Soldaten und Bauern in Marathón haben. Die Türken sind zu schwach an Mannschaft; wenn sie sich hinauswagten, würde sich die ganze Soldatenbande gegen sie vereinigen. Als ich vor einigen Tagen meinen Freund, den Eïb-Effendi Delibaschi (den Sie schon kennen)*), besuchte, konnte er sich eines kleinen Triumphes nicht erwehren. „Da hast du's“, sagte er; „vor der Revolution schrieben die Griechen in allen Zeitungen Europas: die Türken sind Menschenfresser, der Sultan ist ein Tyrann! Jetzt haben sie ihr Syntagma (Constitution), und jetzt begehen sie solche Dinge, und ihre Generale, die den Namen eines Soldaten schänden, dulden die Ausschweifungen ihrer Soldaten. Das ist die Freiheit, die sie gewollt haben.“ Er sprach sich ganz in Eifer, und ich konnte ihn nur besänftigen, als ich mit ihm die Mittel berieth, seine wilden Landsleute, die Bergvölker Kurdistans, zu civilisiren. Denn Delibaschi ist, mit aller seiner ritterlichen Treue für seinen Herrn, den Padischah, ohne es selbst recht zu wissen, ein kleiner Revolutionnär. Obgleich er nicht wieder unter seinem Volke zu leben wünscht, nachdem er, wie er sagt, den Umgang aufgeklärter Leute schätzen gelernt hat, beschäftigt er sich doch viel mit der Zukunft seiner Kurden. Er hat sich durch Gespräche mit Europäern, die er sehr schätzt, eine Art Begriff von gesetzlicher Freiheit erworben und sinnt darauf, wie seine Landsleute zu Freiheit, Selbständigkeit und Civilisation erzogen werden könnten. Der vorbereitende Zustand dazu sei, meint er mit richtigem Scharfblick, eine Militairdespotie unter einem Manne aus der Mitte des kurdischen Volkes;

*) Vgl. über ihn Michaud Corresp. d'Orient V. I. p. 153.

aber seine Entwürfe scheitern an der Schwierigkeit, eine solche zu begründen. Ich höre ihn gern so phantasiren; denn wenn erst solche Ideen in den Köpfen der Asiaten sich zu regen beginnen, so eröffnet sich den Fortschritten der Humanität ein weites Feld.

Zu unserer Beraubungsgeschichte hat sich schon ein Seitenstück gefunden. Drei Reisende (zwei Engländer und ein Holsteiner), welche vorgestern in Gesellschaft mehrer Griechen von Theben kamen, wurden in der Gegend von Oropos von elf tapfern Pallikaren nicht allein, wie wir, ausgeplündert, sondern obendrein, aus blossem Muthwillen, mit Stössen und Schlägen arg gemishandelt. Nach Dem, was sie berichten, was ich selbst aus dem Munde der sogenannten Soldaten gehört habe und was man von allen Seiten erfährt, nehmen die Militairchefs und ihre bewaffneten Banden eine höcht drohende Stellung an und haben die ziemlich offen eingestandene Absicht, grosse Zugeständnisse vom Könige zu ertrotzen, im Falle der Verweigerung aber seiner Autorität sich zu widersetzen. Ich glaube, wir werden seltsame Dinge erleben. Doch wird der offene Widerstand, wenn es dazu kommt, es der Regierung nur erleichtern, das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Inzwischen ist der König vor einigen Tagen in Navplion eingetroffen, man hat uns Athenaier aber noch nicht gewürdigt, einen Courier zu schicken, und wir wissen daher noch nichts Näheres. Vielleicht gehe ich bald auf einige Tage nach Navplion, um die Sachen mehr in der Nähe zu sehen, und in diesem Falle schreibe ich Ihnen wieder.

VI.*)

Prónoia (Vorstadt von Navplion), 16./4. Februar 1833.

Aus der Ueberschrift des Briefes sehen Sie, dass ich meinen Vorsatz, nach Navplion zu gehen, ausgeführt habe. Nach

*) Blätter für literarische Unterhaltung 1833 N. 160. 161.

mehrtägigen Kämpfen mit dem Hausbesitzer habe ich es soeben dahin gebracht, meine schlechte Kammer durch Erwerbung eines Tisches und eines Stuhles etwas wohnlicher zu machen, und erst jetzt kann ich an die Lösung meines Wortes denken, Ihnen von hier aus zu schreiben.

Vor meiner Abreise aus Athen erlebte ich noch eine Volksversammlung (συνέλευσις) zur Wahl neuer Demogeronten und einer Deputation an den König. Auf einem Rasenplatze vor einer Kirche mitten in der Stadt hatten sich gegen 300 Bürger versammelt, die sogenannten Archonten (die Plutokraten, deren Ansehen noch aus der türkischen Zeit stammt) in der Mitte stehend und kauernd, um sie her die geringern Bürger. Nachdem vorläufig die Frage, ob die Schutzbürger (πάροικοι, die Haus- und Grundeigenthümer, welche aus andern Theilen Griechenlands und aus Europa eingewandert sind) mitzustimmen hätten, verneinend, und die Frage, ob sie und andere Fremde den Verhandlungen zuhören dürften, bejahend entschieden worden war, schritt man zu den Geschäften. Durch den Ruf: χάμου, χάμου! ermahnte man sich gegenseitig, sich auf den Rasen zu lagern, damit der jedesmalige Redner oder vielmehr der Sprechende, in der Mitte stehend, von Allen gesehen und gehört werden könne. Dann sprach ein Bürger den Eid vor, den alle Stimmberechtigten schworen: dass sie nicht durch Verwandtschaft, noch durch Bestechung, noch durch andere verwerfliche Gründe sich bei der Abgabe ihrer Stimme wollten lenken lassen, sondern einzig durch Rücksicht auf das gemeine Beste (τὸ κοινὸν συμφέρον). Die Archonten schlugen hierauf nacheinander acht bis zehn Namen als Candidaten vor, aus denen drei Demogeronten gewählt werden sollten, und das Volk genehmigte jeden Namen entweder durch den Ruf: καλός! τίμιος! ἄξιος! oder verwarf ihn durch ein wiederholtes ὄχι! ὄχι! In zweifelhaften Fällen entschied man durch Erhebung der Hände. Aber schon bei diesem Geschäfte entstand Zwiespalt, und einige der Archonten mit ihren Anhängern, welche die Aufnahme ihrer Candidaten in die Liste nicht hatten durchsetzen können, zogen sich unzufrieden zurück. Der Rest der Versammlung einigte sich indess über die Candidaten-

liste und schritt zur Wahl. Auch diese geschah vor der Revolution durch blosse Acclamation; in den letztern Jahren hat man den alten Gebrauch der Abstimmung durch Bohnen (φασεύλια) wieder beliebt. Statt der Urnen dienten gewöhnliche Gläser, die man mit einem durchlöcherten Blatt Papier mit dem Namen eines der Candidaten bedeckte. Diese wurden in der Kirche auf einen Tisch gestellt, den drei Geistliche umgaben, um auf gute Ordnung bei der Abstimmung zu sehen. Alle Bürger gingen nacheinander in die Kirche, gaben an der Thür ihren Namen zu Protokoll und empfingen drei Bohnen, welche sie in drei der dort aufgestellten Gläser warfen. Diese wurden darauf geöffnet und die Bohnen jedes Candidaten gezählt; die relative Mehrheit gab schon die Entscheidung. Mittlerweile war es Nachmittag geworden und die Versammlung auf weniger als ein Viertheil ihrer ursprünglichen Zahl zusammengeschmolzen, welcher Rest schliesslich durch blosse Acclamation sieben Deputirte an den König und die Regentschaft ernannte.

Die Unfreundlichkeit und selbst Ungerechtigkeit, die Pároiken, welche grade in Athen der wohlhabendere und im Ganzen gebildetere Theil der Einwohner sind, von der Theilnahme an Geschäften der obigen Art auszuschliessen, darf Sie bei den Athenaiern nicht befremden. Es ist ein alter Fehler des griechischen Volkes, der sich in hohem Grade auf die heutige Generation vererbt hat, dass jeder die kleine Geburtsstadt und ihre Interessen den Nachbarstädten, die Provinz, in der er geboren ist, dem gemeinsamen Vaterlande entgegen und nur zu oft über dasselbe stellt. So war im Freiheitskriege bisweilen der Peloponnes geneigt, den Continent, und dieser, den Peloponnes im Stiche zu lassen; so standen sich im verflossenen Jahre bei mehren Fragen die drei grossen Sectionen (τμήματα) Griechenlands: der Peloponnes, der Continent und die Inseln, eifersüchtig gegenüber; so hört man jetzt zuweilen den Athenaier behaupten, dass er der gemeinen Sache grössere Opfer gebracht habe als der Hydriot, und dass es eine Ungerechtigkeit sei, wenn dieser, dem mehr Wohlstand geblieben, in Attika die Ländereien an sich kaufe, auf welche

der verarmte Athenaier doch durch seine Geburt das erste Recht habe, und welche er nur nicht zu bezahlen im Stande sei. Er rächt sich dafür an jenen Einwanderern dadurch, dass er sie bisher vom attischen Bürgerrechte ausschliesst. Doch genug hiervon. Uebrigens war es zu erwarten, dass die Wahl der Deputirten, weil sie, wenn auch in gesetzlicher Versammlung, doch durch eine Minorität geschehen war, von der Gegenpartei nicht würde anerkannt werden; und wirklich kam es am folgenden Tage schon zwischen zwei Archonten zu Thätlichkeiten. Wir verzichteten deshalb darauf, mit der Deputation zu reisen; und da sich ohnehin eine kleine Reisegesellschaft zusammengefunden hatte, gingen wir nach dem Peiräeus hinunter, und schifften uns am 9. Februar gegen Mitternacht auf einem Kaïki ein.

Am folgenden Morgen kurz nach Sonnenaufgang landeten wir auf Aigina, wo wir, um die Quarantaine zu vermeiden, unsere Pässe aus Athen gegen andere umtauschen mussten. Aber hier war Alles Freude und Jubel; man feierte die Ankunft des Königs; alle Häuser waren mit Oel- und Lorberzweigen geschmückt, Jedermann trug solche Zweige in den Händen oder am Hute, und wir mussten uns darein ergeben, unsere Pässe erst am Abende zu erhalten und den Tag über dem Tedeum und der Mittagstafel beim Gouverneur beizuwohnen und Abends den Tänzen der Taktiker und des Volkes auf dem erleuchteten Marktplatze am Hafen zuzusehen. Die vielversprechende Proclamation, die Sie aus den Zeitungen werden kennen gelernt haben, kam uns hier zuerst entgegen und hatte auf alle Bewohner Aiginas, die wenigen Kapodistrianer ausgenommen, den günstigsten Eindruck gemacht. Die Stelle: „an die Stelle der Willkürherrschaft ist die Anarchie getreten“, erregte allgemeine Freude. Entweder, sagte man, ist mit dem Despotismus die Präsidentenherrschaft gemeint, deren Verwerflichkeit grade die Bewohner Aiginas recht haben kennen lernen, und in diesem Falle liessen sich die Constitutionellen die Bezeichnung des letzverflossenen Jahres durch das Wort Anarchie gern gefallen; oder die Willkürherrschaft geht auf die Türken, und dann ist ja die Regierung der Ka-

podistrianer in der Anarchie miteinbegriffen. Freilich vermisst man ungern in der Proclamation das Wort Constitution; aber man baut auf die allgemeinen Versprechungen und auf den freisinnigen Charakter der Mitglieder der Regentschaft, vorzüglich des Grafen Armansperg, und die Einsichtsvollern bescheiden sich selbst, dass eine unmittelbare Zusammenrufung der Nationalversammlung, so lange die Ruhe im Innern noch nicht gesichert und namentlich der verderbliche Einfluss der Soldatenhäuptlinge in den Provinzen auf die Wahlen nicht gehemmt ist, nur zu unerwünschten Resultaten führen könne. Und darin haben sie für den Augenblick gewiss Recht. Nicht weniger Freude hatte die Nachricht erregt, dass weder der König noch die Regentschaft den Senat, dessen Widerstand und Machinationen (wobei er selbst freilich nur ein Werkzeug in fremden Händen war) zum grossen Theile die Uebel des verflossenen Jahres zuzuschreiben sind, haben empfangen wollen, und ich sah darüber nicht weniger schadenfrohe Gesichter als im vorigen Jahre in Napoli bei der — vergeblichen — Auflösung des Senats durch die Nationalversammlung.

Um Mitternacht segelten wir wieder von Aigina ab und erreichten am folgenden Morgen Piáda, an der Küste von Argolis, etwa eine Stunde nördlich von Epídavros. Hohe schroffe Felsen laufen hier ins Meer aus und schliessen eine kleine niedrige Ebene ein, die mit blühenden Mandel- und Oelbäumen und Weingärten bedeckt ist. Auf der Nordseite fliesst ein starker Bach salzigen Wassers ins Meer, der etwa 500 Schritte weiter hinauf unter den Felsen hervortritt; auf der Südseite ein Bächlein frischen süssen Wassers, das von dem Dorfe herunterkommt. Das letztere (ἡ Πιάδα*)) liegt am innern Ende des Thales, 20 Minuten von der Küste, an einem steilen, fast ganz isolirten Felsen klebend, dessen Gipfel die Ruinen einer Burg aus dem Mittelalter oder aus den venetianischen Zeiten

*) Woher dieser Name? hiess vielleicht die Gegend ἡ Ἀσκληπιάς und ist daraus die moderne Nominativsform ἡ Ἀσκληπιάδα und aus dieser durch Wegwerfung der beiden ersten Silben Πιάδα geworden? Aber das heutige Dorf liegt gegen zwei Stunden vom Hierón entfernt.

krönen. Ich habe in Griechenland noch nichts so Malerisches gesehen als die Ansicht dieses zauberisch lieblichen Thales von der Meeresküste aus, wo das Dorf mit der alten Burg den Hintergrund schliesst. Piáda hat über 130 Häuser; die Einwohner, welche vlachischen Ursprungs zu sein glauben, reden griechisch. Auch sie waren voll Freude über die Ankunft des Königs; um so mehr, da sie erst kürzlich von einem Besuche des Generals Kriezotis und seiner Pallikaren zu leiden gehabt hatten. Von Alterthümern sahen wir im Dorfe nur eine kleine, sehr hübsch verzierte Säulenbasis; vermuthlich findet sich Mehres, allein die Eile der Durchreise, da wir noch selbigen Tages Navplion zu erreichen wünschten, erlaubte uns nicht einmal, die Ruinen der alten Burg zu ersteigen.

Der Weg von Piáda nach Navplion lässt Epídavros (beim Volke jetzt allgemein τὰ 'Επίδαυρα*)) und das Hierón (noch jetzt vom Volke so genannt, doch lautet es in der schlechten Aussprache wie Jeró) zur Linken; das ziemlich hohe Gebirge von Chali (von einem heutigen Orte an seinem Fusse so genannt), das alte Arachnaion, bleibt zur Rechten. Die Gegend würde ziemlich hübsch sein, wenn es ihr nicht an Abwechselung und Leben gebräche. Die Berge sind im Allgemeinen niedrig, mit Gebüsch und einzelnen Bäumen bewachsen; in der Nähe von Navplion werden sie fast ganz kahl. Das Erdreich in den Thälern scheint mir durchgehends fruchtbarer zu sein als in Attika. Ungefähr auf der Mitte des Weges liegt links am Rande eines Thales das Dorf Ligurió; rechts demselben gegenüber sind Trümmerhaufen aus Quadern, mit einigen Mauerresten von kyklopischer Bauart, und in einer dabei stehenden Kirche drei ionische Säulen mit ihren Kapitälen, doch nicht mehr am Platze stehend. Vielleicht die alte Lessa? Wir waren genöthigt, noch drei Stunden von Navplion in einem einzelnen elenden Hause bei einem ärmlichen Verwandten des berüchtigten (einst berühmten) Kolokotronis zu übernachten, und legten den Rest des Weges am folgenden Morgen vor

*) Entstand das *neutr. plur.* vielleicht aus dem dorischen Artikel τὰν 'Επίδαυρον?

Tagesanbruch im Mondschein zurück. Da die Stadt gegenwärtig mit Menschen überfüllt ist, so waren wir froh, in Prónoia ein Unterkommen zu finden.

Prónoia ist die unter dem Präsidenten neu angelegte Vorstadt von Navplion, zwischen dem Fusse des Palamidis und dem Meere, nur 5—6 Minuten von dem einzigen Landthore der Stadt entfernt. Die letztere liegt auf einem engen, abschüssigen Raume am nördlichen Fusse der Citadelle Itsch-Kalé. Das Meer und der Fels von Itsch-Kalé machen auf drei Seiten jede Erweiterung der Stadt unmöglich; sie könnte sich nur gegen Prónoia hin vergrössern, wenn man die Festungswerke auf dieser Seite weiter ausdehnen wollte, wodurch aber, glaube ich, die Festung an Stärke verlieren würde. Dieser Umstand und die schlechte Luft, welche Navplion seiner eingeengten Lage am Ufer eines in Sümpfe auslaufenden Meerbusens verdankt, lassen glücklicherweise den Gedanken gar nicht aufkommen, die bleibende Hauptstadt (πρωτεύουσα) und Residenz (καθέδρα) des Königs daraus zu machen. Indess wird sie provisorisch dies wol ziemlich lange, wenigstens auf ein Jahr bleiben müssen. (Da die Stadt in der nächsten Zeit viel genannt werden dürfte, so bemerke ich über ihre Namen, dass sie vor der Revolution, wie noch jetzt beim Volke, allgemein τὸ Ἀνάπλι hiess, dass man später der Stadt den, so weit ich sehe, bei den Alten gar nicht vorkommenden Namen τὸ Ναύπλιον gab, und den eigentlichen alten Namen, ἡ Ναυπλία, misbräuchlich auf den zu ihr gehörigen Verwaltungsbezirk, das südöstliche Argolis, anwandte.)

Der König, den wir bei unserer Abreise aus Athen längst ausgeschifft glaubten, hatte erst am 6 Febr. seinen feierlichen Einzug gehalten, und wir hatten Grund, zu bedauern, nicht einige Tage früher abgereist zu sein, um Zeuge davon zu sein, da über die aufrichtige Herzlichkeit des Empfanges nur Eine Stimme war. Gegen 50,000 Menschen, für das entvölkerte Griechenland sehr viel, waren versammelt gewesen, theils in der Ebene zu beiden Seiten des Weges, theils auf den umgebenden Höhen; als der König, welcher ungefähr Tirynth gegenüber gelandet war, das Pferd bestieg, um umgeben von

der Regentschaft in Navplion einzureiten, drängten sich mehre Hundert junge Leute um ihn, schnitten ihn von der Regentschaft ab und begleiteten ihn unter fortwährendem Jubel ans Thor. Vor diesem war ein geschmackvoller Triumphbogen errichtet worden, den man bis jetzt hat stehen lassen, mit sinnig gewählten Inschriften aus dem Homer; unter dem Namenszuge des Königs: Ἀμφότερον, βασιλεύς τ' ἀγαθὸς, κρατερός τ' αἰχμητής; in dem der Regentschaft gewidmeten Felde: Οἷς λαοί τ' ἐπιτετράφαται καὶ τόσσα μέμηλε, und unter dem „Es lebe Griechenland“: Πλεῖστ' ἔρξαν τ' ἔπαθόν τε καὶ πλεῖστ' ἐμόγησαν Ἀχαιοί, endlich über dem Stadtthor selbst der Vers des Tragikers: Σὺ δ' ἀσφαλέως κυβερνᾷς ἄστεα λαῶν. Das dabei angebrachte Wappen des neuen Königthums ist ein aufrechtes weisses Kreuz im blauen Felde, von zwei Löwen gehalten, mit dem bairischen Schilde in der Mitte. Am Abende war der König incognito ausgegangen, um die Erleuchtung zu sehen, aber von der Menge erkannt und unter dem Rufe: ζήτω ὁ βασιλεύς!“ so dicht umdrängt worden, dass er nicht vom Flecke kommen konnte. „Er lebe! er lebe!“ rief der junge König ungeduldig mit; „aber lasst ihn doch nur durch!“ und jubelnd machte man dem Scherzenden Platz. Es mag Ihnen neu vorkommen, aus dem alten Griechenlande solche moderne Hofanekdötchen zu hören; aber ein Reisender giebt die Dinge, die er findet und wie er sie findet. Uebrigens ist bis jetzt Alles von dem jungen Könige, von seinem Geiste, seinen Kenntnissen, seiner Liebenswürdigkeit und seiner würdevollen Haltung berauscht, und ich bin überzeugt, mit Recht, da auch die erfahrenen und besonnenen Leute Griechenland glücklich preisen, einen so hoffnungsvollen Prinzen an seine Spitze gestellt zu sehen.

Der Satiriker Alexandros Sutzos hat den König in einer Epistel bewillkommnet, die nicht ohne poetisches Verdienst ist; die wenigen ihr beigemischten satirischen Züge richten sich gegen einige der bisherigen Machthaber. Zum grossen Wohlgefallen des Volkes sind die ehemaligen Werkzeuge der Kapodistrianer, bisher wenigsten, mit der verdienten Zurücksetzung behandelt worden. Dass die Gerusia nicht empfangen wurde,

habe ich schon oben erzählt; dasselbe ist den Generalen Kolokotronis und dem in den letzten Monaten von der Sache der Constitutionellen abgefallenen Kriezotis widerfahren. In ihren mit Gold gestickten Purpurgewändern, an denen die Thränen der Beraubten kleben, prunken sie jetzt in den Gassen umher und suchen vergebens Blicke der Gnade auf sich zu ziehen, während zahllose Beschwerdeschriften über die namentlich von Kolokotronis verübten Gewaltthätigkeiten, die schon von den Küsten des Peloponneses aus dem vorüberschiffenden Monarchen zugestellt wurden, ins Deutsche übersetzt werden, um, wie es verlautet, zur Basis einer Untersuchung seines Verhaltens zu dienen. Nur der Admiral einer der drei Mächte fährt fort, dem tapfern Klephten feierliche Besuche abzustatten; aber hoffentlich ist für Griechenland die Zeit gekommen, sich dem beweinenswerthen Einflusse dieser Macht zu entziehen.

24. Februar.

Gestern gab die Stadt dem Könige einen Ball, der nach den Umständen glänzend und als Vereinigung fast aller ausgezeichneten Männer, die jetzt in Griechenland leben, sehr interessant war. Als Ballsaal diente eine türkische Moschee, die seit der Revolution schon sehr verschiedenartige Bestimmungen gehabt hat, indem sie abwechselnd Staatsgefägniss, Sitzungshaus des Congresses, Hospital, Caserne und Ballsaal war. Man hatte sie recht artig geschmückt, und die Direction erwarb sich das Verdienst, trotz dem grossen Zudrange von Menschen die grösste Ordnung aufrecht zu erhalten. Der König wurde bei seinem Erscheinen mit lautem, herzlichem ζήτω ὁ βασιλεύς! und stürmischem Händeklatschen empfangen; europäische Hofsitte ist schon insoweit durchgedrungen, dass die meisten der griechisch gekleideten Herren bei dem Eintritte des Monarchen ihre Häupter entblössten, und einzelne Widerstrebende durch den halblauten Zuruf: τὰ φέσια κάτω! sich auch bewegen liessen, ihre Fessis herunterzunehmen. Die rumeliotischen Kapitanis, welche fast alle die vordere Hälfte des Hauptes kahl geschoren haben und das Haar des Hinterhauptes lang wachsen lassen, gewannen freilich ein etwas selt-

sames Ansehen, als ihnen das Haar jetzt in langen Zöpfen oder Locken den Rücken hinunterwallte, und die meisten bedeckten sich schon nach einigen Minuten wieder. Auch Kolokotronis, Kalergis und andere Häupter der Rebellen des letztverflossenen Jahres, die inzwischen vom Könige, jedoch nicht auf die gnädigste Weise empfangen worden sind, waren zugegen, und so sah man bisweilen Gruppen, aus den heterogensten Elementen zusammengesetzt, Männer, die noch vor Kurzem gegeneinander gekämpft hatten, friedlich nebeneinander, ohne dass ein anderer Friede zwischen ihnen geschlossen worden wäre, als den die Gegenwart des Königs mit sich brachte: Kolettis und Kolokotronis, die Admiräle Miavlis und Ricord, die französischen Generale und die Anstifter des neulichen Blutvergiessens in Argos. Zum Tanzen war während der ersten Stunden wenig Platz, da mehr als 800 Menschen in den engen Raum zusammengeströmt waren. Indess führten einige rumeliotische Kapitanis in ihrer reichen malerischen Tracht verschiedene Nationaltänze mit grosser Gewandtheit und Sicherheit auf, die mit verdientem Beifallsgeklatsche aufgenommen wurden. Um Mitternacht zog sich der König zurück, und ein paar Stunden später löste sich der ganze Ball auf, das erste königliche Fest in der jungen Hauptstadt, das dennoch an Anstand und Schicklichkeit nichts zu wünschen übrig liess.

Navplion, 2. März.

Vorherrschende westliche Winde führen uns fast täglich von den hohen, noch mit Schnee bedeckten Gebirgen Arkadiens Regenwolken zu, sodass es fast unmöglich ist, Excursionen zu machen. Doch habe ich vorgestern zwei ziemlich trockene Tage gefunden, um einen Besuch in Argos zu machen. Es führt dahin eine neue, unter Kapodistrias angelegte Strasse, die aber, obgleich sie dem Staate eine beträchtliche Summe gekostet hat, erst bis ein wenig jenseit Tiryns chaussirt ist. Die Entfernung beträgt für einen rüstigen Fussgänger etwa 2½ Stunden. Der Hain mit dem Heiligthum des Heroen Argos den Kleomenes verbrannte (Herodot 6, 80), muss in dieser Richtung gelegen haben. Jetzt findet sich am Wege, Tiryns

ausgenommen, nichts von alten Resten. Ein Viertelstündchen von Argos durchschneidet das Bett des Inachos die Strasse.

Das heutige Argos besteht nach den Verheerungen des Krieges fast nur aus schlechten Hütten, zwischen denen sich erst einzelne ansehnlichere Häuser erheben. Es liegt genau auf der Stelle des alten, auf einer völlig ebenen Fläche (ἐν χωρίοις ἐπιπέδοις, wie Strabon sagt), am Fusse zweier felsigen Hügel, die auf Müller's Karte wieder ganz falsch auf die Nordseite der Stadt gesetzt sind. Vielmehr liegt der höchste derselben, die Lárissa, auf der Südwestseite der Stadt; der kleinere, mit dem vorigen durch einen niedrigen Erdrücken (δειράς) verbunden, über welchen die Strasse nach Arkadien führt, auf der Westseite derselben. Nach Süden hängen sie mit andern Gebirgen zusammen; gegen Westen, Norden und Osten umgiebt sie die argeiische Ebene. Ihre Lage gegeneinander bildet einen stumpfen Winkel, in welchen sich die Stadt Argos hineinschiebt, während sie gegen Nordost und Osten von einem trockenen, mit Kieseln gefüllten Flussbett (des Charadros) umgrenzt wird. Die Richtung der alten Stadtmauer lässt sich auf der Bergseite noch recht wohl verfolgen. Ihre Reste, theils kyklopisch, theils gemauert (kleine Steine, durch ein Gemisch von Kalk und Erde verbunden)*), ziehen sich am südöstlichen Abhange des Burgfelsens hinauf und westlich um die Burg herum, deren neuere Aussenwerke auf dieser Seite zum Theil auf den alten Fundamenten ruhen; dann wenden sie sich nördlich durch das oben erwähnte Ravin und ziehen sich wieder am westlichen Rande des zweiten kleinern Hügels aufwärts. Hier sind die von der Mauer übrig gebliebenen Steine freilich in den letztverflossenen Jahren weggeführt und zum Häuserbau verwandt worden; aber die durch Ausgrabung derselben entstandenen Vertiefungen bezeichnen noch ihre

*) Einige Stücke der Mauer zeigen ihre Bauart noch sehr deutlich. Das beschriebene Gemäuer bildete den Kern derselben, und ihre Aussenseite war mit polygonen, kyklopisch zusammengefügten Steinen bekleidet. Diese Probestücke finden sich aber an der Südostseite des Berges.

Richtung. Auf dem Gipfel dieses Hügels sind noch Reste von Fundamenten aus rechtwinklicht behauenen Quadern kenntlich, die indess einem andern Gebäude angehört zu haben scheinen. Weiter konnte ich die Spuren der Mauer nicht verfolgen; allein ihre Richtung auf der Ostseite der Stadt dürfte durch das Flussbett, das seinen Lauf schwerlich bedeutend verändert haben wird, ziemlich genau bestimmt sein.

Alle übrigen alten Reste, einige wenige durch die Stadt hin zerstreute Inschriften und Bruchstücke von Sculpturen oder architektonischen Gegenständen ausgenommen, finden sich auf dem Burgfelsen und am Fusse desselben. Die heutige Burg oder Citadelle, ein venetianisches Werk, besteht aus einer doppelten Mauer. Das innere Fort ruht auf der Nord- und Westseite fast ganz auf alten kyklopischen Mauern, die vielleicht das Vollkommenste sind, was in dieser Bauart geleistet worden ist. Die Steine sind nach Aussen glatt behauen und die Mauern daher ganz senkrecht. Die Zusammenfügung ist so vortrefflich, dass man keine Messerklinge in die Fugen bringen kann, und dass ungeachtet ihres Alters und der ungeheuern, auf ihnen ruhenden Last auch nicht Ein Stein ausgewichen ist. Ein Theil dieser Mauern hat oben eine Art Sims und sieht überhaupt nicht Festungsmauern gleich. Bildeten sie vielleicht die Substructionen zum Tempel des Zeus oder der Athene? Von diesen Tempeln müssen die Venetianer noch Reste gefunden haben, denn in einer Stelle der östlichen äussern Mauer sind eine Menge cannelirter Säulentambours aus einem braungelben, stark verwitterten Steine eingemauert. Sie scheinen dorisch gewesen zu sein; doch konnte ich weder ein Kapital noch andere Bruchstücke finden. Von den übrigen Heiligthümern, die nach Pausanias am Abhange des Berges waren, sind keine Spuren vorhanden. Doch muss der Tempel des Apollon Deiradiotes (Paus. II, 24, 1) und der Platz, welcher Deirás (Δειράς) hiess, unweit des Engpasses zwischen den beiden Bergen gewesen sein, weil das hier gelegene Thor (durch welches nämlich der Weg nach Mantinea führte, Paus. II, 25, 1) ebenfalls πρὸς τῇ Δειράδι hiess.

Am nordöstlichen Fusse des Burgfelsens, mit welchem er

an die Stadt stösst, ist der bedeutendste Punkt das Theater, dessen in den Felsen gehauene Sitzreihen (70 übereinander) zu Gunsten der vor einigen Jahren in Argos gehaltenen Nationalversammlung grösstentheils von der sie bedeckenden Erde gereinigt sind. Westlich von demselben, gegen das deiradische Thor hin, ist ebenfalls am Fusse des Berges eine rechtwinklige Substruction von kyklopischer Bauart, deren eine Seite sich an den Berg lehnt; auf zweien der Steine sind rohe, fast ganz unkenntlich gewordene Basreliefs eingehauen und unter ihnen nur zum Theil lesbare Inschriften.*) Aehnliche Basreliefs fand ich an dieser Seite des Berges an dreien Stellen in den natürlichen, mit weniger Sorgfalt dazu geglätteten Felsen. Vermuthlich bezeichnen sie die Stellen von Gräbern. Die durch jenen kyklopischen Unterbau gebildete Platform endet auf der Seite des Berges mit einer in den Felsen gehauenen Kammer, deren Hinterwand eine halbrunde Nische hat. Die Kammer war mit einem Gewölbe aus gebrannten Steinen überdeckt, von dem noch Reste vorhanden sind. Ueber die Nische geht eine Wasserleitung hin, also vermuthlich eine Fontaine. Nur will der grosse Unterbau zu einem so einfachen Zwecke nicht recht passen, und die erste Bestimmung des Ganzen dürfte also doch eine andere gewesen sein. Veilleicht haben wir hier eins der von Pausanias zunächst vor dem Theater genannten Heiligthümer zu suchen.

Gleich östlich vom Theater ist eine Ruine eines alten Gebäudes aus gebrannten Steinen, und der ganze Platz vor derselben bildet durch Fundamente und unterirdische gewölbte Gänge eine künstliche Erhöhung. Noch etwas weiter östlich sind am Fusse des Berges wieder in den Felsen gehauene Sitzreihen, nur etwa 20 übereinander, aber statt eines Halbkreises beschreiben sie fast grade Linien und sind nur von Einem Cuneus durchschnitten. Doch macht eine künstliche Platform vor ihnen, die für eine Bühne gelten kann, es denk-

---

*) Durch einen seltsamen Irrthum hält Gell (*Itin. of the Morea* S. 166) diesen Unterbau für einen Theil der Befestigungsmauern der Larissa.

bar, dass hier eine Art von kleinem Theater war. Ein paar andere geringfügige Reste aus gebrannten Steinen, welche antik scheinen, verdienen keiner Erwähnung. Das Wenige, was ich von Inschriften und Basreliefs in den Mauern der Kirchen und Häuser sah, war meistens durch Verwitterung halb unkenntlich geworden. So hat es den argeiischen Alterthümern, grossen wie kleinen, zum Nachtheil gereicht, dass das vortreffliche Material, der attische Marmor, hier fehlte. Nicht blos die Zeit wirkt zerstörender auf schlechte Stoffe, sondern auch der Mensch nimmt weniger Anstand, ein Kunstwerk aus unscheinbarem Stoffe als eins aus dem edelsten zu beschädigen oder zu vernichten.

Noch muss ich bemerken, dass die vielen Brunnen, welche Strabon in Argos erwähnt, noch vorhanden sind, namentlich längs dem Fusse der Larissa. Es sind ihrer wenigstens ebenso viele als der Töchter des Danaos, denen ihre Auffindung zugeschrieben wurde.

14. März.

Die Abreise des Dampfbootes, welches den ersten Courrier nach Deutschland zu bringen bestimmt ist, verzögert sich von Tage zu Tage, und so wird es mir möglich, noch Einiges hinzuzusetzen. Die Dinge gehen hier ganz erwünscht; langsam, aber sicher. Die Verschiedenheit der Sprachen erschwert den Geschäftsgang sehr. Alles, was von der Regentschaft ausgeht, wird deutsch, und was von den griechischen Ministern, griechisch geschrieben, und jedes Stück ist daher zum Verständniss des andern Theiles erst in dessen Sprache zu übersetzen. Alle Verordnungen und Bekanntmachungen sowie das officielle Regierungsblatt erscheinen in beiden Sprachen. Inzwischen hat man jetzt von allen Festungen des Peloponnes, so viele nicht von den Franzosen besetzt sind, Besitz genommen; der Commissair zur Besitznahme von Attika und Euboia ist abgereist, und ich warte nur auf den Abmarsch der ebendahin bestimmten Truppen, um mit ihnen über den Isthmos zu gehen.

Die Häuptlinge der irregulairen Truppen sind nach und nach sämmtlich hier eingetroffen, noch mit der Hoffnung sich

schmeichelnd, ihre angeblichen Forderungen an den Staat befriedigt zu sehen. Ihre politischen Vergehungen scheinen ihnen verziehen werden zu sollen; an Privatklagen gegen sie wird es nicht fehlen, sobald die Gerichtshöfe erst organisirt sind. Sie werden ohne Unterschied zu den Bällen beim Grafen Armansperg eingeladen und scheinen sich in diesem Treiben recht wohl zu gefallen, So leben sie denn, noch kürzlich entzweit, jetzt durch das gemeinsame Interesse vereinigt, in gutem Vernehmen miteinander und reiten fleissig zusammen vors Thor, um auf einem freien Felde das ritterliche Kampfspiel des Dscheridwerfens zu üben, wobei es ihnen nicht wenig schmeichelt, Hunderte, vielleicht Tausende von Zuschauern zu haben.

Das Dscherid ist ein 3—4 Schuh langer, runder, an beiden Seiten abgestumpfter Stab. Die damit bewaffneten Reiter stellen sich in zwei Abtheilungen einander gegenüber auf. Die Kampfweise ist ganz homerisch. Wer eben Kampflust fühlt, der spornt sein Pferd und sprengt, das Dscherid schwenkend, im Halbkreise vor der Gegenpartei vorüber. Der Gegner ist bald gefunden; er sprengt dem Herausforderer nach und wirft mit Kraft und Gewandtheit sein Dscherid nach ihm. Trifft die Waffe das Gesicht, so kann sie eine schmerzliche Verwundung bewirken, aber in diesem Falle weiss der Bedrohte gewöhnlich den Wurf abzuwehren oder gar mit geübter Hand das Dscherid im Fluge zu haschen, das er dann auf den fliehenden Gegner zurücksendet. Von dieser und jener Seite sprengen zwei, drei Reiter hervor, den Ihrigen beizustehen, das Getümmel wird allgemein, und die bäumenden Rosse, die Reiter in ihren reichen, malerischen Kleidern gewähren ein schönes Schauspiel. Mitten ins Gedränge stürzen sich die Diener, die Schildknappen der kämpfenden Ritter, um die fallenden Spiesse wieder aufzulesen; nicht selten werden sie von den Pferden über den Haufen gerennt, aber selbst dies vermag sie nicht in ihrem Geschäfte zu stören. Endlich löst sich der Knäuel, und die Reiter kehren an ihre Plätze zurück, um, wenn die Pferde sich verschnauft haben, von Neuem zu beginnen. Manchmal reiten auch beide Parteien in zwei Reihen

langsamen Schrittes umeinander herum, sich gegenseitig zu umzingeln suchend, wobei gar anmuthige Windungen und Schwenkungen sich herausstellen. Ich sah einer solchen Uebung lange aufmerksam zu und war am Ende doch überrascht, als ich plötzlich die von dem gewandten Hadschi-Christos geführte Partei die Gegner völlig umschlingen sah.

Diese Spiele, wenn auch ursprünglich von den Türken herstammend, sind doch jetzt bei den Griechen eingebürgert. Sie erfordern Kraft, Gewandtheit und Uebung der Männer wie ihrer Pferde und befriedigen den Zuschauer durch die Anmuth und den raschen Wechsel der vorgeführten Bilder. Daher dürfen sie, wenn in Erinnerung an die olympischen und isthmischen Wettkämpfe neue Volksspiele hergestellt werden, nicht davon ausgeschlossen werden.

VII.*)

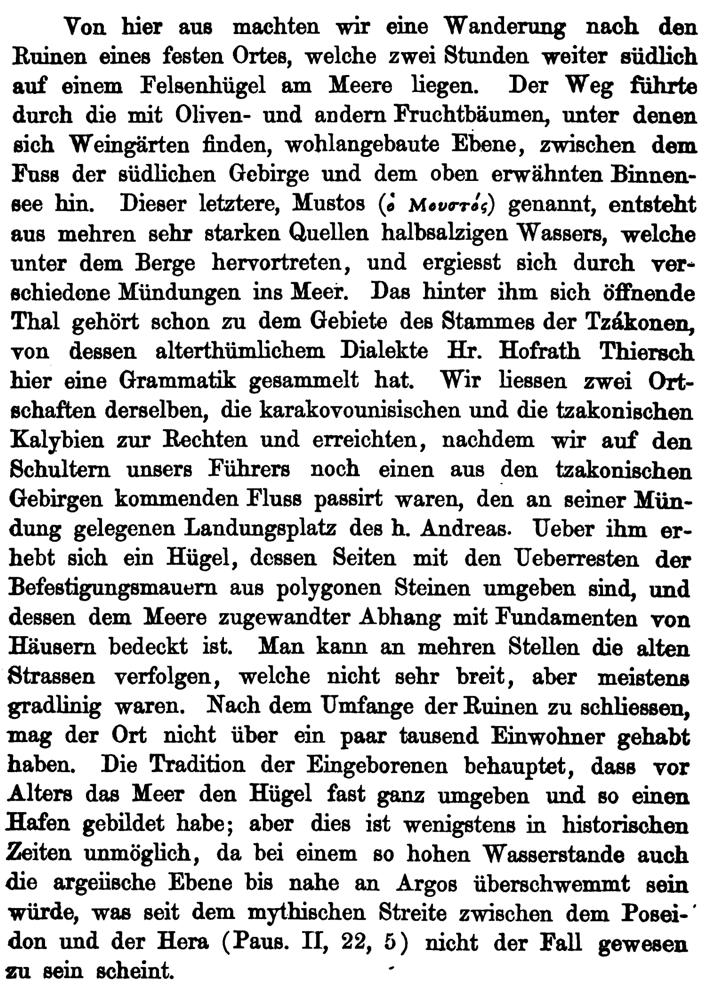
Navplion, 2. April 1833.

Endlich hat seit einigen Wochen, nach dem kalten und regnigten Winter der Frühling sich hier einzustellen angefangen; doch sind die schönen Tage schon mehrmals durch stürmisches Wetter unterbrochen worden, und um Sonnenuntergang erheben sich gewöhnlich kalte Windstösse. Inzwischen erlaubt dies Wetter doch zu reisen, und ich komme eben von einem kleinen Ausfluge in die Gegenden südlich von Argos zurück, den ich in Gesellschaft zweier Freunde in der vorigen Woche gemacht habe. Ein günstiger Wind führte uns in nur zwei Stunden von hier über den Golf nach Astros. Dieser Ort liegt auf und an einem kleinen isolirten Felsenhügel, der sich mitten vor einer geräumigen fruchtbaren Ebene am flachen Meeresstrande erhebt. Die Ebene hinter ihm ist nach Norden durch ein hohes Gebirge, Sávitza (ἡ Σάβιτσα), begrenzt, gegen

*) Blätter für literarische Unterhaltung 1833 N. 164. 165.

Süden durch eine andere Bergkette und einen Binnensee, der sich vom Fuss der Berge bis an das Meer erstreckt; gegen Westen zieht sie sich mit in die Gebirge hinein und verengt sich zu dem Bette eines Flusses, der zwischen Astros und der Sávitza ins Meer fällt. Jener Felsenhügel wurde wegen seiner abgesonderten Lage bisher die Insel (τὸ νησί) genannt; einige Häuser an seinem Fusse, wo ein Landungsplatz (σκάλα) für Kaïkia ist, Astros, und das ganze dahinter gelegene Thal die Ebene von Astros (ὁ κάμπος τοῦ Ἄστρους). Der Hauptort des Thales war aber ein grosses Dorf, Hagios Joannes (in der gemeinen Aussprache Ἁγιάννης, sowie die Einwohner Ἁγιανῖται), welches eine Stunde weit in die südlichen Gebirge hineinliegt, und nach Landesweise am Fuss der Gebirge eine Colonie, die hagianitischen Kalybien, die hier ihre Winterwohnung haben. Nach dem Ausbruche der Revolution baute sich der Capitain Zaphiropulos, aus dem Thale gebürtig, auf dem Hügel am Meere eine feste Burg; unter ihrem Schutze siedelten sich mehre Hagianiten dort an, und so ist bereits ein kleines Städtchen, das heutige Astros entstanden, dem nur noch eine künstliche Hafenanlage zur Aufnahme von Handelsschiffen fehlt, um durch die Ausfuhr der Landesprodukte sich zu grösserer Blüte zu erheben.

Mit einem Briefe des Capitani versehen, fanden wir auf der Burg bei seinem Bruder eine gastliche Aufnahme, und es gewährte uns ein eignes Vergnügen, aus dem europäisirten Navplion uns plötzlich in solche mittelalterliche Zustände versetzt zu sehen. Hier gehören die Frauen noch nicht zur Gesellschaft; die Burgfrau zeigte sich blos bei unserer Ankunft, um uns das Eingemachte (γλυκύ) und den Kaffee zur Bewillkommnung zu bringen, und dann erst am folgenden Tage bei unserer Abreise; übrigens waren wir mit den Männern allein. Von Alterthümern finden sich in Astros nur an einer Seite des Hügels Reste von altkyklopischen Befestigungsmauern aus gänzlich unbehauenen Felsstücken, ein wahres τεῖχος ἀργῶν λίθων, welche Benennung der Alten z. B. auf die Mauer in Tiryns nicht ganz passt, deren Steine grossentheils in einem gewissen Grade bearbeitet sind.



Von hier aus machten wir eine Wanderung nach den Ruinen eines festen Ortes, welche zwei Stunden weiter südlich auf einem Felsenhügel am Meere liegen. Der Weg führte durch die mit Oliven- und andern Fruchtbäumen, unter denen sich Weingärten finden, wohlangebaute Ebene, zwischen dem Fuss der südlichen Gebirge und dem oben erwähnten Binnensee hin. Dieser letztere, Mustos (ὁ Μουστός) genannt, entsteht aus mehren sehr starken Quellen halbsalzigen Wassers, welche unter dem Berge hervortreten, und ergiesst sich durch verschiedene Mündungen ins Meer. Das hinter ihm sich öffnende Thal gehört schon zu dem Gebiete des Stammes der Tzákonen, von dessen alterthümlichem Dialekte Hr. Hofrath Thiersch hier eine Grammatik gesammelt hat. Wir liessen zwei Ortschaften derselben, die karakovounisischen und die tzakonischen Kalybien zur Rechten und erreichten, nachdem wir auf den Schultern unsers Führers noch einen aus den tzakonischen Gebirgen kommenden Fluss passirt waren, den an seiner Mündung gelegenen Landungsplatz des h. Andreas. Ueber ihm erhebt sich ein Hügel, dessen Seiten mit den Ueberresten der Befestigungsmauern aus polygonen Steinen umgeben sind, und dessen dem Meere zugewandter Abhang mit Fundamenten von Häusern bedeckt ist. Man kann an mehren Stellen die alten Strassen verfolgen, welche nicht sehr breit, aber meistens gradlinig waren. Nach dem Umfange der Ruinen zu schliessen, mag der Ort nicht über ein paar tausend Einwohner gehabt haben. Die Tradition der Eingeborenen behauptet, dass vor Alters das Meer den Hügel fast ganz umgeben und so einen Hafen gebildet habe; aber dies ist wenigstens in historischen Zeiten unmöglich, da bei einem so hohen Wasserstande auch die argeiische Ebene bis nahe an Argos überschwemmt sein würde, was seit dem mythischen Streite zwischen dem Poseidon und der Hera (Paus. II, 22, 5) nicht der Fall gewesen zu sein scheint.

Am folgenden Morgen gingen wir durch die Ebene nach dem Kloster Lukú (ἡ Λουκοῦ), das zwei Stunden weiter westlich, da wo sich das Thal zu verengen anfängt, am Fusse der Berge liegt. Auch dieser Weg führt zum grossen Theile durch

Weingärten, welche zwischen den Oelbäumen vorzüglich gedeihen und den ausgezeichnetsten Wein hervorbringen, den ich bisher in Griechenland getrunken. Fast in jedem Rebenfelde steht ein Kelter, ein aus Steinen gemauertes, mit Stuck ausgesetztes Bassin, aus welchem der Wein in eine Art Cisterne abfliesst. Dagegen fanden wir in dem ganzen Oelwalde nur Eine zerstörte Kirche, während der Oelwald bei Athen mit Kirchen gefüllt ist, welche die Athenaier, noch jetzt wie vor Alters den Ruf der Frömmigkeit verdienend, den Heiligen geweiht haben, bald aus Dankbarkeit für eine reiche Ernte, bald als Bestechung, um ihrem Schutzheiligen seinen Segen abzuschmeicheln. In dem Kloster fanden wir einige interessante antike Reste, theils architektonische Gegenstände, Säulenreste und Kapitäler verschiedener Art, theils Bruchstücke von Sculpturen. Diese Alterthümer werden unweit des Klosters auf einer kleinen, ebenen, mit Gebüsch und Bäumen bewachsenen Fläche gefunden, wenn die Bewohner der Umgegend dort nachgraben, um Steine und Ziegel zum Häuserbau hervorzuscharren. Mehre in den letztverflossenen Jahren auf diese Art gewonnene werthvolle Gegenstände sind im Museum auf Aigina. An einer Stelle, die der Abt uns anwies, liessen wir nur einen Schuh tief graben und stiessen auf ein altes wohlerhaltenes Mosaïk. Hier ist demnach noch Vieles zu erwarten. Doch ist es auffallend, dass noch keine Inschriften gefunden worden sind. Am Abende unterhielt uns der Abt mit sehr verständigen Gesprächen. Er sprach von der Nutzlosigkeit der Klöster und drückte den Wunsch aus, dass die Regierung alle aufheben möchte, um von ihren bedeutenden Gütern Schulen, Hospitäler und andere gemeinnützige Institute zu gründen. Unter der türkischen Herrschaft hätten die Klöster wenigstens den Unglücklichen als Zufluchtsstätten gedient und die bejahrten Mönche in den Dörfern Unterricht im Lesen und Schreiben gegeben; jetzt bedürfe man keiner Asyle mehr, die Bildung, welche die Mönche ertheilen könnten, reiche nicht mehr aus, und die Achtung vor ihrem Stande sei so gesunken, dass sich keine Novizen mehr meldeten als dann und wann ein fauler Bauer oder Hirt, der gern leben wolle, ohne selbst zu arbeiten.

Daher stürben die Klöster nach und nach aus, und ihre grossen Güter lägen unbenutzt da; wie denn sein Kloster, das wenigstens dreissig arbeitsame Familien ernähren könne, jetzt, ihn eingeschlossen, nur drei Mönche zähle. Dies Alles sagte der wackere Mann aus voller Ueberzeugung und, so weit ich bis jetzt das Land kenne, mit voller Wahrheit. Die meisten Laien sehen vollends das Verhältniss der Klöster zum Staate mit denselben Augen an, und Sie können daraus entnehmen, wie es der Regierung fast nichts kosten wird als ein Gesetz, um Griechenland mit reichdotirten Unterrichtsanstalten zu versehen.

Von Lukú aus besuchten wir folgenden Tages den Berg Hellenikón (Ἑλληνικόν), der 1¼ Stunde in südlicher Richtung ins Gebirge hineinliegt. Sein Gipfel, der eine geräumige Platform bildet, ist mit ansehnlichen Resten starker Befestigungsmauern umgeben, die sich zum Theil doppelt übereinander erhoben und mit runden und viereckigen Thürmen versehen waren. Das Innere zeigt aber nur verworrene Trümmerhaufen und, wie gewöhnlich in diesen Ruinen, eine Anzahl mit Stuck ausgefütterter Cisternen. Von der Art, wie die Halbgelehrten unter den Griechen, z. B. unser Abt und andere Leute im Thale, die alte Topographie ihres Landes studiren, können Sie sich daraus eine Vorstellung machen, dass man uns mit grossem Ernste versicherte, der See Mustós sei die Lerna, und die Ruinen auf dem Hellenikón das alte Temenion. Ein anderer Herr erzählte mir noch heute, die Halbinsel auf der europäischen Seite der Dardanellen sei der taurische Chersones, und als Cyrus die Griechen bekriegen wollte, habe er über den Hellespont eine Brücke geschlagen.

Vom Hellenikón kehrten wir zum Kloster zurück, ritten dann in nördlicher Richtung über das Thal, passirten den Fluss und erstiegen auf einem beschwerlichen steilen Wege, auf dem wir mehr als 1½ Stunde zubrachten, die hohe Sávitza. An der Mitte des Bergabhanges fanden wir wieder die Reste einer kleinen befestigten Ortschaft. Vom Rücken des Berges hatten wir eine weite Aussicht südlich auf das Thal von Astros, das mit seinen Oel- und Fruchtbäumen und dem grünen Gebüsch, welches die einschliessenden Höhen fast bis zum Gipfel bedeckt,

gegen die argeiische Ebene in ihrer jetzigen Verödung erfreulich absticht, und über dasselbe hinaus auf die hintereinander aufsteigenden Bergreihen bis zu dem beschneiten Thornax (dem jetzigen Malevo). Nach Norden blickten wir in das schmalere kynurische Thal hinunter. Dieser Bergkamm muss der Parnon sein und hier müssen die Hermen gestanden haben, welche die Grenzen der Lakedaimonier gegen die Argeier und Tegeaten bezeichneten (Paus. II, 38, 7); ein zerstörter alter runder Thurm (παλοιόπυϱγος), aus polygonen Steinen gebaut, der einige Hundert Schritte westlich vom Wege steht, war vielleicht ein Wachtthurm einer dieser Völkerschaften gegen die andere. Von jenen Grenzmarken ausgehend, beginnt Pausanias (III, 10, 7) seine Beschreibung Lakonikas, und zwar lässt er unmittelbar*) auf sie den Eichenwald Skotitas folgen. Diesen hat Müller auf seiner Karte einer Stelle des Polybios (16, 37) zu Liebe zu weit westlich gesetzt; aber die Stelle des Polybios lässt sich recht gut mit dem Pausanias in Einklang bringen. Seine Angabe der Lage des Waldes, zwischen Tegea nnd Lakedaimon, ist allgemein zu fassen: zwischen den Gebieten beider Orte. Das dort erzählte Stratagem des Philopoimen war, einen Theil seines Heeres nach Sellasia vorauszuschicken, mit dem Reste aber später aufzubrechen und sich in der Gegend des Skotitas in einen Hinterhalt zu legen. Jene Vorausgeschickten hatten Befehl, den Feind anzugreifen und sich dann auf den Skotitas zurückzuziehen, um die Verfolger in die Falle zu locken, was auch gelang. Dazu ist es gar nicht nothwendig, vielleicht nicht einmal wahrscheinlich, dass der Wald, wo der Hinterhalt gelegt war, am graden Wege von Tegea nach Sparta lag. Wenn nun so der Skotitas an die südwestlichen Abhänge des Gebirges Sávitza (des Parnon) zu setzen ist, so könnten die Ruinen bei Lukú vielleicht zum Heiligthum des Zeus Skotitás gehören, das dem Pausanias 10 Stadien links von seinem Wege lag. Dies ist aber ungefähr die Entfernung des Klosters vom Fusse des Berges.

---

*) Ἰοῦσι δὲ ἀπὸ τῶν Ἑρμῶν ἐστιν ὁ τόπος οὗτος ἅπας δρυῶν πλήρης κ. τ. ἑ.

Der Weg von den Hermen ins kynurische Thal geht sehr steil hinunter. Dort, wo wir es betraten, eine starke Stunde vom Meere, ist es noch sehr schmal, macht aber bald eine kleine Biegung gegen Norden und erweitert sich dann ostwärts gegen die See hin. Durch dasselbe fliesst der Tanos, ein kleines, 3—4 Schritte breites Flüsschen, aber nach einem in den Gebirgen gefallenen Regen so tief, dass wir erst eine Brücke suchen mussten, um ihn zu passiren; ein in Griechenland seltener Fall. Auf dem linken Ufer des Flusses fanden wir mehre Fundamente von Thürmen oder Gräbern und ein geräumiges, mit zertrümmerten Steinen und Ziegeln übersäetes Feld, nicht viel über 10 Stadien vom Meeresufer entfernt (Thukyd. 4, 57). Hier stand also Thyrea, der alte Zankapfel zwischen Argeiern und Lakedaimoniern; hier war die Stelle, wo 300 auserlesene Krieger aus beiden Stämmen, um den Besitz des streitigen Thales kämpfend, sich gegenseitig den Tod gaben, ohne dass durch dieses Opfer der Zwist geschlichtet wurde (Herod. 1, 82). Das mit Blut gedrängte Ländchen ist jetzt verödet; an die Stelle einer Stadt und dreier blühenden Ortschaften sind einige zerstreute Hütten getreten, die nicht einmal den Namen von Dörfern verdienen.

Sowie Kynuria auf der Südseite durch die Sávitza begrenzt ist, wird es auf der Nordseite durch einen andern niedrigern Berg von der argeiischen Ebene geschieden, zwischen dessen Fusse und dem Meeresufer ein Raum von nur etwa 500 Schritten bleibt. Unter einer Felsplatte unmittelbar am Fusse des Berges, auf welcher die Wagengleise einer alten Fahrstrasse sichtbar sind, tritt aus 7—8 Oeffnungen ein Bach hervor, der sich bald zu einem kleinen, rings mit Schilf, Binsen und Kräutern (Paus. II, 37, 5) umwachsenen See von 100 Schritten Umfang erweitert und dann bis an das Meer hin einen Sumpf bildet, durch den sein ursprünglicher Abfluss gewesen zu sein scheint. Dieser Sumpf ist aber in neuern Zeiten mit Dämmen und Mauern eingefasst und so das Wasser genöthigt worden, durch einen einzigen Kanal abzufliessen, welcher fünf Mühlen treibt, die zwischen dem Sumpfe und dem Meere gebaut sind.

Von diesen hat der Ort seinen heutigen Namen: οἱ Μύλοι oder στοὺς Μύλους.

Der Berg über den Mühlen, der fast ganz aus nackten Kalkfelsen besteht, ist kein anderer als der Pontinos des Pausanias (II, 36, 7), auf dem man zu seiner Zeit die Ruinen eines Tempels der Athene Saïtis und die Fundamente der Burg des Hippomedon sah, die jetzt von den ausgedehnten Ruinen eines mittelalterlichen — venetianischen oder genuesischen — Schlosses überdeckt sind. Auf ihn passt, was Pausanias von dem Pontinos erzählt: der nackte, durstige Kalkfels trinkt das Regenwasser ein, und man sieht daher an den Seiten dieses Berges nicht, wie gewöhnlich an den Bergen in Griechenland, die Betten der Giessbäche, in welchen der Regen abfliesst. Einige Hundert Schritte nördlich von den Mühlen tritt unter der Nordostseite des Berges wieder eine starke Quelle hervor, die einen Bach bildet, der sich in das nahe Meer ergiesst. Dies ist der Fluss Pontinos, der auf der einen Seite den heiligen Platanenhain begrenzte (Paus. II, 38, 1), welcher auf der andern Seite bis an den Fluss Amymone reichte. Die Amymone ist demnach der zuerst erwähnte Bach, der unter einer Felsplatte hervortritt, und das Bassin, zu dem er sich erweitert, der alkyonische See des Pausanias. Das äussere Ansehen desselben ist noch ganz, wie es der Vater der Reisebeschreiber schildert, und die Tradition von seiner bodenlosen Tiefe hat sich bis heute erhalten; vor einigen Jahren soll man mit dem Senkblei eines griechischen Schiffes vergebens Grund gesucht haben. Der alkyonische See aber und der lernaiische*) sind einer und derselbe. Dass die Quelle oder der Fluss Amymone und der lernaiische See dasselbe sind, beweisen mehre Stellen der Alten, z. B. Hyginus Fab. 169, und Pausanias selbst: V, 17, 4 und II, 36, 4, wo er die Hydra in der Amymone leben und getödtet werden lässt; und dass der alkyonische See einerlei ist mit dem durch die Amymone gebilde-

*) Strabon 8, S. 368 und 371 nennt den Fluss und den See selbst ἡ Λέρνη. Pausanias aber (II, 15, 5; 24, 3; 36, 6; 38, 1) gebraucht ἡ Λέρνα nur als Bezeichnung der ganzen Gegend.

ten Bassin, habe ich ihnen eben durch Vergleichung der Oertlichkeit mit der Beschreibung des Pausanias gezeigt. Dazu kommt noch, dass dieser Reisende, obgleich er die Gegend von Lerna umständlich beschreibt, keinen andern See dort erwähnt als den alkyonischen, und dass die Eingeborenen aufs Bestimmteste versichern, von den Mühlen bis Argos finde sich in der Ebene kein anderer See oder Sumpf als eben der bei den Mühlen. Ich hätte diese Gegend gern selbst näher untersucht, aber dazu ist eine trocknere Jahreszeit nöthig, da jetzt vom kürzlich gefallenen Regen noch mehre der niedrig gelegenen Felder in Pfützen verwandelt waren. Das ist aber auf jeden Fall falsch, wenn Gell (*Itiner*. S. 176) die Lerna aus dem Zusammenfluss des Phrixos und Erasinos entstehen lässt, die sich vielmehr zwischen der Lerna und Temenion ins Meer münden (nach Paus. II, 38, 1), und wenn Müller auf seiner Karte in diesen gewaltigen See von dem Umfang einer Meile auch noch den Pontinos sich ergiessen lässt.

Auf der Südseite des alkyonischen Sees ist eine kleine Erhöhung mit einigen alten Quadern. Hier stand vielleicht das Bild der Aphrodite am Meere. Zwischen dem See und dem Flüsschen Pontinos, wo der heilige Platanenhain stand, findet man am Ufer verschiedene Fundamente, sowie auch einige Säulenreste aus Perites, mit Stuck überzogen, in welchem die Cannelirungen geformt sind. Sie gehörten vermuthlich zu einem der Heiligthümer. Der Platanenhain ist gänzlich verschwunden; eine einzige Cypresse steht an seiner Stelle und blickt trauernd auf die gesunkene Herrlichkeit der in so vielen Mythen gefeierten Gegend herunter.

Von den Mühlen nach Argos nahmen wir den Weg mitten durch die Ebene und kamen nach einer halben Stunde zu einer Kirche des heil. Demetrios mit alten Quadern und Säulenresten; vielleicht auf der Stelle des von Pausanias (II, 36, 7) erwähnten Peribolos, wo Pluton mit der geraubten Tochter der Demeter in die Unterwelt hinabgestiegen sein soll. In der Nähe sind ein paar ausgetrocknete Wasserläufe; doch wage ich nicht zu entscheiden, ob sie der Cheimarros und der Phrixos des Pausanias sind. Wir wandten uns jetzt links, an den

Fuss der Gebirge, um zu der Quelle des Erasinos zu kommen, die jetzt Kephalari heisst. Hier springt der Fuss des Berges Chaon (Paus. II, 24, 7) ein wenig in die Ebene vor und endigt in einer fast senkrechten Felswand. Unter ihr tritt der Erasinos aus einer ziemlich schmalen Oeffnung hervor, die aber eine ansehnliche Tiefe haben muss, da der Fluss, gleich nachdem er einen kleinen Fall gebildet, sich in mehre zur Treibung von Mühlen und Bewässerung der Felder angelegte Kanäle theilt und eine für diese Gegenden höchst beträchtliche Wassermasse entwickelt. Die Griechen haben bis heute die Tradition bewahrt, dass dieser Fluss aus dem See Zarakka (dem stymphalischen) komme. Ueber der Quelle öffnen sich in der Felswand zwei geräumige Höhlen, von denen die eine ein Kapellchen enthält, die zweite mehren Familien zum Obdache dient. Vermuthlich ergoss sich der Fluss früher durch diese Höhlen, bis er sich einen tiefer gelegenen Kanal durch den Felsen gegraben. Von Alterthümern (Altären, Nischen, Inschriften, wie sie sich in der Nymphengrotte bei Vari finden) enthalten dieselben nichts. Doch wurden die Opfer zu Ehren des Dionysos und Pan, deren Pausanias bei der Quelle des Erasinos erwähnt, wahrscheinlich in den Höhlen dargebracht.

Der Weg von hier nach Argos geht am Fuss der Berge hin. Rechts an der Stasse, zwischen den Bergen Chaon und Lykone, ist ein altes Fundament, da wo Pausanias (II, 24, 6) einen Tempel der Artemis erwähnt. Auf der Lykone sollen ebenfalls noch einige Trümmer die Stelle des Heiligthums der Artemis Orthia bezeichnen. Die Cypressen aber, die den Berg bekleideten, sind verschwunden.

Am folgenden Morgen führte uns Graf F. von Argos über die Quelle des Erasinos zurück und noch eine halbe Stunde südwestlich am Fusse des Chaon hin zu einem Monumente, das er Tags vorher besucht hatte. Hier stehen auf einer kleinen Anhöhe die Ruinen eines viereckigen Gebäudes, das gegen 50 Schuh Länge und gegen 40 Schuh Breite hat. Auf einem Sockel von etwa 8 Schuh Dicke, der aber nur 1—2 Schuh aus der Erde hervorragt, erheben sich Mauern aus polygonen Steinen, deren innere Seiten senkrecht sind, während die

äussern pyramidenartig zurücktreten. Sie sind jetzt nur bis zu einer Höhe von 8—10 Schuh erhalten, wo ihre Dicke noch etwa 2 Schuh beträgt; verlängert man aber in Gedanken die schrägen äussern Seiten, so bilden sie eine Pyramide mit abgestumpfter Spitze, und nach der Berechnung eines Architekten war der Unterbau stark genug, um eine solche Decke tragen zu können. Die Steine sind nicht, wie sonst bei dieser sogenannten kyklopischen oder althellenischen Bauart gewöhnlich, blos aufeinandergelegt und nach ihrer verschiedenen Gestalt sorgsam zusammengefügt, sondern mit Kalkmörtel verbunden. Auf der Ostseite ist eine Ecke der Pyramide in einem rechten Winkel ausgeschnitten, und hier führt eine Thüröffnung von 3 Schuh Breite, an deren einer Seite man noch in den Steinen die Löcher bemerkt, in welche die Riegel fassten, in einen ebenso breiten Gang, aus welchem eine andere Thüre durch eine Zwischenmauer in den innern Raum des Gebäudes führt, der eine Kammer von 23—24 Schuh ins Gevierte bildet. Dies Monument kann nicht wohl ein anderes sein als eins der Grabmäler (πολυάνδρια), welche Pausanias (II, 24, 8) am Wege nach Tegea kurz nach dem Uebergange über die Quellen des Erasinos erwähnt, zu Ehren der in einer siegreichen Schlacht gegen die Lakedaimonier bei Hysiai gefallenen Argeier. Pyramidenförmig war auch ein Grabmal am Wege von Argos nach Epidauros zum Andenken der in einem Kampfe zwischen Proitos und Akrisios Gebliebenen (Paus. II, 25, 6). Wenn der Ausdruck des Pausanias an der erstern Stelle mehre solcher Monumente (πολυάνδρια) anzudeuten scheint, so ist das Verschwinden der übrigen leicht zu erklären, denn wenige Schritte von der Pyramide sahen wir einen Kalkofen, und ein Hirt erzählte uns, dort pflege man aus den Steinen des Palaiókastro Kalk zu brennen. Weiter südwestlich von dem Grabmale auf einer niedriger gelegenen Fläche (καταβάντος ἐς τὸ χθαμαλώτερον) finden sich einige Fundamente, Quadern nnd viele Bruchstücke von Ziegeln, die zu den Ruinen von Hysiai gehören mögen, welche Stadt weiter westlich gegen die Gebirge hin lag, als sie auf Müller's Karte angesetzt ist.

Zu Dem, was ich Ihnen kürzlich über Argos geschrieben,

muss ich noch hinzusetzen, dass ich jetzt schon gegen ein Dutzend Basreliefs am Burgfelsen kenne, von welchen allen aber ausser den Umrissen einiger Figuren wenig mehr zu erkennen ist. Auch findet sich auf der Ostseite der Stadt noch ein Stück Mauer von mehr als 12 Fuss Höhe und von derselben Dicke und Bauart wie die Reste der Stadtmauer am Burgfelsen, also vermuthlich zu ihr gehörig. Als eine Merkwürdigkeit erzählte man uns, dass der Inachos, dessen Bette man gewöhnlich trockenen Fusses passirt, vor einigen Tagen nach einem Regengusse so angeschwollen sei, dass ein Wagen in der Fuhrt umgeworfen habe. Also ganz wie Pausanias (II, 15, 5) berichtet.

VIII.*)

Athen, 30./18. April 1833.

Endlich, lieber Freund, bin ich von Navplion zurück, wo sich mein Aufenthalt so beträchtlich über meine erste Absicht hinaus verlängerte. Die letzten Wochen daselbst waren vorzüglich dadurch interessant, das weise und den Umständen angemessene System der Regentschaft sich immer mehr entwickeln und aus diesem Eingehen derselben in die wahren Wünsche und Bedürfnisse des Volkes eine immer tiefer begründete Hochachtung und Zuneigung des letztern gegen die neue Regierung hervorgehen zu sehen. Nachdem man in den ersten Wochen von den Hauptfestungen des Peloponnes Besitz genommen, schritt man zu weitern organisirenden Massregeln. Durch ein Amnestiedecret wurden alle bisher verübten politischen Vergehen und alle Verletzungen von Privateigenthum, so weit sie eine unmittelbare und nothwendige Folge der Kriegsvorfälle während des Bürgerkrieges gewesen, für verziehen und vergessen erklärt, zugleich aber den Privaten das

*) Blätter für literarische Unterhaltung 1833 N. 182—184.

Recht vorbehalten, Jeden, der ihre Personen oder ihr Eigenthum aus blosser Raubgier oder Parteihass verletzt habe, gerichtlich zu verfolgen; gleichzeitig wurden drei Gerichtshöfe (in Navplion, Mesolongi und Theben) niedergesetzt und ihnen alle Klagen dieser Art zugewiesen. Durch diese Massregel wurden und werden die Pallikarenchefs in Schach gehalten; denn da kaum Einer unter ihnen ist, der sich nicht solche Vergehungen zu Schulden kommen lassen, so hat die Regierung das Mittel in der Hand, sobald ihr ein Capitain auch nur verdächtig wird, entweder selbst wegen Verletzung von Nationalgütern als Kläger gegen ihn aufzutreten, oder einen Privaten zur Klage zu veranlassen und sich so seiner Person zu bemächtigen. Dann wurde die bisherige regulaire und irregulaire Armee für aufgelöst erklärt und in Hinsicht der letztern ferner bestimmt, dass alle seit dem 1. December 1831 eingetretenen Unteroffiziere und Soldaten in ihre Heimat zurückzukehren hätten; den vor diesem Zeitpunkt aber in die irregulairen Truppen Eingetretenen wurde freigestellt, entweder in ihre Heimat zurückzukehren (wobei die Verordnung Denen, welche bereits den Freiheitskrieg mitgekämpft, nähere Erwägung ihrer Lage und den ausserhalb des Königreiches Geborenen Anweisung von Ländereien verspricht), oder in das zu bildende Heer einzutreten, und zwar sollten Diejenigen, welche das dreissigste Jahr noch nicht zurückgelegt, in das Linienmilitair, die Uebrigen in die Jägerbataillone aufgenommen werden. Diesen Jägerbataillonen, zu deren Befehlshabern bisherige Pallikarenchefs ernannt wurden, war eine Kleidung wie die der Pallikaren, nur von gleicher Farbe und mit militairischen Abzeichen, und als Waffe eine Flinte mit dem den Pallikaren so verhassten Bayonnete bestimmt. Wer die Denkweise, die Sitten und Vorurtheile der irregulairen Soldaten kannte, konnte voraussehen, dass sie sich den Bestimmungen dieser Verordnung nicht fügen würden, und musste Besorgnisse über die Folgen derselben hegen; doch ist die Sache bis jetzt besser abgelaufen, als sich erwarten liess. Wirklich liessen sich für das Linienmilitair fast nur Deserteurs von den früheren taktischen Truppen anwerben, und zum Eintritt in die Jäger-

bataillone, welche zusammen 2000 Mann zählen sollten, haben sich bis jetzt erst 24 Mann gemeldet; aber die Pallikaren haben auf mehren Sammelplätzen erklärt, dass sie, wie strenge und zum Theil ungerecht die über sie verfügten Bestimmungen auch wären, der Regentschaft die Schuld nicht beimessen wollten, welche sie, ihre bisher geleisteten Dienste und ihre Gewohnheiten nicht kenne, sondern einzig ihren Capitainen, von denen sie verrathen worden seien; es bleibe ihnen jetzt nichts übrig, als entweder den Türken zu dienen, oder sich aufs Neue mit ihnen zu schlagen, da Griechenland sie verstosse. Dann haben sie gerufen: Es lebe der König! und sind mit schwarzen Fahnen unter aus ihrer Mitte gewählten Häuptlingen der türkischen Grenze zugezogen. Inzwischen hatte ein albanesischer Türke, Tafilbusis, im südlichen Thessalien bereits Unordnungen begonnen; die Veranlassung dazu wird folgendermassen erzählt. Tafilbusis, nachdem er während der Revolution gegen die Griechen gefochten, hatte im vorigen Jahre bei den Constitutionellen im Kriege gegen Graf Augustin gedient und den Sieg des Syntagma (der Constitution) mit erfechten helfen. Nach Ankunft des Königs befand er sich in der Hauptstadt und wurde bei irgend einer Gelegenheit von dem Könige freundlich gegrüsst. Dies machte einen solchen Eindruck auf ihn, dass er ausrief; „Wie? ein Padischa, der mich grüsst, anstatt zu verlangen, dass ich den Saum seines Kleides küsse? Ein solches Syntagma will ich auch haben!“ Und sofort eilte er nach Thessalien. *Se non è vero, è ben trovato.* Die Wahrheit ist, dass Tafilbusis mit dem Paschá von Lárissa in kleinem Kriege begriffen war, als der Kern der Pallikaren, einige tausend Mann stark, die Grenze überschritt, und dass diese sich sofort mit ihrem Waffengefährten vom vorigen Jahre vereinigten. Mag nun Das, was das Gerücht von ihren Thaten berichtet, auch zum grossen Theile übertrieben sein, so ist doch so viel gewiss, dass sie mehre kleine Vortheile über die Truppen des Paschá erlangt haben und Meister einer ansehnlichen Strecke Landes sind, leider aber auch, dass sie nach ihrer rauhen Weise der Kriegführung mehre Ortschaften, worunter das Städtchen Armyró, eingeäschert und ausgeplündert haben. Für

Griechenland entspringt aus dieser Wendung der Dinge der grosse Vortheil, dass die innere Organisation des Landes ungehindert fortschreiten kann, ohne dass die Aufmerksamkeit der Staatsgewalt durch eine offene Widersetzlichkeit der Pallikaren anderswohin gelenkt, und ohne dass dieselbe genöthigt wird, ihre Truppen und Geldmittel zur Bekämpfung von Widerspenstigen zu verwenden. Unmöglich wäre es auch nicht, dass jener Tumult in Thessalien Consistenz gewänne und zur Befreiung der Provinz und ihrer Einverleibung in den griechischen Staat führte. Wenn es aber den Türken gelingt, die Pallikaren in die Grenzgebirge des Pindus zurückzuwerfen, und wenn ihnen dann kein anderer Lebensunterhalt bleibt als räuberische Einfälle in die angrenzenden Provinzen, so können diese unruhigen Köpfe dem Staatsschatze vielleicht noch beträchtlichere Kosten verursachen, als eine ihren Erwartungen mehr entsprechende Organisation gekostet haben möchte.

Die folgenden Erlasse der Regierung betrafen grösstentheils die Organisation des regulairen Militairs und Massregeln für die Begründung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Inzwischen hatte die Regierung, die anfangs einen gewissen Mittelweg zwischen den bisher bestehenden Parteien halten zu wollen schien, in eben dem Masse, wie sie mit dem Lande und seinen bisherigen Verhältnissen bekannter wurde, sich entschiedener den Leuten zugewandt, welche Kapodistrias seiner Zeit durch *lettres de cachet* und andere gewaltsame Massregeln nach Hydra, Athen u. s. w. exilirte. Am 15. April wurde ein neues Ministerium gebildet, bestehend aus den Herren Trikupis, Mavrokordatos, Praïdis, Psyllas und Kolettis, welche alle sich rühmen können, mit dem ganzen Hasse des Präsidenten beehrt gewesen zu sein, und von welchen Hr. Kolettis vor einem Jahre die Rumelioten zur Vertreibung Augustin's gegen Navplion führte. Solche Facta werden doch wol endlich denjenigen Leuten in Europa die Augen öffnen, die in Kapodistrias noch immer einen gemordeten Engel sehen wollen. Am 18. April erschien die Verordnung, welche zur Grundlage der neuen Organisation des Königreichs und seiner Verwaltung dienen soll. Sie theilt das Reich in 10 Kreise (νομοί) und

42 Bezirke (ἐπαρχίαι), die Bezirke wieder in Gemeinden (κοινότητες oder δῆμοι), deren Abgrenzung aber noch nicht bestimmt ist. Die Kreise sind: 1. Argolis und Korinthia; 2. Achaia und Elis; 3. Messenien; 4. Arkadien; 5. Lakonien; 6. Akarnanien und Aitolien; 7. Phokis und Lokris; 8. Attika und Boiotien; 9. Euboia (umfasst auch die nördlichen Sporaden, Skyros, Skopelos u. s. w.); 10. die Kykladen. Auch für die Benennungen der Bezirke und ihrer Hauptstädte hat man so viel möglich alte Namen gewählt; nur sind mehre Fehler untergelaufen, da das Ministerium des Innern schwerlich je tiefe Studien der alten Geographie gemacht hatte. Die obersten Organe der Staatsverwaltung sind die Ministerien, neben welchen ein Staatsrath (συμβούλιον τῆς ἐπικρατείας) errichtet werden soll. Die oberste Verwaltung jedes Kreises wird einem Generalcommissair (νομάρχης) übertragen, die des Bezirks einem Bezirkscommissair (ἔπαρχος), die der Gemeinde einem von den Gemeindegliedern (δημόται) vorgeschlagenen und vom Könige bestätigten Vorsteher (δημογέρων). Jedem dieser Beamten steht ein von den Verwalteten gewählter Rath zur Seite (συμβούλιον νομαρχικὸν, ἐπαρχιακὸν, δημογεροντικόν). So ist die festeste Basis wahrer bürgerlicher Freiheit unverrückbar gelegt worden, und die Namen der Männer, welche sie legten, werden noch nach Jahrhunderten in Griechenland mit Dank genannt werden. Mit verdientem Jubel wurde die Verordnung aufgenommen, mit freudigem Erstaunen, denn die Gabe kam für den Augenblick ganz unerwartet. Die seitdem erlassenen Verordnungen betreffen nur den Geschäftskreis der einzelnen Ministerien und den Geschäftsgang in denselben. Inzwischen herrscht im ganzen Reiche, einige Grenzgebiete vielleicht ausgenommen, bis wohin die Truppen noch nicht vorgerückt sind, Ruhe und vollkommene Sicherheit; Alles athmet wieder frei auf, und der innere Verkehr fängt an sich zu beleben.

Nachdem ich noch mehre kleine Ausflüge in die nächsten Gegenden von Argolis gemacht und das griechische Osterfest mit seinen nächtlichen Processionen hatte vorübergehen lassen, brach ich mit einem Reisegefährten über Korinth nach Athen auf. Wir durchschnitten, Argos links, Mykenai rechts lassend,

die argeiische Ebene in ihrer ganzen Länge und traten nach vier Stunden, an einem trockenen Arm des Inachos hinaufziehend, in die Berge ein. Das Gebirge ist hier öde und uninteressant bis eine Viertelstunde vor Hagios Georgios, wo zwei einander gegenüberstehende steile Felsen von seltsamer Gestalt ein natürliches Eingangsthor in die phliasische Ebene bilden. Sie sind voll grosser und kleiner Höhlen, deren Oeffnungen grösstentheils durch Mauern verschlossen sind, theils um kühle Keller zu bilden (da der Ort beträchtlichen Weinbau hat), zum Theil aber sind diese Mauern erst während der Revolution und des Bürgerkrieges gebaut und mit Schiessscharten versehen, um den Bewohnern von H. Georgios als Zufluchtsörter zu dienen. H. Georgios ist ein Dorf oder Flecken (κωμόπολις) von ungewöhnlicher Grösse und liegt in dem südöstlichen Winkel des phliasischen Thales an dem Abhange eines Berges. Von hier wandten wir uns nordöstlich über einen aus weisslichem, sehr weichem Kalkgestein bestehenden Berg nach dem Dörfchen Kutzomadi, das den Ruinen von Nemea am nächsten liegt. Der Magnat des Dorfes (ὁ μεγάλος τοῦ χωρίου), übrigens ein schlichter Bauer, verschaffte uns ein Unterkommen, um so dienstwilliger, da unser Maulthiertreiber uns durchaus zu βασιλικοὶ ἄνθρωποι (königlichen Beamten) machen wollte. Die Ruinen vom Tempel des nemeischen Zeus liegen ein halbes Stündchen von Kutzomadi an der Ostseite des schmalen, von Süden nach Norden sich öffnenden Thals völlig in der Ebene*), an einer Stelle, wo das Gebäude nicht weiter gesehen werden konnte, während seine Stellung auf einer kleinen, ein paar hundert Schritte hinter demselben gelegenen Erhöhung ihm ein imposantes Ansehen würde gegeben haben. Solche Abweichungen von der Regel der alten Griechen, für ihre Tempel immer die vortheilhaftesten Plätze zu wählen, haben gewiss jedes Mal besondere, vielleicht religiöse Gründe gehabt. Merkwürdig ist es, dass bei der Zerstörung des Tempels, die vermuthlich durch einen heftigen Erdstoss geschah, alle Säulen

---

*) Wie richtig schildernd ist hier wieder Pindaros' Ausdruck: βαθυπέδιος Νεμέα (Nem. 3, 30; vgl. Ol. 9, 130: κόλπος Νεμέας).

nach Aussen gefallen sind, keine einzige nach Innen. Ich weiss keinen bessern Vergleich, als wenn Sie sich einen Haufen aufeinander gelegter Thaler umgestossen denken; so liegen die Säulen da, ein Tambour auf den andern gelehnt. Die Ruine heisst jetzt wie mehre andere in Griechenland: τὰ βασιλικά, und die Tradition lässt hier, wie z. B. auch in dem prächtigen Marmortheater beim Hieron des Asklepios, einen althellenischen König wohnen, welche Sagen besonders jetzt, seitdem Hellas wieder einen König erhalten hat, mit grosser Freude von den Umwohnenden erzählt werden. Nicht viel über 100 Schritt südlich vom Tempel sind andere Ruinen, ein Fundament, welches ein längliches Viereck bildet, auf dem einige Bruchstücke kleinerer cannelirter Säulen und Marmorquader liegen und ein zerstörtes Kirchlein steht. Gell glaubt, dass diese Reste zu einem Propylaion des Tempels gehörten; aber dazu sind die Säulen zu klein. Dies möchte vielmehr das Grab des Ophaltes sein, umgeben mit einer Steinmauer (θριγγὸς λίθων, Paus. II, 15, 3), innerhalb welcher verschiedene Altäre waren. Einige 100 Schritte östlich ist am Abhange eines Berges die Höhlung des Theaters, aber der Sitze beraubt. Von dem Cypressenhain um das Heiligthum, dem vielbesungenen Haine des Zeus (πολυύμνητον Διὸς ἄλσος, Pindar), ist auch keine Spur mehr vorhanden; die angrenzenden Felder liegen unbebaut, mit Stachelgewächsen bedeckt. Nördlich, etwa eine Stunde entfernt, liegt der Agásas, jetzt Phikás (ὁ Φηκάς) genannt, der höchste Berg der Gegend, schon von vielen Punkten der argeiischen Ebene aus sichtbar. Er ist ausgezeichnet durch seine Gestalt, indem sein Gipfel in einer geräumigen, fast wagerechten Platform endigt,

Der Weg von Kutzomadi nach Korinth führt am Tempel vorbei durch einen Engpass und dann über eine öde, nach Nordosten abfallende Gebirgsfläche; sie läuft in eine fruchtbare, über eine Stunde lange und breite Ebene aus, wo Müller's Karte fälschlich fast ganz mit schwarzen Gebirgen bedeckt ist. Die Strasse, welche dieses Thal zur Rechten lässt, führt eine starke Stunde von Nemea über einen Hügel, dessen Rand mit Resten sehr wohlgebauter Befestigungen eingefasst, und dessen

Fläche mit Fundamenten und Quadern einzeln und in Haufen überstreut ist. Dies ist das Städtchen Kleonai, welches Pausanias besuchte; Strabon liess es sich nur aus der Ferne von Akrokorinth aus zeigen und bewundert die schöne Befestigung. Wenn er aber deshalb das von Homer der Stadt gegebene Beiwort: „wohlgebaut“ (ἐϋκτίμεναι) als treffend lobt, so beachtete er nicht, dass die Mauern aus einer weit nachhomerischen Zeit sind, von der besten hellenischen Bauart, aus rechtwinkeligen, sorgfältig behauenen Quadern. Mein Reisegefährte, der sich ein wenig von mir getrennt hatte, hatte in einem der Trümmerhaufen auch Triglyphen gefunden, also vermuthlich von dem Tempel der Athene (Paus. II, 15, 1). Was die Höhle des nemeischen Löwen betrifft, welche nach Pausanias in dem Bergrücken zwischen Kleonai und Nemea zu suchen sein würde, so ist diese ganze Gegend so reich an Höhlen, dass es ein vergebliches Bestreben bleiben würde, die von den Alten dafür gehaltene zu ermitteln.

Von Kleonai führt der Weg in nördlicher Richtung das Thal eines kleinen Flusses hinunter, zwischen niedrigen Kalkbergen von der obenbeschriebenen Art, wendet sich dann rechts über einen dieser Berge, von wo aus man zuerst die majestätische Aussicht auf den weiten Golf und die jenseitigen Küsten hat, und läuft nun östlich am Fuss der Berge bis Korinth hin. Die Lage von Korinth hat Strabon wieder, wie alle Oertlichkeiten, die er mit eignen Ausgen gesehen, trefflich beschrieben. Aber das reiche, üppige Korinth, wohin nicht Jeder schiffen konnte, war auch vor der Revolution nur ein kleines Städtchen und ist jetzt, nachdem es durch den Krieg zerstört und seiner reichsten Einwohner, der Türken, beraubt worden ist, nur ein armer, wüster Trümmerhaufe, in dessen Mitte sich kaum ein halbes Hundert Häuser wieder erhoben hat.*) Der untere Theil der Stadt, das eigentliche Türken-

*) Korinth gilt in neuern Zeiten allgemein für einen höchst ungesunden Aufenthalt, was, so paradox es auch bei der offenen und luftigen Lage des Ortes scheint, doch von den Fremden, welche sich dort längere Zeit aufgehalten haben, bestätigt wird. Die Einwohner schreiben die Ursache davon dem φλόμος oder φλῶμος zu, welches Kraut sowol um

viertel, wo das weite Haus des unermesslich reichen unglücklichen Kiamilbei stand, liegt als Nationaleigenthum noch ganz wüst. An Alterthümern ist in Korinth wenig vorhanden, ausser den noch stehenden sieben Säulen eines dorischen Tempels von beispiellos plumpen Verhältnissen, der gewöhnlich, ich sehe nicht ganz, mit welchem Rechte, für einen Neptunstempel gilt, nur noch etwa ein Dutzend Ruinen von Gebäuden aus gebrannten Steinen und einzelne Bruchstücke von Säulen, Architraven u. s. w. Die Inschriften, welche ich fand, waren grösstentheils lateinische.

Der Weg nach Akrokorinth zieht sich am Abhange des Berges herum auf seine Westseite, wo das Hauptthor der Festung und der einzige bequeme Zugang zu ihr ist. Ihre Mauern, welche zum Theil auf Resten der alten Befestigungen stehen, schliessen den ganzen geräumigen Rücken des Berges ein, der zwei Gipfel hat, einen nach Südwest, den zweiten höhern nach Südost. Auch hier oben ein Bild der Zerstörung; die schlechten Baracken, in welchen die türkische Besatzung wohnte, fast alle in Trümmern. Auf dem höhern Gipfel, der einst einen kleinen Tempel der Aphrodite hatte, sieht man noch einige Quadern; jetzt steht dort ein türkisches Bethaus. „Unter dem Gipfel ist die Quelle Peirene, die keinen Ausfluss hat, aber immer voll klaren trinkbaren Wassers ist“ (Strabon), nämlich am südlichen, von der Stadt abgewandten Abhange des Berges; sie heisst jetzt Drachenwasser (δραγονέρα). Eine jetzt grösstentheils zerstörte Treppe führt etwa 20 Schuh tief

die Stadt herum als auch auf Akrokorinth in Menge wächst. Es war eben jetzt im schönsten Flor, 1—2 Schuh hoch, mit goldgelben Blüten, und verbreitet in der Nähe einen strengen, betäubenden Geruch. Auch bei Epidauros, wo es sich in geringerer Menge findet, klagten die Einwohner, dass es die Luft ungesund mache. Ob die Alten ihm dieselbe Eigenschaft zuschrieben, weiss ich nicht. Gewiss ist, dass man es noch jetzt wie vor Alters gebraucht, um die Fische in Binnenwässern oder eingeschlossenen Meeresbuchten damit zu betäuben, sodass sie auf die Oberfläche kommen und leicht gefangen werden. Mit demselben Kraute sollen die Megareer, als die Armee des Dramali-Paschá an ihrer Stadt vorüberzog, einen grossen Brunnen vergiftet und so die Seuche im türkischen Heere hervorgerufen haben, welche demselben später in der argeiischen Ebene so verderblich wurde.

hinunter in einen mit unbehauenen Steinen ausgemauerten und überwölbten Raum, dessen Decke in der Mitte von einem rohgearbeiteten Portal von echtgriechischer Form getragen wird, und dessen Boden bis auf Manneshöhe mit dem klarsten und wohlschmeckendsten Wasser bedeckt ist. Das ganze ist, bis auf einen Theil des Gewölbes über der Treppe, ein altes Werk. Auf den Steinen der Wände fanden wir, so weit das Wasser uns zu gehen erlaubte, drei Inschriften in den Schriftzügen der spätern Zeit; sie scheinen, nach der geringen Sorgfalt zu schliessen, mit welcher sie in die ungeglätteten Felsstücke eingehauen sind, nur Werke der Arbeiter zu sein, zum Andenken an geliebte Personen verfasst. Eine lautet z. B.: *Φίλων Διονυσίου ἐπ' ἀγαθῷ ἐμνήσθη.* Eine andere von ähnlicher Form, auf mehre Personen bezüglich, haben die *μαρμαράριοι* errichtet. Mithin sprechen auch sie für das Alter des Werkes. Das Merkwürdigste an der Peirene ist, wie in dem wasserarmen Griechenland auf einem beträchtlich hohen und fast isolirten Berge eine so reiche Wasserader sich sammeln kann. Daher die Sage der Alten, dass die Quelle ein Geschenk des Flussgottes Asopós an den Sisyphos sei; daher auch der neuere Name Dragonéra, der auf einen dämonischen Ursprung hindeutet. Ausser ihr hat Akrokorinth noch eine Menge von Cisternen, angeblich 365; in einer derselben sind die Schätze Kiamílbei's versenkt, die wol auf ewig ungefunden bleiben werden. Die Aussicht von oben ist unbeschreiblich schön und umfassend. Man sieht gegen Norden den Helikón, den Parnassós und weiter westlich die hohen Gebirge Aitoliens, die beiden letztern noch mit dichtem Schnee bedeckt, gegen Westen die die breite Ebene längs dem Ufer des Golfs bis nach Sikyon hin, über derselben die niedrigen, buntgefärbten Kalkberge und die beschneiten Gipfel des kyllenischen Gebirges, gegen Osten den Isthmos, die Häfen Kenchreai und Schoinus, die megarischen Gebirge, den grössten Theil des saronischen Busens mit seinen Inseln und Attika bis an den Hymettós und das Pentelikón. Majestätischer ist diese Aussicht als die, welche Athen darbietet, aber Athens Gegenden sind reizender, mannichfaltiger,

lieblicher, und sie ist und bleibt, auch abgesehen von dem Glanz ihres Namens, die würdigere Königsbraut.

Doch zurück zur Peirene. Pausanias setzt, wie Sie sehen, die Peirene an eine ganz andere Stelle ausserhalb des nach Lechaion führenden Thores (II, 3, 3) und sagt erst weiterhin (II, 5, 1) im Tone des Zweifels, er habe gehört, dass auch jene Quelle auf Akrokorinth die Peirene sei, und dass das Wasser von dort unterirdisch in die Stadt fliesse. Strabon (II, 212 Tchn.) berichtet ebenfalls als eine Tradition, dass aus seiner Peirene und andern unterirdischen Adern eine Quelle am Fusse des Berges mit Wasser versehen werde. Dasselbe glauben die heutigen Korinthier noch von der Dragonera, und, so weit man nach dem Geschmack des Wassers und dem Anschein der Oertlichkeiten urtheilen kann, mit Recht. Die Peirene des Pausanias ist unweit des jetzigen Weges nach Lechaion noch zu sehen. Hier fällt die felsige Fläche, auf welcher die Stadt gelegen ist, gegen die niedriegen bis an das Meer sich erstreckenden Aecker in einer Höhe von 15—30 Schuh jäh ab; unter der Felsplatte ist eine Wölbung, in welcher aus einem in den Felsen getriebenen Emissair Wasser hervorrieselt. Dies sind die künstlichen Höhlen, deren der alte Reisende gedenkt, aber von den Baulichkeiten und Bildsäulen, womit die Quelle, die Grotte und der Platz davor zu seiner Zeit geschmückt waren, ist nichts mehr zu sehen. Die Halbgelehrten in Korinth (ich habe Ihnen diese Classe neulich kurz geschildert) nennen den Ort das Bad der Aphrodite. Aehnliche Emissaire kommen noch an einigen andern Stellen unter der Felsplatte hervor, angelegt, um die niedriger gelegenen Gärten zu bewässern. Uns blieb leider keine Zeit, in diese Emissaire vorzudringen, um zu sehen, wie weit sie sich erstrecken, ob vielleicht bis unter den Berg von Akrokorinth selbst. Müller hat, ich weiss nicht durch welchen Reisenden verleitet, einen dicht am Meeresufer gelegenen Sumpf als die Peirene bezeichnet. Dieser Sumpf aber, der überdies salziges Wasser enthält, ist nichts weiter als das innere Ende eines von den Venetianern gegrabenen künstlichen Hafens, dessen Mündung gegenwärtig verschüttet ist. Von Lechaion ist nichts mehr zu sehen als

einige Reste der Molos; der heutige Hafen, διαβατῆκι genannt, gewährt kaum für Kaïkia einen sichern Ankerplatz.

Von Korinth nach Megara führen zwei Wege, der eine über die Gebirge, der zweite kürzere am Meeresstrande hin. Wir wählten diesen. Zehn Minuten ausserhalb der Stadt liegt rechts am Wege das Amphitheater, in den Felsen gehauen, offenbar erst aus der Zeit der Wiederherstellung Korinths unter den Römern. Es bleiben demnach, wahrscheinlich am Fuss der Berge, die Spuren eines griechischen Theaters aus der frühern Periode zu suchen. Der Isthmos ist ein felsiger, wenigstens 50 Schuh über das Meer erhabener, fast unangebauter Landrücken. Etwa eine halbe Stunde vor Schoinus (jetzt Kalamáki) fangen einzelne verkrüppelte Fichten sich zu zeigen an, welche sich von hier bis Megara über die Berge fortziehen, aber ohne auf den sterilen Felsen je zu einem freudigen Wachsthum zu gelangen. Nicht weit von Kalamáki liegen rechts vom Wege die Reste des isthmischen Stadions und der dortigen Tempel. Der Hafen von Kenchriai (noch jetzt, nur in der modernen Pluralsform, κεγχρειαὶς genannt) bleibt über eine Stunde zur Rechten. Kalamáki selbst ist eine kleine, zur Aufnahme grösserer Schiffe nicht geeignete Bucht; die Entfernung von Korinth beträgt starke zwei Stunden. Von hier bis an den Anfang des „schlimmen Pfades“ (κακὴ σκάλα), auf eine Strecke von etwa 3½ Stunden, läuft der Weg beständig zwischen dem Fusse der oneischen Berge und dem Meere hin. Diese Berge sind, wie ich schon oben bemerkt habe, spärlich mit niedrigen Fichten bewachsen (jetzt πεύκη genannt, obgleich bei den Alten die hier wachsende Fichtenart πίτυς hiess); bisweilen tritt ihr Fuss hart ans Ufer hinan; gewöhnlich bleiben zwischen ihnen und dem Meere kleine, mit Oelbäumen und Getreideäckern dürftig angebaute Ebenen. Einige Dörfer am Wege liegen grösstentheils in Ruinen, „die Constitution hat sie zerstört“ (τὸ σύνταγμα τὰ χάλασε), sagen die Leute. Der gemeine Mann nennt nämlich auch die kleine Armee, welche vor einem Jahre für die verletzte Verfassung gegen Augustin focht, die Constitution, aus welchem Sprachgebrauch oft gar drollige Reden entstehen. Ein uns begegnender Hirtenknabe äusserte seine

Freude über die Ankunft des Königs: „Du bist also auch ein Constitutioneller?“ „Nein!“ entgegnete er unwillig. „Warum nicht?“ „Die Constitution hat mir voriges Jahr fünf Schweine aufgegessen“ (*τὸ σύνταγμα μ᾽ἔφαγε πέρυσι πέντε γουρούνια*). Der gute Junge begriff nicht, weshalb wir diese Antwort so lächerlich fanden.

An mehren Stellen des Weges bemerkt man Spuren alter Wohnungen, besonders in dem letzten ziemlich geräumigen Thale vor dem Anfang der Kakí Skála, wo jetzt das Dorf Kinetta liegt. Hier mag Krommyon gestanden haben. Ueber dem Dorfe ist ein ziemlich dicht mit Fichten bewachsener Abhang, wo sich allenfalls noch jetzt eine krommyonische Sau verbergen könnte. Von hier an tritt das Gebirge in beträchtlicher Höhe hart ans Meer hinan und bildet auf eine Strecke von zwei Stunden eine steile Wand von den prächtigsten Farben, gelb, braun und grau, voll grosser und kleiner Höhlen; in den Spalten und auf dem Gipfel des Berges wachsen Fichten. Der Weg läuft auf einem Absatze oder Vorsprunge der Felswand hin, in einer Höhe von etwa 50—80 Fuss über dem Wasser; er bildet, Dank sei es der Fürsorge des Kaisers Hadrian, der die Felsen sprengen und ebnen liess, an den meisten Stellen noch eine bequeme und gangbare Strasse; man erkennt die Spuren der Räder an tiefen Einschnitten in dem Felsen. Wenn indess Pausanias (I, 44, 10) sagt, der Kaiser habe die Strasse so breit gemacht, dass sich zwei Wagen begegnen konnten, so gilt dies beiweitem nicht von der ganzen Strecke. Etwa 1¼ Stunde von Kinetta beginnt die gefährliche Strecke; der Vorsprung der Felswand wird schmaler, und die hier stark verfallene Strasse führt unmittelbar am Rande desselben über den unten rauschenden Meereswellen hin. Dies sind die verruchten skironischen Felsen, von denen der grausame Räuber die Vorüberreisenden ins Meer stürzte, bis ihn Theseus erschlug. Die Deutung dieser Mythe auf heftige Stosswinde des Nordwest erscheint nach den Oertlichkeiten sehr wahrscheinlich. Auf die skironischen folgt der molurische Fels (Paus. I, 44, 11), von merkwürdiger Bildung. Eine ungeheuere, etwas

convexe*) Felsplatte von weisslicher Farbe und so glatt, als ob sie künstlich polirt wäre, senkt sich unter einem Winkel von 60—70 Graden von der Bergwand bis ans Meer hinunter. Die Strasse des Hadrian lief auf einem gemauerten Unterbau an der Mitte derselben hin; jetzt ist jenes Gemäuer grösstentheils eingestürzt, und der Pfad geht ein Weilchen am Fusse der Platte, wo die Wellen anschlagen, hin, bis er sich wieder auf die Höhe der Strasse emporwindet. Hier war das alte skironische Thal, und in der That ist kein Theil des Passes leichter zu vertheidigen. Nach einer starken halben Stunde übersteigt die Strasse den Rücken, in welchen die Bergwand nach Osten gegen den Hafen Nisaia hin ausläuft, und senkt sich in die megarische Ebene hinunter. Dieser ganze Weg von Korinth nach Megara ist bequem in neun Stunden zurückzulegen.

Die megarische Ebene ist ein geräumiges Thal, welches sich von dem Hafen und der, Salamis gegenüberliegenden Küste an, zwischen den megarischen Gebirgen einer- und dem Keratagebirge und den südlichen Ausgängen des Kithairon andererseits, in nordwestlicher Richtung, sanft aufsteigend, an das jenseitige Meer erstreckt. Die Stadt liegt mehr nach dem westlichen Rande der Ebene hin, am südlichen Abhange zweier niedriger miteinander verbundener Hügel, die sich in einem niedrigen Rücken ostwärts bis an die Hügel der Halbinsel fortsetzen, welche Salamis gegenüber ins Meer hinaustritt. Ueber die wenigen dort noch vorhandenen Alterthümer kann ich Ihnen für jetzt nichts sagen, da die Eile meines Reisegefährten uns schon mit Sonnenaufgang wieder forttrieb; auch über den ganzen Weg von Megara über Eleusis nach Athen werde ich Ihnen ein anderes Mal schreiben und führe Sie lieber gleich nach Athen.

Wie bedeutend hat sich diese Stadt bereits in den acht Monaten verändert, während welcher ich sie kenne. Aus dem Trümmermeer, das mir bei meinem ersten Einzuge entgegen-

*) Daher (von dieser convexen Rundung) der Name χελώνη (Schildkröte), den der molurische Fels auch führte.

trat, erhebt sich jetzt schon eine hübsche Anzahl ansehnlicher Häuser, die grösstentheils erst im Laufe dieses Winters gebaut worden sind; und wenn Athen nur noch im Laufe des Mai zur Hauptstadt erklärt wird, so werden bis zum November so viele Häuser fertig sein, dass der König und die Regentschaft ihren Sitz hier aufschlagen können. Statt der schmuzigen albanesischen Söldner fand ich am Thore stattliche bairische Soldaten; auf den Zinnen der Akropolis flatterte ein griechisches Banner; vor dem Theseion, wo sich so oft die Hopliten versammelten, exercirten bairische Voltigeurs nach dem Klange der Hörner. Mein kurdischer Freund, der Delibaschi, ist abgezogen mit Thränen in den Augen; abgezogen sind Ali-Aga und Mustapha und alle die wohlbekannten Gestalten bis auf einige Nachzügler, welche noch durch Geschäfte hier zurückgehalten werden, und denen es wundersam vorkommen mag, jetzt sich von den Griechen Gesetze vorschreiben zu lassen.

Für uns Fremde hat die Anwesenheit der Baiern zunächst den grossen Vortheil, dass wir frei und ungehindert zu jeder Stunde des Tages die Akropolis besuchen können. Durch Subscription ist eine kleine Summe zusammengebracht worden, um mit Wegräumung des Schuttes zu beginnen, und schon hat die Arbeit zu interessanten Resultaten geführt. Zunächst ist, etwa 40 Fuss vor der östlichen Fronte des Parthenon, die Inschrift wiedergefunden worden, welche Cyriacus von Ancona in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts copirte (*Corp. inscr. gr.* 478). Sie findet sich auf der äussern Seite eines grossen bogenförmigen ionischen Architravs auf den drei Bändern unter den Resten des Perlenkranzes, welche von den architektonischen Verzierungen am obern Rande allein übriggeblieben sind. Die innere Seite hat ebenfalls die Bänder, sodass kein Zweifel bleibt, dass es ein Architrav war. Die neuern Reisenden sahen nur die beschriebene Seite, und vielleicht auch diese nicht vollständig, in dem Fundamente eines türkischen Hauses; daher Leake in seiner Topographie den Misgriff macht, das Stück (gegen den Inhalt der Inschrift, die eines Priesters der Roma und des Augustus erwähnt) für ein Piedestal einer kolossalen

Statue des Augustus zu erklären. Boeckh schliesst aus der Inschrift schon richtig auf einen Tempel oder jedenfalls ein Gebäude zu Ehren der beiden Gottheiten. Nach der Gestalt des Architravs war es ein runder Tempel, dessen innerer Durchmesser über den Kapitälern der Säulen gegen 20 Fuss engl. betrug, und dessen Höhe vom Fusse der Säulen bis an die Spitze des gewölbten Daches (wenn anders die gewöhnlichen Verhältnisse beobachtet worden waren) gegen 40 Fuss betragen haben muss. Pausanias, der ungeachtet seiner trocknen prosaischen Natur dennoch griechisch genug fühlte, um die nidrige Schmeichelei seines Volkes gegen die römischen Beherrscher mit Abscheu zu sehen, erwähnte dieses Tempels wahrscheinlich mit Absicht nicht. Ohne Zweifel wird die völlige Ausräumung der Akropolis noch zu Auffindung des Fundaments und anderer Bruchstücke führen.

Von dem Fries des Parthenons sind bis jetzt vier Platten aus dem Schutt hervorgezogen worden, drei von der nördlichen, eine von der südlichen Seite der Cella. Von diesen ist, so viel ich weiss, erst eine durch Zeichnungen bekannt; sie gehört zu dem Theile der Procession, wo mehre Quadrigen aufeinander folgen. Die beiden andern Platten von der Nordseite*) enthalten folgende Darstellungen.

Erste Platte (4 F. E. breit): zur Linken ein Opferstier, nur von der Schulter an sichtbar; neben ihm (auf seiner rechten Seite) ein Jüngling in langem Gewande, das er über die linke Schulter geschlagen trägt, sodass der linke Oberarm, so weit er nicht durch den Leib des Stieres verdeckt wird, frei bleibt; die Füsse unter den Knöcheln nackt. Hinter dem Stier ein anderer Mann in ähnlichem langen Gewande, über das er einen faltigen Mantel geschlagen hat, der seinen Hals und sein Gesicht bis über die Lippen verhüllt und bis auf die äussersten Finger die Linken Hand, welche er eben zu erheben

*) Da die Procession von Westen nach Osten vorschreitet, so stehen die Figuren von der Nordhälfte des Frieses dem Beschauer von der Rechten zur Linken gewandt, und kehren ihm also (mit einzelnen Ausnahmen) ihre linke Seite zu; die von der Südhälfte gehen dem Beschauer von der Linken gegen die Rechte vorüber.

im Begriff ist, hinabreicht. Während der erste Stier ruhig hinschreitet, tritt der folgende gar unbändig auf, mit den vordern Füssen zum Sprunge ausholend; das kräftige Haupt ist rückwärts geworfen, sodass er mit dem Maule fast die Schulter des vor ihm gehenden Verhüllten berührt. Sein Führer, der ihm zur Rechten geht, ist wieder nur bis an die Brust sichtbar; er scheint bemüht, den Stier zu halten oder ihn durch Streicheln zu besänftigen; durch die lebhafte Bewegung ist ihm sein Gewand von den Schultern geglitten, sodass Brust und Oberarm frei sind. Vom Rande des Steines her wird noch eine Hand und ein Vorderarm mit darüberhängendem Gewande sichtbar, welche von dieser Seite den Stier fassen oder ihn liebkosen zu wollen scheint. Die Platte ist vollständig erhalten bis auf die untere Ecke der rechten Seite.

Zweite Platte (4 F. 8 Z. E. breit): drei männliche Figuren schreiten hintereinander her, von der Rechten gegen die Linke, in gleichmässiger Stellung, auf dem linken Fusse stehend, den rechten vorwärts setzend. Sie tragen lange, umgürtete, fast bis auf die Knöchel reichende Gewänder; der rechte Arm und ein Theil der rechten Brust sind bloss. Auf der linken Schulter tragen sie niedrige bauchichte Vasen mit zwei kurzen Henkeln; der rechte blosse Arm ist über den Kopf zurückgebogen, um das Gefäss an einem Henkel zu halten; die beiden vordersten stützen es überdies noch mit der linken Hand. So gleich sich diese Figuren auch sind, so hat doch der grosse Künstler einer jeden eine schöne Individualität zu geben und in die Draperie Mannichfaltigkeit zu legen gewusst. Hinter ihnen ist ein vierter junger Mann in gebückter Stellung, von dem nur der Kopf, der rechte Arm und die linke Hand sichtbar sind, beschäftigt, eine ähnliche Vase an den Henkeln von der Erde aufzuheben. Ueber seinem Kopfe sieht man die beiden vorgestreckten Vorderarme und Hände, welche etwas einem Stabe Aehnliches halten; leider ist dies zerbrochen, scheint aber nach der Art, wie die Finger von beiden Seiten übergreifen, eine Flöte mit Löchern gewesen zu sein. Die Figur selbst ist nicht sichtbar, weil sie erst auf der folgenden Platte enthalten war; ihr vom linken Vorderarm herabhängen-

des Gewand verdeckt den Körper der vor ihr stehenden gebückten Figur. Von der obern Ecke an der rechten Seite dieser Platte waren einige Stücke abgebrochen, sind aber zugleich gefunden worden, sodass sie vollständig wieder zusammengesetzt werden kann.

Die letzte Platte, von der Südhälfte des Frieses, ist stark beschädigt, oben, unten und an beiden Seiten abgebrochen; sie enthält vier hintereinander fortschreitende, nur von den Schultern bis ans Knie erhaltene weibliche Figuren.

Ausser den erwähnten Gegenständen sind noch einige Inschriften und eine Menge kleinerer Bruchstücke von Sculpturen, architektonischen Ornamenten und Inschriften gefunden worden. Die Arbeit rückt langsam vor, da die geringen Mittel nicht erlauben, eine grosse Anzahl von Arbeitern anzustellen; wir hoffen indess, dass die Regentschaft bald eine Summe aus der Staatskasse bewilligen wird, um das vielversprechende Unternehmen zu fördern. Die Hauptresultate werde ich fortfahren Ihnen zu melden.

IX.*)

Athen, 30./18. Mai 1833.

Seit meinem letzten Briefe an Sie bin ich wieder nicht weit über diese Stadt und ihre Umgegend hinausgekommen; zum Theil, weil der König von Woche zu Woche hier erwartet wurde und ich das interessannte Schauspiel der Anwesenheit des Nachfolgers des Kodros in Athen nicht gern verlieren wollte. Der bedeutendste unter den inzwischen gemachten Ausflügen war auf den Gipfel des Parnes, welcher bisher wenigstens unter den europäischen Reisenden für unerstiegen gegolten hat (vgl. Kruse, Hellas II, 1, S. 7). Wir machten uns um die Mitte dieses Monats an einem schönen Morgen in einer Gesellschaft von sechs Personen auf den Weg und schlugen

*) Blätter für literarische Unterhaltung 1833 N. 231. 232.

die Strasse nach Phylé und Theben ein, welche am Kolonós vorüberführt. Der Kolonós ist ein niedriger stumpfer Felsenhügel, in der von Thukydides (8, 67) angegebenen Entfernung (zehn Stadien) von der Stadt, mit einer vorzüglich in der Abendbeleuchtung ungemein schönen Aussicht auf die Stadt, die Akropolis, die ganze Küste von Cap Kolias bis über den Peiräeus hinaus, und über derselben auf das tiefblaue Meer, mit Aigina und den in der Ferne sanft verschwimmenden Küsten von Argolis im Hintergrunde. Aber die Haine des Poseidon und der Erinnyen, ihre sowie die übrigen hier befindlichen Heiligthümer und der Demos selbst sind gänzlich verschwunden, bis auf einige Reste von Fundamenten an und auf dem kleinen Hügel. Nur einige hundert Schritte westlich, wo der Oelwald mit seinen Gärten beginnt, grünen Weinstock, Lorber und Olive noch wie zu Sophokles' Zeit, und im schattigen Gebüsche, das des Kephissós immer wache Quellen bewässern und nähren, singt noch die dichtgefiederte Nachtigall ihre helltönenden, herrlichen Weisen. Ein paar Stadien weiter südlich gegen die Stadt hin liegt ein zweiter ähnlicher, doch kleinerer Hügel, auf welchem sich ebenfalls Spuren alter Gebäude finden. Ich zweifle, dass er mit zu Kolonós zu rechnen sei, theils weil er zu nahe bei Athen ist, theils weil der Name, so viel ich weiss, immer nur im Singular vorkommt (ὁ Κολωνός), also sich nur auf Einen Hügel bezieht. Zur Akademie kann er auch nicht gehören, denn diese lag noch etwas näher an der Stadt (*Cic. De fin.* 5, 1) und in einer ungesunden Gegend (*Aelian. V. h.* 9, 10), womit wirklich die Lage einiger niedrigen, feuchten, fruchtbaren Felder gleich südlich von dem letzten Hügel am Rande des Oelwaldes übereinstimmt, welche das Volk noch jetzt Ankadimiá (Ἀγκαδημιά) nennt. Da nun Pausanias (I, 30, 4) den Thurm des Menschenhassers Timon „in derselben Gegend" zwischen der Akademie und dem Kolonós Hippios erwähnt, so lag dieser vielleicht auf der kleinern südlichen Anhöhe. Was übrigens unter dem ehernen Wege (χαλκόπους ὁδός) bei Kolonós zu verstehen sei, darüber wage ich keine Vermuthung. Kruse (S. 289) macht „eine Art von Pass" daraus; aber wo ein Pass in der flachen Ebene?

Der Weg führt nicht weit hinter Kolonós über den Kephissós, und dann in der Ebene fort, den Aigaleos in einigem Abstande zur Linken lassend, in ein kleines durch eine niedrige Hügelreihe von der grossen Ebene geschiedenes Thal, das für das Gebiet von Acharnaí gilt. Die Lage desselben, seine Entfernung von Athen, viele über die Felder zerstreute Trümmer und ziemlich starker Weinbau sprechen dafür; doch wünsche ich diese ganze Gegend noch einmal näher zu untersuchen. Eine halbe Stunde weiter nördlich liegt noch in der Ebene, doch nur eine Viertelstunde vom Fusse des Parnes, das Dörfchen τὰ Λιοσχικὰ καλύβια, das schon zu dem grossen und reichen Dorfe Chastia (dem alten gleichnamigen Demos) gehört; das letztere liegt noch nördlicher, zwischen den ersten Vorbergen des Parnes. Von hier wandten wir uns östlich über einige felsige Hügel, auf welchen evidente Spuren eines alten Demos und in einigen zerstörten Kirchen verschiedene Inschriften, Sarkophage und andere Reste sind, nach dem grossen Dorfe Menídi, das lange für Acharnaí galt, bis die neuern Reisenden mit Recht den Demos Paionidaí darin erkannt haben. Die Verwandlung des P in M darf Sie nicht wundern; die Aussprache des Π ist bei den heutigen Griechen fast noch weicher, als die des P in Sachsen, und mithin geht sein Laut leicht in den von M über. So ist auch aus Pentele jetzt Mentéli (Μεντέλη) geworden.

Von Menídi stiegen wir 1¼ Stunde lang eine sanft abhängige Fläche hinauf, bis an den eigentlichen Fuss des Gebirges, wo an einer schönen Quelle kühlen Wassers beträchtlich hoch über der Ebene ein zerstörtes Metochi des heil. Nikolaos liegt. Dies scheint Lipsydrion zu sein, ein Platz, welchen nach Herodotos (5, 62) die aus Athen vertriebenen Alkmaioniden, nachdem ihnen ein Versuch, mit gewaffneter Hand die Rückkehr zu erzwingen, mislungen war, gegen die Peisistratiden befestigten. In allen Handschriften des Herodotos steht Λιψόδριον τὸ ὑπὲρ Παιονίης. Die Lesart einiger Ausgaben ὑπὲρ Πάρνηθος ist aus einer Stelle der Lexikographen genommen, welche ich leider nicht zur Hand habe. Da der Zweck dieser Befestigung kein anderer war, als den Gegnern durch Ueberfälle zu schaden,

konnten die Alkmaioniden nicht leicht einen günstigern Punkt wählen. Von hier aus die ganze Ebene zwischen dem Pentelikón, Hymettós, Aigaleos und Parnes überschauend, konnten sie jede Gelegenheit erspähen, den Tyrannen und ihren Anhängern Abbruch zu thun. Alte Reste sind hier indess nicht mehr vorhanden, ausser einigen Grabsteinen in der Kirche, die jedoch auch von unten heraufgeschafft worden sein können.

Am folgenden Morgen vor Sonnenaufgang klommen wir bereits, von einem Führer aus Menídi begleitet, das Gebirge hinan. Es bildet über dem Metochi eine steile Wand, an der indess ein ziemlich bequemer Weg, durch die Lastthiere der Holzhauer gebildet, in schräger Richtung sich hinaufzieht. Die südlichen, nach der attischen Ebene gewandten Abhänge des Parnes sind nur zum Theil mit niedrigen Fichten bedeckt, zum Theil zeigen sie nackte, verschieden gefärbte Felsflächen, welche dem Gebirge, bei hellem Sonnenschein von Athen aus gesehen, eine Farbenpracht verleihen, die mit Worten nicht zu schildern ist. Nach 1½ Stunde war der Rand der Bergwand erreicht, und wir hatten jetzt eine ausgedehnte Gebirgsfläche vor uns, auf der sich mehre kleinere Berge und in einem Abstande von 1½ Stunde der höchste Gipfel der ganzen Gebirgskette erheben. Hier waren wir bereits in der Region der Tannen, welche, von schlankem, ziemlich hohem Wuchse, hier oben die Fichten verdrängen und ansehnliche Räume überdecken. Die kleinen Ebenen zwischen den Waldstrecken hatten einen schönen, fast nordischen Graswuchs; einige bestellte Felder gehörten einem rechts von unserm Wege zwischen den Bergen liegenden Kloster der heil. Triada. Diese ganze Bergfläche heisst Xerolivádi (Ξερολιβάδι*), trockene Wiese); eine reiche Quelle, angeblich mit Heilkräften, am nördlichen Rande derselben, wird Palaiochóri genannt, welcher Name auf einen alten Ort hindeutet, von dem ich jedoch keine Spuren

*) Ich habe absichtlich Ξερο-, nicht Ξηρολιβάδι geschrieben, weil die Aussprache des η in diesem (wie in einigen andern, z. B. ἡμεῖς) mehr wie ε, denn wie ι lautet.

fand. Von der Quelle bis auf den Gipfel ist der Weg beschwerlich, besonders auf der letzten Strecke, wo die Abhänge mit einem Gerölle von Glimmerschiefer bedeckt sind; aber durch welche Aussicht wurden wir oben belohnt! Unglücklicherweise hatten wir keinen ganz hellen Tag getroffen; der Helikón war nur schwach zu erkennen, der Parnassós ganz durch Wolken verdeckt; aber nach Norden übersahen wir fast ganz Boiotien bis über den See Kopais hinaus, nach Osten fast ganz Euboia mit seinen mächtigen, noch stark mit Schnee bedeckten Gebirgen, nach Südost einen Theil des aigeüschen Meeres, nach Südwest über den saronischen Meerbusen hinaus tief in die Bergketten des Peloponnes hinein. Wozu Alles einzeln aufzählen? Wir umfassten mit Einem Blicke die Hauptschauplätze des griechischen Ruhmes, die Schlachtfelder von Marathón und Plataiaí und die Enge von Salamis, aber wir sahen auch in trüber Ferne die Gegend, wo Chaironeia lag. Denken Sie sich die tausend geschichtlichen Erinnerungen hinzu, welche sich hier Einem aufdrängen, und Sie werden mir Recht geben, wenn ich sage, dass gewiss keine Aussicht in der Welt an historischem Interesse dieser gleichkommt, sowie ihr wenige an malerischer Schönheit gleichkommen mögen.

Beim Hinuntersteigen nahmen wir nicht denselben Weg, sondern gingen ostwärts auf dem Rücken des Gebirges hin, wo es nach etwa zwei Stunden stark abfällt und sich dann in in einer viel niedrigern, sanfter geformten Bergkette zwischen dem Asopósthal und Oropós im Norden und der marathonischen Ebene im Süden bis ans Meer fortsetzt. Von wilden Schweinen (jetzt *ἀγριόγουρνα*), deren Pausanias (I, 32, 1) auf dem Parnes gedenkt, fanden die jagdkundigen Offiziere in der Gesellschaft Spuren; auch Wölfe giebt es noch dort, aber keine Bären. Ausser den Tannen auf den höhern und den Fichten auf den niedrigern Theilen des Gebirges bemerkte ich nur einzelne Eichen, und in den feuchtern Schluchten und Niederungen einige Platanen. Vorzüglich schön waren diese bei Tatói (*ἡ Τατόη*), einem zerstörten Dörfchen am Fusse des Gebirges, am Eingange des Passes, der von Athenn ach Oropós und Chalkís

führt. Von Tatói ziehen sich noch einige runde Hügel ein paar Stadien weit südlich gegen die Ebene hin. Auf einem der letztern erkennt man schwache Spuren alter Befestigungen. Hier lag Dekéleia, von den Lakedaimoniern vorzüglich in der Absicht in Besitz genommen, den Athenaiern die directe Verbindung mit Euboia abzuschneiden, was auch gelang. Die anmuthige Gegend mochte die lakedaimonische Besatzung oft zum Spazierengehen ins Freie locken, obgleich in dem coupirten Terrain leicht ein Ueberfall auf sie auszuführen war. Als die Ephoren dies erfuhren, sandten sie der Besatzung einen Brief: „Spazieret nicht!" (Μὴ περιπατεῖτε, *Aelian. V. h.* 2, 5). Von Tatói, wo wir unser Gepäck wiederfanden, hatten wir noch einen Marsch von 5—6 Stunden durch die Ebene nach Athen zu machen.

Einige Tage darauf langte die Nachricht an, dass der König und die Regentschaft am 23. Mai in Athen eintreffen würden. Sofort stürzte sich Alles in den kopflosen Taumel der Vorbereitungen zu ihrer Aufnahme, dessen Schilderung Sie mir schenken werden, wenn ich Ihnen sage, dass sich im veilchenumkränzten Athen so ziemlich die Schöppenstädtereien wiederholten, über welche ich in unsern kleinen deutschen Städtchen beim Empfange hoher Reisender so oft hatte lachen müssen. So kam denn der bestimmte Tag heran; und da der König in Megara hatte schlafen sollen, so konnte der Einzug in Athen erst Nachmittags stattfinden. Um Mittag setzte ich mich mit einigen Freunden zu Pferde, und wir ritten nach Daphní, wo eine Deputation von Athenaiern den König begrüssen sollte. Daphní (τὸ Δαφνί) ist ein Kloster in dem Engpasse, welcher, die Bergkette des Aigaleos der Quere nach durchschneidend, aus der athenaiischen in die thriasische Ebene führt, und durch welchen vor Alters der heilige Weg (ἱερὰ ὁδός) ging. Es liegt 1¼ Stunde von Athen, an der Stelle, wo am sogenannten bunten Berge (ποικίλον ὄρος) ein Tempel des Apollon stand (Paus. I, 37, 5). Doch von diesen Oertlichkeiten ein anderesmal mehr. Nach langem Harren wurde um 5 Uhr die nahe Ankunft des Königs gemeldet, und die Deputation begab sich hierauf an den Eingang des Passes zurück, von wo der von

der Landseite Kommende die erste Ansicht der Stadt und der Ebene hat. Um 6 Uhr erschien der junge König, von seinem Bruder, dem Kronprinzen von Baiern, dem Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, dem Grafen Armansperg und einem kleinen Gefolge begleitet; die Herren von Maurer, Heideck, Abel und Greiner waren schon des Morgens über See in Athen eingetroffen. Die Anrede der Athenaier beantwortete der König sehr passend: Es sei einer der frohesten Tage seines Lebens, an welchem er ihre weltberühmte Stadt zum ersten Male erblicke; und sowie er Alles thun werde, um ihrem Glücke wieder aufzuhelfen, so hoffe er auch, dass die heutigen Bewohner derselben sich mehr und mehr beeifern würden, sich des Ruhmes ihrer Vorfahren wieder würdig zu zeigen. Dann warf sich Alles zu Pferde und schloss sich dem Zuge an, der in scharfem Trott vorwärts ging, bis schon im Oelwalde die Fluten der Menschenmenge es unmöglich machten, anders als in langsamem Schritt vorwärts zu kommen. Aufrichtige, selige Freude malte sich in allen Gesichtern, und unaufhörlich erscholl es tausendstimmig in die Lüfte: „Ζήτω Ὄθων! ζήτω ὁ βασιλεύς μας! να ζήσῃ πολλὰ χρόνια!“ (Es lebe Otto! es lebe unser König! er lebe viele Jahre!) Der König schien tief gerührt und äusserte auch am folgenden Tage, dass ihn ein so herzlicher Empfang in Athen aufs tiefste bewegt habe. Um dem jauchzenden Volke den Anblick seines hoffnungsvollen, jugendlichen Herrschers länger zu gönnen, ging der Zug auf einem kleinen Umwege durch das Thor zwischen dem Areios Pagos und dem Theseion in die Stadt und am Theseion vorbei nach der für den König und den Kronprinzen bestimmten Wohnung, wo der König endlich, durch das Gedränge genöthigt, vom Pferde zu steigen, mit Einbruch der Nacht zu Fusse anlangte. In Wahrheit, welch ein Schauspiel! Ein Volk, ein König, mit Vertrauen sich einander in die Arme werfend, um vereint ein neues Leben zu beginnen, und eine an sich so grosse Begebenheit noch dadurch geboben, dass sie auf einem Boden vorgeht, wo an jedem Fussbreit Landes die grössten weltgeschichtlichen Erinnerungen haften!

Die folgenden Tage vergingen in einem Sturme, wie er

bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist, sodass es mir schwer werden würde, Ihnen Alles der Reihe nach zu erzählen. Die Reisenden widmeten fast alle ihre Zeit der Besichtigung der Alterthümer und dem Besuche der nächsten Umgegend, und meinem Landsmann Forchhammer und mir wurde dabei die gewiss schmeichelhafte Ehre zu Theil, die hohen Herrschaften fast überall zu begleiten und den neuen Herrscher der Hellenen in seiner künftigen Residenz und ihren Umgebungen herumzuführen. Von dem Kunstsinn des Königs und seiner Liebe für die Alterthümer seines Landes kann die Alterthumswissenschaft das Höchste erwarten; die Ausgrabung und Aufräumung nicht allein der Akropolis, sondern auch des in einem frühern Briefe bezeichneten Theiles der alten Stadt scheint so gut wie beschlossen.

Wenn ich Athen als künftige Residenz bezeichnet habe, so ist das doch nur noch anticipirt; freilich ist der seltsame Vorschlag eines von dem Könige mitgebrachten Architekten, die Hauptstadt am Peiraieus anzulegen, so gut wie verworfen worden, aber man hat vorläufig nur beschlossen, in zwei bis drei Monaten die Residenz provisorisch hierher zu verlegen. Der definitive Beschluss wäre vermuthlich schon gefasst worden, da der König sehr für Athen geneigt ist und die Regentschaftsmitglieder einstimmig dafür entschieden sind, hätte nicht ein erlauchter Reisender den Vorschlag gemacht, Athen, dessen alte Geschichte einmal für allemal geschlossen sei, ganz zu verlassen, seine heiligen Ruinen gar nicht durch die Nähe moderner Wohnungen zu entweihen und eine bis zwei Stunden weit von diesen ehrwürdigen Denkmälern eine neue Ottosstadt zu gründen. Die Vertheidiger der entgegengesetzten Meinung erwiderten hierauf, dass noch durch keinen Neubau den Alterthümern Eintrag geschehen sei; dass es noch in der Hand der Regierung stehe, für ihre Erhaltung alle mögliche Fürsorge zu tragen und die Aufführung neuer Häuser nur in einer angemessenen Entfernung von denselben zu erlauben, und dass es gewiss für König Otto ein schönerer Ruhm sein werde, der Wiedererbauer Athens als der Gründer einer neuen Stadt zu heissen. Inzwischen war durch diesen Widerstreit der Mei-

nungen ein Schwanken in die Entschliessungen gebracht worden, und erst die nächste Folgezeit kann lehren, welche Meinung siegen wird.

Der Kronprinz von Baiern ging am dritten Tage Abends mit dem neapolitanischen Dampfboot Franz I., welches, wie Sie aus den Zeitungen wissen, mit einer Gesellschaft Reisender eine Lustfahrt nach den vornehmsten Häfen der Levante macht, über Smyrna nach Konstantinopel ab, der König Tags darauf über Aigina nach Navplion zurück. In Athen herrscht wieder die gewohnte Stille, nur dass der Häuserbau mit grösserm Eifer fortgesetzt wird als zuvor. Seit einigen Tagen hat man auch mit dem Schneiden des Getreides begonnen, welches dies Jahr wegen des langen Winters und kühlen Frühlings ein paar Wochen später gereift ist als gewöhnlich. Man schneidet es mit der Sichel (τὸ δρεπάνι oder δραπάνι), bindet es in Garben (δεμάτια) und bringt es auf die Tenne (τὸ ἀλώνι), wo es nach einigen Tagen, wenn die Sonne es gehörig getrocknet hat, von Pferden und Eseln ausgetreten wird (ἀλωνίζεται). Dieser Theil des Sommers (die eigentliche Erntezeit) heisst noch jetzt τὸ θέρος, während der Sommer im Allgemeinen τὸ καλοκαίρι (das Schönzeitchen) heisst. Die Art und Weise der Ernte ist nicht die vortheilhafteste; das Getreide wird mit vielem Sand und Staub gemischt, und es geht viel dabei verloren. Doch hat der Ackerbau, wenigstens in Attika, früher auf einer noch niedrigern Stufe gestanden. Ein junger albanesischer Bauer, ein geborener Athenaier, mit dem ich gestern darüber sprach, sagte mir: „Siehe, vor der Revolution waren wir noch unwissender als jetzt. Wir kannten blos unsern Ort, gingen höchstens bisweilen ans Ufer, um uns zu baden; und wenn wir ein Kaïki in der See sahen, fragten wir verwundert: wem gehört es? (τίνος εἶναι). In der Revolution sind wir weit herumgekommen, auf die Inseln, nach Morea, überall hin; wir haben vieles Neue gesehen, und wir haben unsere Augen geöffnet und gelernt (κ᾽ἀνοίξαμεν τὰ μάτιά μας κ᾽ἐμάθαμεν)." Er mochte nicht Unrecht haben; in der gewaltigen Erschütterung der Revolution hat das Volk unterm Zwange der Noth eine Masse von Vorurtheilen und starren Gewohnheiten abgeschüttelt, zu

deren allmäliger Ablegung in Friedenszeiten mehr als ein Menschenalter erforderlich gewesen wäre. Jetzt ist der Boden gelockert und die neu zu säenden Saaten werden desto schneller wurzeln und keimen. Dass indess noch Schwierigkeiten genug bleiben, wissen Sie aus meinen frühern Briefen.

6. Juni.

Bevor ich den Brief absende, füge ich nach Gewohnheit das neueste Neue hinzu. Von Ausgrabungen, wovon ich Ihnen am liebsten schriebe, kann ich leider nichts weiter melden; das Geld ist längst daraufgegangen, und von Seiten der Regierung hat noch nichts dafür geschehen können. Aus der Residenz ist das Neueste, dass am Geburtstage des Königs (1. Juni) ein Ritterorden des Erlösers (τάγμα τοῦ σωτῆρος) gestiftet worden ist. Im Innern des Reiches herrscht fortwährend Ruhe und Ordnung. Von der Grenze hört man, wie es scheint, mit Zuverlässigkeit, dass die ausgewanderten Pallikaren, nebst einem Haufen Türken oder Albanesen, die Stadt Arta geplündert und eingeäschert haben. Inzwichen ist es gewiss, dass ein Theil jener Auswanderer (wie man sagt, gegen 500) bereits über die Grenze zurückgekehrt ist und zu capituliren verlangt hat; die Regierung hat sie, insofern sie innerhalb des Königreiches gebürtig sind, mit Verzeihung ihres Ungehorsams begnadigt, auf der Bedingung, sich fortan den Gesetzen unterwerfen zu wollen. Meine schlimmen Prophezeiungen scheinen demnach nicht in Erfüllung zu gehen; ich sage von Herzen: desto besser! Aus Konstantinopel hören wir nur, dass die türkisch-ägyptisch-russische Angelegenheit noch immer nicht beendigt ist, und wir sehen mit gespannter Erwartung der Lösung dieser Frage entgegen. Mit ihr hängt die Lösung einer andern Frage zusammen, welche Griechenland ganz unmittelbar berührt. Ich schrieb Ihnen, glaube ich, von Navplion aus, dass die Samier die Anerkennung der türkischen Herrschaft aufs bestimmteste verweigert und sich um Schutz an die königlich-griechische Regierung gewandt hätten. Dieser hat ihnen natürlich nicht bewilligt werden können; dagegen ist ihnen griechischerseits versprochen worden, falls sie ihre Unabhängigkeit gegen den

Sultan nicht zu behaupten vermöchten und sich zur Auswanderung entschlössen, ihnen im Königreiche ebenso viele Ländereien anzuweisen, als der Flächenraum ihrer Insel beträgt; wogegen die Samier sich anheischig gemacht haben, in diesem Falle bis auf den letzten Mann ihre Insel zu verlassen und in das Land der Freiheit überzuwandern. Diese Nachricht können Sie als authentisch betrachten. So können wir denn in unserm an merkwürdigen Begebenheiten reichen Zeitalter erwarten, das grosse Beispiel der Auswanderung der Phokäer durch die Samier wiederholt zu sehen. Aber besser noch, wenn es ihnen gelingt, den ungleichen Kampf mit dem Sultan siegreich durchzukämpfen.

X.*)

Theben, 7. Juli 1833.

Seit 14 Tagen habe ich Athen verlassen und befinde mich auf dem von den Alten gepriesenen fetten Boden Boiotiens; und fruchtbar sind allerdings die Landstriche, welche ich bisher sah, aber wenig angebaut, durch die Verheerungen des langjährigen Krieges noch mehr verödet, schattenlos, von der Sonne verbrannt, für Gemüth und Auge unerfreulich. Inzwischen habe ich doch in diesen zwei Wochen des archäologisch und historisch Interessanten bereits so viel gesehen, dass ich auf den Versuch verzichten muss, auch nur eine Uebersicht desselben in diese Zeilen zusammenzudrängen; ich gebe Ihnen daher nur eine Uebersicht meiner Reiserouten und unterhalte Sie lieber von dem unmittelbar Erlebten, sowie von den gegenwärtigen Zuständen des Landes und seiner Bewohner.

Man reist von Athen nach Theben zur Sommerszeit in Einem Tage durch die eleusinische Ebene, durch das Thal von Eleutheraí (jetzt Saranta Potamoi) und den kithaironischen Engpass (den alten Dreihäupterpass), in 12—13 Stunden. Ich

*) Blätter für literarische Unterhaltung 1833 N. 294. 295.

nahm indess meinen Weg über Chastia, auf meinem Lieblingsberge, dem herrlichen Parnes, und schlief die erste Nacht in dem Kloster der Panagia unweit dieses Dorfes. Die Besatzung desselben besteht gegenwärtig nur aus einem Abte und drei Mönchen, starkgebauten, stämmigen Gesellen, lauter Albanesen, die sich von den übrigen Bauern ihrer Nation nur dadurch unterscheiden, dass sie schwarze Jacken statt weisser, schwarze Kappen statt rother und lange Bärte tragen. Sie nahmen mich mit der gewohnten Gastlichkeit der griechischen Klostergeistlichen auf, sodass ich meinen, in der pomphaften, halb altgriechischen Schreibweise der höhern Geistlichkeit abgefassten Empfehlungsbrief des Despoten (Erzbischofs) von Athen nicht vorzuzeigen nöthig hatte. Freilich fehlt es den Klöstern noch an Mitteln, ihre Gastfreundlichkeit durch viel mehr als den guten Willen zu zeigen; ein Teppich zum Nachtlager (der natürlich aus pikanten Gründen abgelehnt wird), Brot, Käse Oliven, Eier und gepechter Wein, das ist Alles, was sie dem Fremden anzubieten vermögen. Von der Bildungsstufe dieser guten Väter mag Ihnen folgende Anekdote einen Begriff geben. Beim Abendessen (δεῖπνον), wo sich die Unterhaltung wie gewöhnlich um die Politik des Landes drehte, fragte mich der „allerheiligste Exabt*)“: Τί ἄνθρωπος εἶναι ἡ ἀντιβασιλεία; τί τὸν ἔχει ὁ βασιλέας μας?“ (Was für eine Art Mensch ist die Regentschaft? und was macht unser König mit ihm?) Er war nicht wenig verwundert, zu hören, dass dieser ihm räthselhafte Mensch aus drei andern Menschen und einem ergänzenden Mitgliede zusammengesetzt sei. Als ich diese Anekdote vor et-

---

*) Exabt, ὁ πρώην ἡγούμενος oder πρωηγούμενος. In den meisten griechischen Klöstern wird der Abt nicht auf Lebenszeit, sondern auf unbestimmte Frist erwählt. Sehen die Brüder nach einem oder mehren Jahren, dass seine Verwaltung dem Besten des Klosters nicht förderlich ist, so entsetzen sie ihn in aller Güte und erwählen einen andern aus ihrer Mitte. Im Titelwesen übertrafen die Griechen bisher wo möglich noch uns Deutsche. Der Erzbischof oder Bischof ist δεσπότης und πανιερώτατος, der Abt oder Archimandrit πανοσιώτατος, der einfache Priester αἰδεσιμώτατος, u. s. w. Unzählige Abstufungen gab es in den Titeln der bürgerlichen Stände, doch hat die Revolution bereits artig darunter aufgeräumt.

lichen Tagen einem gebildeten Griechen erzählte, versicherte mich dieser, dass während der Revolution, als plötzlich eine Menge alter, dem gemeinen Mann fremder Benennungen in Gebrauch kamen, noch unglaublichere Dinge vorgekommen seien. In der ersten Epoche der Revolution war die Leitung der Dinge eine Zeit lang in den Händen einer Gerusia (eines Senats). Ein Bauer hatte eine Reise nach dem Sitze der Regierung gemacht. „Du hast also die Gerusia gesehen“, fragte man ihn. „Ja“, versetzte er; „sie sass grade im Fenster; sie sieht ungefähr aus wie eine Katze, ist aber etwas grösser.“ Der gute Mann hatte einen zahmen Affen für die Leiterin der Schicksale Griechenlands gehalten. Einen damals in Athen errichteten Gerichtshof, den Ἄρειος πάγος, nannte das Volk in vollem Ernste den ἄγριος πάγος, und die Astynomen (Polizeimeister) heissen bei ihm noch jetzt Astronomen u. s. w.

Ist es aber mit der Bildung dieser Klostergeistlichen, zumal der Albanesen, von denen die meisten Klöster auf dem Lande besetzt sind, schlecht bestellt, so haben sie andere achtungswerthe Eigenschaften. Sie sind mit wenigen Ausnahmen unverdorben, einfach und streng in ihrer Lebensweise, dabei arbeitsam, mit eigener Hand Acker und Garten bestellend, Holz fällend u. s. w. Aber nur von den entlegenen Klöstern in den Gebirgen will ich dies gerühmt haben.

Vom Kloster stieg ich am folgenden Morgen über Phyle, das hoch und kühn gelegene Adlernest, von wo aus Thrasybulos den Athenaiern einst die Freiheit brachte, in die Hochebene von Skurta hinunter. Hier wandte ich mich links, den graden Weg nach Theben verlassend, um die Ruinen von Pánakton aufzufinden und in das Thal von Eleutheraí zu gelangen. Während ich in der vollen Glut der Mittagssonne jene Ebene durchziehe, schildere ich Ihnen die Art, wie ein sparsamer Reisender in dieser Jahreszeit in Griechenland reist. Man miethet ein Pferd oder Maulthier für eine Miethe (ἀγώγιον) von 8—10 Piastern (ungefähr 20 Gr.) täglich. An den hölzernen Lastsattel (σαμάρι) werden auf beiden Seiten der Mantelsack, ein biegsamer Korb mit Brot, Käse, Oliven, kalter Küche, Kaffee, Zucker und Kaffeegeschirr, eine grosse, 3—4 Bouteillen

fassende hölzerne Flasche (πλόσκα oder τζότρα) mit Wein und, wenn der Zug durch wasserarme Gegenden geht, auch wol ein hohler Kürbis mit Wasser angehängt. Ueber dieses Alles breitet der Reisende seinen Mantel und vollendet den Bau des ungeheuren Sattels dadurch, dass er sein Bett (πάμπλωμα, d. h. ἐφάπλωμα, oder statt πέπλωμα, von πέπλον, eine dünne aber lange und breite Decke aus gesteppter Baumwolle) drei- bis vierfach zusammengefaltet darüber legt. Mit Hülfe eines aus einem Stricke gebildeten Steigbügels erklimmt er den Gipfel dieses künstlichen Baus, auf dem es sich gar bequem sitzen lässt, fasst die Halfter (denn einen Zügel führen diese Pferde nie), und vorwärts geht es im langsamen Schritt; der Eigenthümer des Pferdes (ὁ ἀγωγιάτης) zu Fusse voraus. Aller 2—4 Stunden, je nachdem es die Gelegenheit giebt, wird in einem Dorfe oder lieber noch unter einem schattigen Baume neben einer Quelle Halt gemacht und das Pferd entladen, damit es bequemer grasen kann, während der Reisende dem Inhalte seines Korbes zuspricht. Nach einer Rast von einer bis zwei Stunden wird wieder aufgepackt und aufgebrochen. So roh und unbequem diese Art zu reisen dem verweichlichten Europäer erscheinen mag, so gewährt sie dennoch viele Vortheile. Man geniesst der vollkommensten Freiheit, hängt von keinem Schwager, keinem Postreglement, keinem Wirthshause ab; ist die zu durchreisende Gegend nur einigermassen sicher, so schlägt man, wo man eben von der Dämmerung überrascht wird, sein Nachlager auf: man breitet seine Decke auf der Erde aus und wickelt sich hinein, und der Agogiates streckt sich daneben auf die blosse Erde. Nichts ist anmuthiger als so in diesem zauberisch milden Klima unter dem tiefblauen Dache des Himmels und seinen leuchtenden Sternen zu schlafen; man entgeht der Hitze und Unreinlichkeit in den schlechten Hütten der Bauern; der Thau fällt so schwach, dass er der Gesundheit nicht schädlich wird, und Regen oder Nebel treten kaum alle Monate einmal ein. Auch wenn ich in Dörfern übernachte, schlafe ich aussen vor der Thür eines Hauses und in Klöstern in den eigens zu diesem Zwecke gebauten mit einem Dache versehenen Hallen, die vor den Ge-

bäuden hinlaufen. Der gemeine Grieche, welcher beständig in seinen Kleidern schläft, bettet sich im Sommer immer draussen; und wenn man jetzt Abends in den Städten über die Gasse geht, liegen überall an den Mauern der Häuser schlafende Menschen in einen Mantel gewickelt, einen Stein oder Holzblock zum Kopfkissen. Des Morgens eine Stunde vor Sonnenaufgang steht man neu gestärkt auf und ist in wenigen Minuten wieder reisefertig.

Will man schnell reisen und blos um von einem Orte an den andern zu kommen, so miethet man besser neben dem Packpferde ein eignes Reitpferd; für den Archäologen aber, der den grössten Theil seines Weges, rechts und links von der Strasse abschweifend, zu Fusse zurücklegt und sich bei jedem alten Reste, an jeder merkwürdigen Stelle aufhält, und der mithin nur Tagereisen von 6—8 Stunden macht, genügt jene einfache Ausrüstung nicht nur, sondern ist jeder andern vorzuziehen.

Meinem Vorsatze gemäss führe ich Sie jetzt schweigend an mehren Ruinen vorüber, durch den Engpass des Kithairón, über den heiligen, durch seine Tränkung mit Perserblut auf ewig geweihten Boden von Plataiaí und über die breite, von dem (hier) kleinen Bächlein Asopós, das dennoch einst den Marsch der Thebaier aufzuhalten vermochte, langsam durchflossene Ebene nach der alten sagenberühmten Stadt des Kadmos, der siebenthorigen Thebe.

Theben (beim Volke jetzt ἡ Θῆβα und nicht selten, mit einer in der gemeinen Sprache öfter vorkommenden Verwechselung von ϑ und φ, ἡ Φῆβα genannt) nimmt wie zur Zeit des Pausanias nur noch den Rücken der Kadmeia ein, eines länglich runden, stumpfen, von Süden nach Norden gestreckten Hügels, der in der Mitte einer von Westen nach Osten laufenden Hügelkette fast ganz isolirt daliegt und gegen Norden unmittelbar an die grosse thebaiische Ebene stösst. Erst im Jahre 1826 wurde die Stadt bis auf den Grund zerstört, und nur einzelne elende Baracken sind bis jetzt unter den Trümmern wieder aufgestanden, sodass z. B. der Präsident des hiesigen Gerichtshofes, um in seinem Bette gegen Wind und Regen

geschützt zu sein, des Nachts einen Regenschirm über seinem Haupte aufspannt, und den Chef des hier garnisonirenden Reiterregiments fand ich in einem langen niedrigen Hause ohne Scheidewand, das nur Eine Thür hatte; das eine Ende des Hauses bewohnte er selbst, an dem Andern standen seine Pferde! Um das Bild der Verwüstung vollständig zu haben, denken Sie sich hinzu, dass in einem Umkreise von einer bis zwei Stunden um Theben kein Baum stehen geblieben ist, ausser vier etwa 12 Schuh hohen Weiden vor der Thür einer Mühle. In einem solchen Zustande findet sich heute die Stadt des Pindaros und Epaminondas, die einst um die Hegemonie Griechenlands buhlte. Doch hat Theben während des Sommers Vorzüge vor andern Orten, welche die geschilderten Unbequemlichkeiten leichter ertragen lassen: eine reine gesunde Luft, fast beständig einen kühlenden Luftzug vom korinthischen Meerbusen oder vom euboiischen Meere her, eine Fülle köstlichen kalten Quellwassers, welches Gefrorenes, Limonade und alle jene Künsteleien leicht vertritt, und endlich eine herrliche Aussicht auf die schönen gezackten Gipfel des Helikón und darüber hinaus auf den breiten, durch Schneestreifen heiter gefärbten Felsenrücken des Parnassós. Ich habe in Gesellschaft der Richter, lauter europäisch gebildeter Männer, recht angenehme Tage hier verlebt.

Von den Bewohnern Thebens ist erst ein Theil wieder zurückgekehrt; sie sind fast alle sehr arm, aber man spricht sie frei von den durch die Alten den Boiotern angeschuldigten Fehlern. Die benachbarten Dörfer sind alle von Albanesen bewohnt. Die Frauen des Dorfes H[agios]. Theodoros, wenige Minuten von Theben, stehen in dem Rufe grosser Schönheit; aber wenn wir Abends gegen Sonnenuntergang durch das Dorf gingen, um — unsere gewöhnliche Abendunterhaltung — in der Hürde eines Schafhirten frische Milch zu trinken, entwichen sie gewöhnlich in die Häuser, oder wenn sie an der Strasse sitzen blieben, verhüllten sie doch ihr Gesichtchen mit einem Tuche. So gross ist noch aus Vorurtheil die Scheu vor den Franken. Als Kopfputz tragen die Mädchen häufig mehre Schnüre aufgereihter Silbermünzen um ihr Fessi geschlungen;

meistens türkische Paras und Piaster; bisweilen finden sich antike Münzen darunter. Als ich eines Tages mich einer solchen Schönen näherte, um diese Münzsammlung durchzumustern, entfloh sie zitternd unter grossem Geschrei und konnte nur mit Mühe durch das Zureden eines Bauern zum Stehen gebracht werden.

Mit den Richtern habe ich einen Ausflug nach Negroponte gemacht, dem jetzt sein alter Name Chalkís zurückgegeben worden ist. Diese Stadt, die während des ganzen Kriegs in den Händen der Türken geblieben war, ist unversehrt und giebt mit ihren engen und krummen Gassen, ihren hohen unregelmässig gebauten Häusern und ihren schlanken Minarets einen guten Begriff von dem Innern türkischer Städte. Interessanter ist die gegenwärtige Mischung der Einwohner. Zuerst einige hundert meist wohlhabende Türken mit ihren Familien, bis vor wenigen Monaten Herren, jetzt im plötzlichen Wechsel Unterthanen der Griechen; bisher waffentragend, jetzt genöthigt, die blitzenden Pistolen, den Yatagan mit silberner Scheide daheim zu lassen. Man erzählte mir, dass an dem Tage, wo die Baiern in Chalkís einrückten, ein bejahrter Türke mit schneeweissem Barte sich selbst erschoss, weil er die Schande nicht überleben wollte, eine muselmännische Festung, dem Gebote des Propheten zuwider, ohne Blutvergiessen den Ungläubigen überliefert zu sehen. Jetzt sitzen sie, ihre Pfeife rauchend, von Zeit zu Zeit ihren langen Bart streichelnd, den ganzen Tag fast unbeweglich vor den Barbierstuben oder Kaffeehäusern; aber dem gewöhnlichen Ernst ihrer schönen Gesichter ist doch ein gewisser Ausdruck von Niedergeschlagenheit beigemischt. Der General Kriezotis, vor 12 Jahren ein armer Schäfer in der Umgegend von Karystos, jetzt über diesen Beis, Agas und Effendis stehend, prunkt in prächtigen Kleidern vor ihnen vorüber, sie herablassend grüssend. Bisweilen machen sich wol ein paar alte Pallikaren den Spass, sich neben eine Türkengruppe zu setzen und von ihren Kriegsthaten zu reden. „Ich habe in Einem Jahre 20 Türken erschlagen!" — Warum erzählst du uns das? wir haben nicht danach gefragt. — „Und ich hatte drei der schönsten Beistöchter als Sklavinnen." Die

Türken stehen stillschweigend auf und entfernen sich. Doch kommen solche kleine Neckereien selten vor; sie geniessen den vollkommensten Schutz der griechischen Obrigkeiten und erkennen dies mit Dank an. Ihre Frauen gehen nach wie vor, freilich dicht verschleiert, aus, mitten durch die bairischen Wachen, ohne auch nur durch eine Miene belästigt zu werden.

Die übrigen Bestandtheile der Bevölkerung, die Griechen und die bairische Besatzung, scheinen vorzugsweise in dieser Stadt sehr gut zu fraternisiren. Die gutmüthigen Süddeutschen, welche sich in Ermangelung von Tanzböden und Bierhäusern herzlich langweilen, suchen mit den jungen Griechen bekannt zu werden, und sowie sie einen aufgefunden haben, der ihnen ihrer Freundschaft würdig scheint, schleppen sie ihn in ein Weinhaus, um nach wohlhergebrachter deutscher Sitte den jungen Baum der Freundschaft durch einen Aufguss von Wein freudiger grünen zu machen. Dabei giebt es, weil Keiner die Sprache des Andern gehörig versteht, mitunter komische Misverständnisse. Von einer Scene dieser Art war ich Zeuge. Zwei Baiern zechten in einem Speisehause mit einem griechischen Schneider. Dieser erzählte ihnen, er sei verheirathet und habe ein Töchterlein, welches bereits fünf Jährchen (πέντε χρόνια) alt sei. „Du", sprach der Eine, „jetzt glaube ich, der Kerl will uns foppen; er spricht von seiner Frau und seinen Kindern, und dabei sagt er etwas von fünf Schweinchen, das verstehe ich sehr gut" (er verwechselte χρόνια und γουρούνια). Sie fragten wiederholt nach, und der Grieche wiederholte dieselben Worte. Mich belustigte ihr steigender Zorn; als derselbe einem plumpen Ausbruche nahe war, schlug ich mich ins Mittel und machte den Dolmetscher. Ich erwarb mir den Dank beider Parteien, und ihre Freundschaft nahm nach Hebung dieses Misverständnisses sichtlich einen neuen Aufschwung.

Die berühmte Strömung des Euripus beobachtete ich zu verschiedenen Tageszeiten. Sie wechselt in dieser Jahreszeit fünf Mal täglich und ist sehr stark. Die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung dürfte schwer zu finden sein; obgleich

es, wenn unsere Physiker erst anfangen werden, nach Griechenland zu wallfahrten, binnen Kurzem leicht einige Dutzend infallibler Hypothesen geben wird. Die originellste Erklärung des Phänomens wird dennoch diejenige bleiben, welche einst ein türkischer Derwisch davon gab. Befragt über die Ursache desselben, versetzte er: „Ein frommer Türke bat einst Gott, ihm ein Zeichen zu geben, wie oft am Tage er beten solle. Da schuf Gott diesen Strom, der seine Richtung fünfmal am Tage ändert, zu den fünf Stunden des Gebets.“

Lebadeia, 14. Juli.

Ich setze diesen Brief in Lebadeia fort, wohin ich von Theben aus über Thespiai, Haliartos und Koroneia gegangen bin. Die Ebenen zwischen dem Fuss der helikonischen Bergkette und dem Sumpfe Kopaïs sind unglaublich fruchtbar, aber nur theilweise und schlecht bestellt. Das Getreide wird an vielen Orten 6—7 Fuss hoch und trägt 15-, 20- bis 30fältig; am Ausflusse des Kephissós in die Kopaïs hat sich seit einigen Jahren ein Stück angeschwemmten Landes gebildet, wo die Orchomenier das Sechzigfache der Aussaat ernten. Ermüdend monoton sind gegenwärtig diese Ebenen; und doch kann ein Paradies aus ihnen werden, wenn einst nach 20, 30 Jahren sich Dorf an Dorf reiht, jeder Flecken Landes mit Umsicht benutzt ist und Fruchtbäume aller Art am Wege dem Wanderer ihre Zweige entgegenstrecken, ihm labende Früchte und kühlenden Schatten zu bieten. Gottes Segen ruht auf diesem herrlichen Lande und der Fluch der Menschen. Schafft Bedürfnisse und gebt Bildung diesem albanesischen Bauernstamme, dem es nicht an Kraft zur Arbeit, nicht an intellectuellen Fähigkeiten fehlt, dass er lerne, nach weiterm Erwerb zu trachten und diesen Erwerb zur Verschönerung und Verannehmlichung seines Lebens anzuwenden. So lange er sich begnügt, in einer elenden schmuzigen Hütte zu wohnen und das ganze Jahr von Brot, Oliven, Käse und rohen wilden Kräutern zn leben, wird er stille stehen und mit ihm das Land, das er bewohnt.

Nicht leicht halten Sie sich irgendwo bei Ruinen auf, die Trümmer betrachtend und messend, Inschriften abschreibend,

ohne dass einige Albanesen von den benachbarten Feldern herbeigeeilt kommen. Sie beginnen mit Fragen an den Agogatis, und ich verstehe von ihrer rauhen Sprache nicht viel mehr als das häufig wiederholte *schkrua*, *schkrua* (er schreibt, er schreibt). Dann fragen sie mich selbst, weshalb ich dies betrachte, schreibe u. s. w. Wenn ich irgend Zeit und Lust habe, lasse ich mich gern auf eine Erklärung ein; ich erzähle ihnen von den Begebenheiten und Schlachten, die an diesem oder jenem Orte vorgefallen; wie diese Dinge in den alten Büchern der Hellenen verzeichnet seien, und wie ich die Oertlichkeiten mit jenen Erzählungen vergleiche, um dieselben besser verstehen zu können. Namentlich die jüngern Männer hören mit Theilnahme zu, wiederholen mehrmals: ich verstehe, ich verstehe, und fragen sich gegenseitig mit klugen Mienen, ob der Andere es auch verstanden habe. Sie rufen wiederholt: *προκομμένοι οἱ Φράγκοι* (die Franken sind gelehrte Leute), und Einer und der Andere setzt auch wol naiv hinzu: *ἡμεῖς δὲν εἴμεθα παρὰ ζῶα τετράποδα* (wir sind nur vierfüssige Thiere). Nur ein Vorurtheil lassen sie nicht leicht fahren: dass wir die Inschriften aufsuchen, um die Anzeige verborgener Schätze darin zu finden. Es ist mir bei Eretria begegnet, dass ein Schäfer mich fragte, ob ich eine lange Inschrift in der Nähe gesehen? „Nein.“ „Wenn du mir ein Trinkgeld giebst, will ich sie dir zeigen.“ Leider hatte ich keine Scheidemünze bei mir; aber vergebens stellte ich ihm dies vor. „Ihr Franken habt immer Geld; und da du ein Interesse (*διάφορον*) dabei hast, so ist es billig, dass du etwas dafür bezahlst.“ Er entfernte sich, und ich vermochte die Inschrift im dichten Gebüsch nicht zu finden.

Unter den Eingeborenen Lebadeias ist eine beträchtliche Anzahl von Grundbesitzern, und ihre Besitzungen gehören zu den bedeutendsten in Griechenland. Diese Familien bilden, ohne gesetzlich als Adel constituirt zu sein, eine förmliche Aristokratie. Sie nennen sich selbst die Wohlgeborenen (*εὐγενεῖς*) oder Archonten, und die erste Classe (*πρώτη* oder *ἀνωτέρα τάξις*). Das griechische Blut hat sich vorzüglich rein in ihnen bewahrt, aber sie wachen auch sorgfältig über die Reinheit

ihres Bluts. Nie verbinden sie sich durch Heirathen mit der untern Classe (δευτέρα oder κατωτέρα τάξις) der Handel- und Gewerbetreibenden; findet ein Archontensohn (Junker, ἀρχοντόπουλος) keine ebenbürtige Gattin in seinem Geburtsorte, so sieht er sich nach den Archontentöchtern Athens, Thebens oder anderer Orte um. Diese Archonten hatten und haben einen grossen Einfluss auf ihre geringern Mitbürger sowie auf die Bauern, und es mag von diesem Einflusse wol ebenso oft wie bei uns von ähnlichen Verhältnissen schreiender Misbrauch gemacht werden; aber die Formen sind wenigstens milder, patriarchalischer als bei uns, und machen dem Geringern seine Abhängigkeit weniger fühlbar. Der Bauer, der seinen Herrn zu sprechen wünscht, ist nicht genöthigt, stundenlang auf der Hausflur stehend zu harren; unangemeldet tritt er ins Zimmer, legt die Hand auf die Brust zum Grusse, setzt sich unaufgefordert auf den Divan, oder wo er einen Platz offen sieht, und wartet dann, bis er angeredet wird.

Da ich hier bei einem der ersten Männer wohne, habe ich gute Gelegenheit, die Lebensweise und das Treiben dieser Archonten in der Nähe zu sehen. Der ganze Tag bis zum späten Abend vergeht mit einer Unterbrechung von drei Stunden wegen des Mittagsessens und des Nachmittagsschlafes in gegenseitigen Besuchen. Diese beginnen schon um 7 Uhr Morgens; herein treten die Herren Vasilákis*), Jannákis, Antonákis, Dametrákis u. s. w., und in einem Augenblicke ist das Zimmer mit Besuchenden gefüllt. Man raucht; es wird ein Glykon (eingemachte Süssigkeiten) oder Kaffee präsentirt; die Unterhaltung dreht sich um Politik, den Ertrag der Ernte, um gegenseitige Geschäfte oder provinzielle Verhältnisse. Es hört sich recht gut zu; denn diese Männer, die fast alle einen Anflug helle-

*) Es ist Sitte der griechischen Aristokratie, sich nur bei den Diminutiven ihrer Taufnamen zu nennen, was Leute aus der geringern Klasse sich nicht erlauben. Dasselbe findet bei den Namen der Frauen statt: Mitrula (Δημητριοῦλα), Jannula u. s. w. Auch der berühmte Kapitain Karaïskakis hiess eigentlich Karaïskos. Ich erinnere mich noch, wie zu jener Zeit eine deutsche Zeitung seinen Namen gelehrt erklärte als „Kopf eines wilden Schweines“ (κάρα ὑὸς κακῆς)!

nischer Bildung haben, sprechen ihre Sprache rein und gewählt und tragen ihre Gedanken mit jener den Griechen angebornen Fähigkeit klar und fliessend vor. Die Frauen, deren Stellung seit der Revolution um Vieles freier und würdiger geworden ist, erscheinen mitunter auch auf ein Viertelstündchen und nehmen Theil an der Unterhaltung. Dann geht man in ein zweites, ein drittes Haus, und dasselbe wiederholt sich. Einige Tage lang lässt sich ein Europäer diese Lebensweise wol gefallen; aber die Leere dieses Treibens wird bald unerträglich.

Seit drei Tagen haben wir den in Lebadeia und der Umgegend sogenannten grossen Wind (ὁ μέγας), der, obgleich er über den westlichen Theil des Helikon zu uns kommt, eine Hitze von 30½ Gr. Réaumur (im Schatten) gebracht hat. Die Luft ist heiss, als ob sie aus einem glühenden Ofen käme; wie viel Wasser man auch trinken mag, Zunge und Gaumen sind trocken, und auch des Nachts mildert sich die Temperatur nur wenig. Selbst die Eingeborenen fürchten krank zu werden, und ich meinestheils habe beschlossen, auf den Gipfeln des Helikon Erquickung zu suchen.

Athen, 26. Juli.

Nachdem ich das südliche Boiotien nochmals auf andern Wegen von West nach Ost, von Thisbe bis Chalkís durchkreuzt, bin ich seit einigen Tagen wieder in Athen. Ich habe mehre interessante Entdeckungen gemacht und unter Anderm die Hippokrene aufgefunden. Wenn sie nur nicht hinfort ein Wallfahrtsort aller schlechten Poeten wird und die Zahl derselben vermehren hilft! Doch davon nächstens mehr; ich darf eine gute Gelegenheit zur Absendung des Briefs nicht versäumen.

Aus Athen habe ich Ihnen zu melden, dass heute ein königliches Decret eingetroffen ist, welches Athen vom ersten Januar 1834 an zur Haupt- und Residenzstadt erhebt und den Plan der Herren Kleanthes und Schaubert, von dem ich Ihnen im vorigen Jahre geschrieben, mit einigen geringen Abänderungen genehmigt. Namentlich ist der Vorschlag dieser Herren, die

Gegend der Stadt um die Akropolis herum unbebaut zu lassen, um hier nach und nach Ausgrabungen vorzunehmen, in seinem vollen Umfange genehmigt worden. So ist denn diese wichtige Frage, die gewiss auch das gebildete Deutschland lebhaft interessirt hat, so entschieden worden, wie ich es Ihnen wiederholt vorhergesagt hatte; ungeachtet der angestrengten Bemühungen, welche ein grosser Theil der Peloponnesier und Continentalgriechen in den letzten Monaten daran gewandt haben, die Wahl der Regierung auf den ungesunden und unbewohnbaren Isthmos von Korinth fallen zu lassen.

Die orientalischen Angelegenheiten scheinen sich friedlich ausgeglichen zu haben. Während selbst die Bauern in Boiotien voll Kriegsgerüchte waren und viel von der furchtbaren Macht Russlands zu reden wussten, das überdies an Oestreich einen Verbündeten habe (oder wie sie dies ausdrücken: *ὁ Μόσκσοβος ἔχει καὶ τὸν Ἰμπεριάλην*), und während die heissern Köpfe unter den Griechen schon als Alliirte Frankreichs und Englands in Thessalien einfallen wollten, erfahre ich hier, dass die Flotten bereits im Rückzuge begriffen sind, und dass auch die Franzosen mit Nächstem den Peloponnes räumen werden.

ATHEN 1832 UND 1836.

Athen 1832 und 1836.*)

Während, wie man hört, in München ein prächtiges und geschmackvolles Denkmal einer edlen Baukunst nach dem andern die Vollendung erreicht oder neu aus dem Boden emporwächst, auf welchem Baierns grosssinniger Monarch nicht bloss den Samen der Kunst zu säen, sondern auch ihre Früchte zu zeitigen wusste; während die öffentlichen Blätter von den riesigen Bauten erzählen, mit welchen sich die kalte Kaiserstadt an der Newa neu schmückt und bereichert; während in Paris der Bogen de l'Etoile vollendet wird und neue Strassen, neue Plätze, neue Monumente entstehen, hat unser bescheidenes Athen in wenigen Jahren eine ohne Zweifel weniger glänzende, aber nach Massgabe der Verhältnisse weit durchgreifendere und für den historischen Beobachter gewiss weit bedeutungsvollere Umwandlung erfahren, als jene stolzen Königs- und Kaiserstädte. Wol hat Athen keine Alexandersäule, keinen Tuileriengarten, keine Pinakothek und Glyptothek aufzuweisen; die Zeit solcher Denkmale ist für das Athen des Perikles vorbei, oder ist vielmehr für das Athen des ersten Otto noch nicht wieder zurückgekehrt: aber es ist aus einem Trümmerhaufen ein bewohnter Platz, aus einem zerstreuten Dorfe eine ansehnliche Ortschaft, aus einem türkischen Provinzialflecken die Haupt- und Residenzstadt eines jungen, lebenvollen Königreichs geworden.

Wer im Jahre 1832 in den Piräeus einlief, fand dies

*) Morgenblatt 1836 N. 293—297.

schöne und geräumige Bassin öde und leer, und sah nur in seinem innersten Winkel einige elende Kaïke geankert. Nachdem er neben ihnen den Anker fallen lassen, ritt er auf dem Rücken eines Schiffers an's Ufer, wo noch kein Hafendamm, keine Treppe die Landung erleichterte. Hier empfing ihn etwa ein Dutzend kläglicher, aus Erde und Bretern mehr zusammengeleimter als aufgeführter Hütten; vor einer derselben sassen in dumpfem Hinbrüten, ihre Pfeifen rauchend, etliche zerlumpte türkische Soldaten: der Douanier und seine Wache; die übrigen waren Kaffee- und Weinboutiken. Mit Mühe verschaffte sich der Reisende ein paar Pferde, um sich und sein Gepäck nach der Stadt der Pallas hinauftragen zu lassen, gewöhnlich nur mit Saumsätteln versehen; mitunter erlangte man auch ein Reitpferd mit türkischem Sattel, und Heil dem, der sich aus Unerfahrenheit in einen solchen Marterstuhl geschwungen hatte, wenn er bei seiner Ankunft in Athen fand, dass nicht mehr als ein Viertheil seiner Inexpressibles an den Hunderten grosser und kleiner Nägel, welche diese vom Zahn der Zeit und den Strapazen der Feldzüge vermorschten Riesenbauten aus Holz und Leder zusammenhielten, unterwegs hängen geblieben war; dreifach Heil dem, der nicht gar über blutige Wunden zu klagen hatte. Die Existenz fränkischer Sättel auf dem ganzen griechischen Festlande von Mesolongi und Vonitza bis an die Thermopylen und das Cap Sunion in jener Zeit wird von glaubwürdigen Personen bezweifelt; Andere indess wollen behaupten, dass sich deren schon drei bis vier im Besitz einiger Engländer in Athen gefunden hätten. — In langsamem Schritte, auf einem holperichten, zur Winterszeit fast versumpften Wege zog der Reisende dann an mehreren Erdschanzen vorüber, die an die Begebnisse des Jahres 1827 erinnerten, gen Athen hinauf, und erblickte von der kleinen Anhöhe bei Hagia Triada zuerst den Schutthaufen, der die Stelle der Stadt einnahm.

Versuchen wir jetzt auch eine Landung im Piräeus in dem laufenden Jahre 1836. Auf einer bequemen Treppe steigt der Reisende ans Land und findet sich in einer zur Zeit noch kleinen, aber regelmässig angelegten und mit ansehnlichen

Häusern und Gebäuden sich darstellenden Stadt. Boutiken zu beiden Seiten der Strassen laden ihn ein, sich mit denjenigen kleinen Artikeln der Bequemlichkeit und des täglichen Bedürfnisses zu versehen, welche ihm während der Reise ausgegangen sein können; hat er Durst, so kann er in geräumigen Gewölben die besten französischen Weine und Biere von Lyon und Marseille der Reihe nach durchkosten; ist er krank, so findet er Arzt und Apotheker bei der Hand. Während er an einer Strassenecke die Anschlagzettel durchliest, um sich über die Stunden der Abfahrt des Omnibus (*παντοφορεῖον* genannt) und der königlichen Personenpost zu unterrichten, drängen sich Pferdeverleiher und Hauderer um ihn und bieten ihm ihre Pferde und Wagen an. *Embarras de richesse!* er weiss nicht, soll er es vorziehen, zu reiten oder zu fahren, und ob mit dem Omnibus oder der Post, oder einem Miethwagen. Endlich wählt er das Letztere und rollt auf einer bequemen Chaussee, das Monument des heldenmüthigen Karaïskakis und der übrigen Vertheidiger Athens zur Rechten lassend, in einer Stunde nach Athen hinauf.

Inzwischen haben wir unsern Reisenden vom Jahre 1832 auf der Anhöhe von Hagia Triada verlassen. Wir können den Anblick, den er hier hatte, nicht besser schildern, als mit den Worten eines Augenzeugen aus jener Periode: „Sie überblicken hier plötzlich die Stadt, die am nördlichen Abhange des Burgfelsens und am Fusse desselben vor Ihnen liegt; und Sie beben trauernd zurück, wie vor dem Anblick einer geliebten Freundin, die Sie in der Blüte der Schönheit verlassen haben und die Ihnen mit entstelltem Gesichte und mit zerrauftem Haar wieder entgegentritt. Das ist nicht

das glänzende, veilchenumkränzte Athen;

es ist ein einziger ungeheurer Trümmerhaufen, eine gestaltlose, einförmig graubraune Masse von Schutt und Staub und von einem Dutzend Palmen und Cypressen überragt, die der allgemeinen Verwüstung widerstanden haben. Wenn es der Theseustempel zur Rechten Ihres Weges, wenn es die Burg mit ihren Resten nicht bestätigten, Sie würden Mühe haben, es zu glauben, dass Sie in Athen sind. Mühsam windet sich

Ihr Lastpferd vom Thore an durch die engen Gassen zwischen zertrümmerten Mauern durch, bis Sie nach und nach gewahr werden, dass zwischen den Trümmern schon wieder Erdhütten und selbst Häuser stehen, ja dass in der östlichen Hälfte der Ruinen schon eine kleine Stadt wieder erbaut ist, die Sie wegen der Ungleichheit des Bodens vom Thor aus nicht sehen konnten."

Die Wahl eines Gasthofes wurde damals dem in Athen Ankommenden nicht schwer; es gab nur Ein Hotel, bei Herrn Lasalis. Hier abgestiegen, sah er sich nach einem bewohnbaren Privatlogis um, d. h. nach einem Zimmer, welches wenigstens einen Breterplafond und ein mit mit Glasscheiben versehenes Fenster hatte. Solche luxuriöse Wohnungen waren damals in Athen noch sehr selten; und namentlich das Glasfenster wurde gewöhnlich erst im Miethcontrakte ausbedungen und von der vorauszuzahlenden Miethe angefertigt. Der Reisende fuhr dann fort, seinen Mittagstisch im Gasthofe zu haben, wo sich täglich eine kleine Table d'hôte zusammenfand; denn damals fehlte es nie an Fremden, und im Jahre 1832 überwinterten deren wenigstens ein Dutzend in Athen, Engländer, Deutsche, Schweizer und Franzosen.

In dem oben beschriebenen Zustand war die Stadt durch die Belagerung und den langen, rühmlichen Widerstand der Akropolis in den Jahren 1826 und 1827 versetzt worden. Die Türken, Meister der Ebene und bald auch der Stadt, hatten sich hier eingenistet, während die Athenäer theils in der Burg eingeschlossen, zum grössern Theile aber mit Weib und Kind nach Salamis und Aigina ausgewandert waren. Die Belagerer machten es sich begreiflicherweise in den verlassenen Wohnungen bequem; sie hieben die zahlreichen Orangen- und Citronenbäume, mit welchen früher fast jedes Haus umgeben war, und die der Stadt am nächsten gelegenen Oelbäume, die sich auf der Nord- und Ostseite bis nahe an die Thore erstreckten, zu Brennholz um, und als dieses in der Nähe zu mangeln anfing, brachen die Sieger unbedenklich das Sparrenwerk der Dächer und die Balken und die Breter der Fussböden in den meisten Häusern ab, um daran ihren Pillaf

zu kochen oder zur Winterszeit ihre erstarrten Hände zu wärmen. Viele der Wände stürzten, des Schutzes der Dächer und der Stütze der verbindenden Balken beraubt, in Trümmer zusammen, andere standen noch lange nackt und kahl da, bis man die Häuser wieder herstellte oder sie völlig abbrach. Seitdem das bekannte Protokoll der Conferenz in London entschieden hatte, dass Attika dem griechischen Staate einverleibt werden solle, hatten ja selbst die Sieger kein Interesse mehr daran, die Stadt, die sie blos in Verwahrung hielten, zu schonen; und man kann sich nur wundern, dass sie nicht aus reiner Bosheit an den Oelpflanzungen noch mehr Schaden angerichtet. Allein glücklicherweise war hier türkisches und griechisches Eigenthum gemischt. Erst seit der Einstellung der Feindseligkeiten, seit 1829, hatten die meisten der ausgewanderten Athenäer nach und nach gewagt, in ihre Vaterstadt zurückzukehren; dazu kamen einige andere griechische Ansiedler und etliche Europäer, und so waren die Hütten und Häuser entstanden, in welchen die Bewohner Athens damals ein Obdach fanden.

Die politischen und administrativen Verhältnisse der Stadt und Provinz waren zu jener Epoche höchst befremdender und eigenthümlicher Art. Kraft der Protokolle der Conferenz wurde Attika bereits als ein Theil Griechenlands angesehen; die Türken, zufrieden, bis zur völligen, von Monat zu Monat erwarteten Abtretung den Zehnten und die übrigen Einkünfte zu beziehen und ihre Privatgüter zu verkaufen, kümmerten sich daher so gut wie gar nicht um die Verwaltung, und liessen Alles seinen Gang gehen. Die Commission der Sieben dagegen, welche damals nominell Griechenland regierte, und deren Autorität auf keinem Punkte der freien Provinzen, Nauplia selbst nicht ausgenommen, unbestritten anerkannt wurde, übte paradoxer Weise hier, im Paschalik des Pascha's von Negropont, schon unbestrittene Hoheitsrechte aus, indem sie alle Verkäufe von Grundstücken durch eigene Commissarien genehmigen und einregistriren liess. Hiezu kam als eine dritte Behörde, die zwischen beiden Obergewalten frei in der Mitte stand, und nach ihrer Bequemlichkeit und ihren wech-

selnden Interessen bald auf die eine, bald auf die andere sich zu stützen beliebte, die Municipalität von Athen, die vom Volke gewählten Demogeronten, unter sich selbst in beständigem Hader und beständigen Parteikämpfen begriffen. Um alle Parteien möglichst zu befriedigen, wurde ihre Zahl gar auf dreizehn gebracht; und da gleichzeitig der Pascha von Negropont den Geldwerth emporschrob, indem er dem Kapodistrianischen Zehnleptastück den Cours von dreizehn türkischen Para's beilegte, so nannte der Volkswitz die dreizehn Väter der Stadt die emporgeschraubte Münze (*ἡ ἀνεβασμένη μονέτα*). Endlich mischten sich die in Athen residirenden Consuln gerne in die Administrations- und Municipalangelegenheiten, und so oft einer der Minister oder Admirale der verbündeten Mächte von Nauplia nach Athen kam, unterliessen diese Herren niemals, mit gutem oder üblem Rath sich aufzudrängen.

Vor den Thoren der Stadt wusste man aber vollends gar nicht, wer Koch oder Kellner sei. Als im Frühling 1832, nach dem Sturze des Grafen Augustin und nach der Einsetzung der siebengliedrigen Regierungscommission, das sogenannte constitutionelle Heer oder das Heer von Megara sich auflöste, und nun im griechischen Freistaate Alles darunter und darüber ging, wünschte der jetzige Obrist Vassos, ein Mann von gemässigter Sinnesart, sich den neu beginnenden Parteikämpfen zu entziehen, ging mit seinem Heerhaufen nach Attika, besetzte, trotz der noch dauernden türkischen Oberhoheit, ohne lange Umstände den nördlichen und östlichen Theil des Landes, von Eleusis bis Marathón und bis an die Mesogäa, und nahm selbst sein Hauptquartier in Menidi, drittehalb Stunden von der Stadt. Hier war er jetzt Herr, erhob die Einkünfte und regierte die Dörfer, wobei seine schöne und verständige Gemahlin ihm als Staatsrath und Minister zur Seite stand. Die Türken waren mithin auf die Umgegend von Athen und die südliche Halbinsel bis Sunion hinunter beschränkt; allein dort hatten sie die Herrschaft wieder mit den Seeräubern zu theilen, welche im Laufe des Winters mehre Landungen machten, und die einsam gelegenen Gehöfte und Klostergüter in der Umgegend von Anaphiso (Anaphlystos) ausplünderten,

oder in ihnen einige Tage verweilten, bis Sturm und Unwetter sich gelegt hatten.

Unter solchen Verhältnissen, wird der Leser denken, müsste der Aufenthalt in Athen nicht ohne Gefahr, und wenigstens unsicher und unbequem gewesen. Dies war aber ganz und gar nicht der Fall. Im Gegentheil, man genoss in Athen verhältnissmässig derselben Sicherheit, wie in einer wohlverwalteten europäischen Stadt; und man genoss sie ohne alle jene kleinen Formalitäten, welche die Dornen in der europäischen Civilisationsrose sind. Diese Ungezwungenheit und Freiheit aber, dies Unbekümmertsein des Einen um den Andern ist es, was den Aufenthalt in türkischen Orten so angenehm und fast jeden Reisenden zum Partisan türkischer Einrichtungen macht. Der wesentliche Unterschied türkischer und europäischer Administration und Gesetzgebung liegt darin, dass jene suppressiv, diese präventiv ist. Der europäische Gesetzgeber dörrt sein Gehirn aus, um alle möglichen Gattungen, Arten und Unterarten von Verbrechen und Vergehen *a priori* herauszuklügeln, endlos modificirte Strafen für jedes zu bestimmen und durch tausend verwickelte Sicherheitsmassregeln ihnen vorzubeugen. Er überzieht — um nur Ein Beispiel zu wählen — das Land mit einem Netze von Passbehörden, martert auch den ehrlichsten Reisenden mit Pässen, Aufenthaltskarten u. s. w., erlebt nebenher den Verdruss, dass die gefährlichsten Verbrecher häufig ihre Papiere in der besten Ordnung haben, und wenn er endlich eines zehnfach überführten Räubers oder Mörders habhaft wird, so bedarf er noch kostspieliger und zeitraubender Formalitäten, um ihn vom Leben zum Tode zu bringen. Der Türke denkt und spricht: Gott ist gross, und kümmert sich nicht um das kleine Detail; ungehindert, mit oder ohne Pass, bewaffnet oder unbewaffnet, kommt oder geht ihr durch die Thore seiner Stadt und schiesst allenfalls auf offner Strasse einen Sperling vom Dache, ohne dass euer Name in einem Polizeiregister eingetragen steht; aber sowie die Nothwendigkeit eintritt, sind die suppressiven Massregeln schnell wie der Blitz bei der Hand. Im Herbste 1832 hatte in Athen ein Türke einen andern ermordet; ehe vierund-

zwanzig Stunden vergingen, am frühen Morgen des folgenden Tages, lag die Leiche des Mörders vor seinem Hause, den abgeschnittenen Kopf unter dem Arme haltend. Kein Tropfen Dinte war desshalb verspritzt worden; ein Wink von der Hand des Bei hatte den Process entschieden, und die Kosten der Execution konnten sich gewiss nicht auf zwei Groschen belaufen.

Die Fremden lebten also sicher und ungehindert, in patriarchalischer Ruhe und Einfachheit im stillen Athen, gingen den Tag über ihren Geschäften nach und verplauderten die Abende mit einander, oder besuchten eine der drei oder vier in Athen ansässigen Familien. Um die Türken und Demogeronten kümmerte sich Niemand, als wer eben Lust hatte, die Bekanntschaft der Herren zu machen, und dieser konnte dann einer höflichen und freundlichen Aufnahme gewiss sein. Nur zwei Mal wurde diese Ruhe auf einige Tage, aber beide Mal wirklich ernstlich gestört. Herr F. war damals kürzlich aus England zurückgekehrt, Herr K. baute das Haus, welches der König seither bewohnt hat, und in Patissia unweit der Stadt lag das Landhaus des Admirals Sir Pulteney Malcolm im Bau begriffen. Beim Volke hatte sich das Gerede verbreitet, dass die genannten Herren, sowie die Architekten des Admirals viel baares Geld bei sich liegen haben, und es verlautete, dass die schlechteren Köpfe von der Truppe des Obristen Vassos nicht übel Lust hätten, eine Plünderung der Stadt zu versuchen, wenn die Gelegenheit sich fände. Eine solche Gelegenheit nun schien sich zu finden. In dem Dorfe Chalandri, anderthalb Stunden von Athen, wurde ein Trupp Türken mit einer Handvoll griechischer Pallikaren, welche dort requirirten, handgemein, schlug die Griechen zum Dorfe hinaus und brachte vier Köpfe mit zurück, die in dem Hause des Bei (dem nachmaligen Militairspital) auf der Galerie aufgepflanzt wurden. Jetzt war der Krieg offen erklärt, und man erwartete einen Angriff der Griechen auf die Stadt. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, so muss hier bemerkt werden, dass sich Christen und Türken gleich sehr davor fürchteten und dass die Bestürzung allgemein war. Die schwache türkische Be-

satzung — wol nicht viel über hundert Köpfe — verdoppelte ihre Aufmerksamkeit, hielt Tag und Nacht Wache an den Thoren und durchzog Nachts in Patrouillen die Strassen. Der Bischof und andere Primaten wurden als Parlamentäre nach Menidi in Vassos' Hauptquartier geschickt, und die Ungewissheit dauerte mehre Tage. Da traf zufällig, aber diesmal sehr erwünscht, der französische Resident Baron Rouen auf einer Fregatte im Piräeus ein und übernahm die Vermittelung des Friedens. Die Tödtung von Vassos' Pallikaren wurde für ein unangenehmes Versehen erklärt, indem man sie für Räuber gehalten habe; der griechische Häuptling musste sich mit dieser Erklärung begnügen, und ein Mittagsessen beim Bei besiegelte den Friedensschluss. Die angenehme Nachricht, nach griechischer Redeweise: „Vassos isst Brot mit dem Bei" (ὁ Βάσσος τρώγει ψωμὶ μὲ τὸν Μπέην), durcheilte wie ein Lauffeuer die Stadt.

Das zweite Mal, kurz darauf, zu Ende Novembers, war die Sache fast noch ernsthafter. Der öfter erwähnte Bei, der damals Seliktar von Athen war, ein feuriger, kräftiger Mann und dabei dem Trunke ergeben, mishandelte im Rausche und im ungerechten Zorn den Aufseher des Bazars, der ihm nicht den gewünschten Preis für sein Gemüse verschaffen konnte, so scheusslich, dass der arme Grieche noch in derselben Nacht seinen Geist aufgab. Hier wird man die Einwendung machen, dass eine solche Handlung wenig mit dem eben der türkischen Verwaltung gespendeten Lobe übereinstimme. Aber der geneigte Leser wolle nur in der Heimat ein wenig um sich sehen. Sind es doch kaum zehn Jahre, dass in einer namhaften norddeutschen Handelsstadt ein Volksaufstand gegen den Polizeimeister ausbrach und dieser entlassen werden musste, weil er einen unschuldigen Schusterbuben zu Tode hatte prügeln lassen. Und doch hatte dieser Mann auf der Universität Moralphilosophie gehört, und sah leidenschaftslos, mit kaltem Phlegma dem geisselnden Schergen zu; der Bei aber, jung und heftig, misbrauchte in der Trunkenheit und in der Leidenschaft des eigenen Interesses den Stab der Gerechtigkeit als Stab der Rache. Welcher von Beiden war der grössere Unmensch? —

Inzwischen herrschte in Athen, als die Kunde von diesem Morde sich verbreitete, die grösste Gährung, und das Volk war entschlossen, die Türken zu verjagen; der bestürzte Seliktar flüchtete sich auf die Akropolis, der Bischof und die Primaten hielten die Bürger mit Mühe von Gewaltthätigkeiten zurück, und nach wenigen Tagen traf die Entscheidung des Pascha's von Euböa ein, der den Bei abberief und den Deli-Baschi an seiner Stelle mit dem Commando und Regiment der Stadt bekleidete. Damit war die Ruhe wieder hergestellt und dauerte ununterbrochen bis zur Räumung Athens.

Anders jedoch waren die Verhältnisse vor den Thoren der Stadt. Hier konnte man nur den Weg nach dem Piräeus, die zunächst angrenzende Gegend des Oelwaldes und einen Umkreis von einer Stunde rings um Athen als sicher annehmen, aber auch dies nur um die Mitte des Tags, wenn die Leute in den Gärten, bei der Olivenlese oder auf den Feldern an der Arbeit waren; und auch hierbei fanden Ausnahmen statt. Eine Zeit lang durften die Architekten nur in Gesellschaft und bewaffnet auf den Bau des Admirals Malcolm in Patissia gehen, weil man ihnen auflauerte, um einen von ihnen in die Berge zu schleppen und ein Lösegeld zu erpressen, wie erst einige Monate früher einem wohlhabenden Griechen geschehen war. Ein Ausflug nach Sunion konnte nur von einer Caravane von dreiundzwanzig bewaffneten Personen, Herren und Dienern, unternommen werden; und als die Reisenden nach Anaphiso gelangten, wo die Seeräuber Tags zuvor das nahe Klostergut Alegroma ausgeraubt hatten, und wo sich eben der türkische Zehnteinnehmer mit seiner Begleitung aufhielt, fanden sie die Thore des Gehöftes geschlossen und die Bewohner mit wohlgeladenen Flinten hinter den Schiessscharten aufgestellt; ja, hätte man sie nicht, als sie näher kamen, an ihrer fränkischen Kleidung als Reisende oder Milordi erkannt, so würden sie ohne weitere Umstände mit einem Kleingewehrfeuer empfangen worden sein. Später, im Januar, wurden zwei Gesellschaften von Reisenden, die sich dennoch aus der Stadt gewagt hatten, in der Gegend von Marathon wirklich ausgeplündert.

Das Leben in der Stadt war, wie schon bemerkt, einfach und einförmig, aber nichts weniger als langweilig, wenn Jemand sich nur selbst zu beschäftigen wusste. Der Zugang zur Akropolis war freilich noch sehr erschwert; es bedurfte jedesmal einer Specialerlaubniss des Beis, und wer mit einer solchen bei der Thorwache anlangte, fand sie taub, stumm und unbeweglich, bis der Zauberschlüssel des Bakschihs oder Trinkgelds in ihre Hände glitt. An den vorzüglich im Winter so häufigen, damals noch nicht abgeschafften Feiertagen gab und empfing man jene Glückwünschungsbesuche, die in griechischen Provinzialorten fast das einzige Medium geselligen Verkehrs sind; Nachmittags aber, bei heiterem Wetter, bildeten sich zum Klang der Geige und Zither auf allen Gassen und Plätzen Gruppen von Tanzenden, und die Türken, die hinter der Maske eines theilnahmlosen Ernstes nur die Langeweile verbergen, welche sie täglich und stündlich heimsucht, setzen sich gerne an die Strassenecken und auf die Ladentische der Boutiken, um den lustigen Sprüngen der Griechen zuzuschauen. Dies war Alles, was Athen damals an Assembléen, an Concerten, Bällen und Ballets aufzuweisen hatte. Eine grosse Begebenheit war es, als der Admiral Malcolm von Malta für den Bau seines Hauses ein paar zweirädrige Karren schickte. Seit einem halben Menschenalter hatte man in Attika überhaupt kein Fuhrwerk gesehen, geschweige denn ein so vollendetes, und die ganze Stadt war etliche Tage auf den Beinen, um sich des Wunderanblicks zu freuen. Sonst erfuhr man nichts von andern Fortschritten in Mechanik und Industrie, und nur zur Erinnerung daran, dass man sich noch in Europa befinde, schallten von Zeit zu Zeit aus Nauplia uralte und gehörig entstellte politische Nachrichten an das attische Gestade herüber.

So waren die Zustände Athens bis zu seiner Besitznahme durch das bairische Hülfscorps. Wir überspringen, was dazwischen liegt, um einen Blick auf die jetzige Stadt zu werfen.

Wir verliessen unsern Reisenden vom Jahre 1836 auf derselben Höhe, wo er als Zweiunddreissiger zuerst Athen erblickt hatte. Verwundert sucht er mit dem Auge die umgrenzende

graue Stadtmauer mit ihren engen Thoren; sie sind spurlos verschwunden, und eine neue, heitere Stadt liegt offen vor ihm da, der Länge nach von der Hermesstrasse durchschnitten, über deren jenseitigem Ende er die weissen Marmormauern eines mächtigen Gebäudes, des neuen Residenzschlosses, aus der Erde emporwachsen sieht. Er will sich durch einen Blick auf die Alterthümer orientiren, auf den Theseustempel und die Akropolis; sie stehen am alten Platze, aber von der Höhe der Burg begrüsst ihn ein Tempel, der früher nicht dort war. Er schaut links nach der Höhe des Thors von Patissia, wo hinaus er seinen täglichen Spaziergang zu richten pflegte; auch dort kein Thor, keine Mauer; grosse Gruppen ansehnlicher Gebäude erheben sich an ihrer Stelle, und schwarze Rauchwolken, die aus der Münze und dem Streckwerke aufsteigen, belehren ihn, dass dort irgend ein Fabrikationszweig betrieben wird. Endlich gelingt es ihm, sich zu überzeugen, dass er wirklich in Athen sei; er erblickt ja vor sich, am Eingange der Stadt, noch die wohlbekannten widerwärtigen Aschenhügel, die unverändert an Ort und Stelle stehen, zum Wahrzeichen, dass die Athenäer vor Menschenaltern blühende Seifenfabriken unterhielten.

Beruhigt fährt unser Reisende in die Stadt hinein und steigt am alten Gasthofe ab; aber aus einem Hôtel d'Europe ist es ein Hôtel Royal geworden. Madame Lasalis empfängt ihn wie damals und berechnet im Voraus, wie damals, den möglichen Gewinn. Das ist der zweite Gegenstand nach den Aschenhügeln, der unverändert geblieben ist; nur sind beide um vier Jahre älter geworden. Nachdem er sich ein wenig ausgeruht, will er ausgehen, um die alten Bekannten zu besuchen, und verlangt seinen frühern Bedienten, ohne zu merken, dass er schon mit ihm spricht; der Bursche hat die weiten Pumphosen und die kurze Jacke abgelegt und steht vor ihm in weissen Pantalons, seidener Weste und schwarzem Frack. Er sucht zuerst die damaligen Väter der Stadt auf, die dreizehn Mitglieder des emporgeschraubten Geldstücks; aber einige kennt er nicht wieder, weil auch sie indessen aus der Fustanelle in den Frack geschlüpft sind; andere haben inzwischen Portefeuilles geführt oder Provinzen verwaltet, sind ordentliche

und ausserordentliche Staatsräthe geworden und befinden sich gerade in der Sitzung. Nur einen Theil ihrer ehemaligen Collegen findet er an demselben Orte und in derselben Lage wieder, wo er sie früher zu sehen gewohnt war, so oft die Angelegenheiten des Gemeinwesens sie nicht in Anspruch nahmen; sie sind ehrliche Boutiquiers geblieben, stehen in unveränderter Tracht und Sitte in ihrem engen Gewölbe am alten Bazar und halten, wie damals, Kaffee, Taback und andere Waaren feil. Voll Freuden kauft er bei einem von ihnen ein schönes Fessi und setzt es auf; aber kaum ist er hundert Schritte gegangen, als er bemerken muss, dass man es nicht mehr, wie damals, ganz in der Ordnung findet, wenn ein wohlgekleideter Franke mit der rothen Kappe geht. Da er kein Aufsehen zu machen wünscht, so giebt er das Fessi dem Bedienten zu tragen und bedeckt sich wieder mit dem Hute.

Er geht noch einige Strassen auf und ab; überall neue Häuser, neue Gesichter, neue Sitten; die Reste der Ureinwohner haben sich unter einer neuen, zahlreicheren, eingewanderten Bevölkerung verloren; nur der alte Staub wirbelt noch in den Strassen. Hier feilschen bairische Soldaten mit albanesischen Bauern um Trauben und Gemüse, und fluchen im Gebirgsdialekt dazu; dort zanken maltesische Lastträger untereinander in den gurgelnden Tönen ihrer rauhen Sprache; durch das Gewühl schmiegen sich junge Employés, die Zierbengel spielend, und lorgnettiren die Damen auf den Balkons. Unser Reisender begegnet dem Obristen Vassos, den er 1832 in Menidi besucht hatte; er trägt Uniform und Federhut, ist mit Orden geschmückt und führt seine noch immer schöne Frau in Pariser Modetracht am Arme. — Es ist heute der Nachmittag eines Festtags, aber nirgends sieht er tanzen. Er äussert seinem Lohnbedienten seine Verwunderung darüber. „Die Tänze auf der Gasse," ist die Antwort, „sind in diesem Stadtviertel nicht mehr Mode; wenn Sie noch tanzen sehen wollen, müssen wir in das albanesische Viertel gehen, hinter dem östlichen Ende der Akropolis. Aber Sie gehen wohl lieber in's Theater, da es bald Abend wird." — Theater? in Athen? wo? — „In jener Breterbude am ehemaligen Thore nach Patissia." —

Der Zweiunddreissiger hätte lieber einmal wieder einen Türken gesehen, irgend eines jener bekannten Gesichter aus der frühern Zeit seines Aufenthalts. Er spähte lange vergebens rechts und links, endlich gewahrt er einen bärtigen Mann zu Pferde, umgeben von mehren geringeren Türken; aber an die Stelle des Turbans war der blosse Fessi getreten, und an die Stelle des Kaftans oder Pelzes — er traute seinen Augen kaum — ein vorne zugeknöpfter europäischer Rock mit steifem, goldgesticktem Kragen, goldgestickten Aufschlägen und Taschenklappen; an der Seite des Mannes hing ein Pariser Degen an einem gestickten Gurt; er trug lange Pantalons und Stiefeln und sass auf einem fränkischen Sattel mit langen Steigbügeln. „Der türkische Geschäftsträger," raunte der Bediente dem Reisenden zu, „der zum Diner bei dem Herrn Staatskanzler reitet." — Dies ein Türke! Also wird es bald auch mit dem Sultan dahin kommen, wie weiland mit dem deutschen Kaiser, der, als ihm ein türkischer Gesandter den Rock küssen wollte, sich umkehren musste, um ihm den Zipfel des Fracks vorzuhalten! Das war unserm Zweiunddreissiger zu viel. Er eilte voll Unmuth in den Gasthof, mit dem Entschluss, diesen Abend ganz einsam seinen Betrachtungen über so schroffe Umgestaltungen zu widmen: da fand er zu seinem Schrecken eine Karte des Gesandten seines Hofes, der seine Ankunft erfahren hatte, und ihn aufs Verbindlichste einlud, den Abend bei ihm zuzubringen. Mit Widerstreben warf er sich in die Kleider, um in dem verwandelten, nicht mehr patriarchalischen Athen zum ersten Male eine europäische Soirée zu bestehen; aber schon im Hingehen tröstete er sich mit dem Gedanken, dass die Einführung europäischer Civilisation bei den Griechen und Türken ohne einen allmähligen Uebergang zu europäischen Sitten dem Gange der Geschichte zuwider sein würde, und die böse Welt sagt sogar, dass er sich des Abends die Whistpartie recht wohl behagen liess.

GEORG UND DIE STÖRCHE.



Georg und die Störche.*)

Ein Märchen der Ipsarioten.**)

Für einen Reisenden, der nicht durch Bequemlichkeiten verwöhnt ist, kann es nichts Anmuthigeres geben als nächtliche Seefahrten während der hohen Sommermonate auf den griechischen Meerbusen, wie von Nauplia nach Astros, oder von dem Peiraieus nach Aigina, Epidauros und Poros. Wie drückend auch die Hitze des Tages gewesen sein mag, mit Sonnenuntergang tritt eine mildere Temperatur ein, eine kühlere Luft haucht die Ermatteten erfrischend an, der Mensch athmet freier und fühlt sich wie neugeboren. Aber nicht jene deutsche Abendluft, jene nebelfeuchten Erdhauche, der Schrecken unserer Frauen und Mädchen, der so oft unsere Lust im Freien stört und uns mit dem letzten Sonnenstrahle den dumpfen Häusern zuzueilen zwingt. Die griechische Abendluft, mit Ausnahme weniger feuchtgelegener Orte, ist, wie die kurze lichte Dämmerung dieses Landes, aus Sonnenstrahl und Sternenschein gewoben, ein leichter ätherischer Balsam, welchen einzuathmen Alles begierig vor Haus und Thor ins Freie eilt. Dann ist es Zeit, die Barke zu besteigen, denn der Landwind, von den Bergen herunter dem Meere zuströmend, wird nicht lange auf sich warten lassen. Die kurze Dämmerung weicht bald dem

*) Blätter für literarische Unterhaltung 1835 No. 10—12.

**) Ipsarioten, die unter den Europäern gebräuchliche Benennung der ehemaligen Bewohner von Psara; sie selbst aber nennen sich Psarianer (Ψαριανούς).

milden Sternenlichte; ein Stern nach dem andern entzündet sich an dem sanftblauen Himmel, ein zahlloses Heer, mit einem uns Nordbewohnern unbekannten Glanze flimmernd, denn die reine nebellose Luft lässt auch nicht den kleinsten Strahl verloren gehen. Aber nicht lange und die funkelnden Sterne, die über dem Rücken des Hymettos stehen, fangen an zu erbleichen, blasse Strahlen zucken über den östlichen Himmel hin, sie breiten sich mehr und mehr aus; der dunkle Rand des Gebirges zeichnet sich scharf auf dem erleuchteten Hintergrunde ab, und alle Blicke richten sich dorthin, die volle Scheibe des Mondes, die eben hinter dem höchsten Gipfel hervortritt, zu begrüssen. In breiten Streifen giesst er sein mildes silbernes Licht über die nur sanft gekräuselte Fläche des saronischen Golfes aus und lässt Aigina, Salamis und selbst die fernen Berge des Peloponnes in zweifelhaften Umrissen erscheinen. Unterdess hat ein günstiger Wind schon die Segel gebläht; die Barke hat den Peiraieus verlassen und gleitet in mässiger Eile sanft und sicher über die tiefe Flut dahin, einen schimmernden Lichtstreif hinter sich ziehend, der an Glanz mit dem Widerscheine des Mondes wetteifert. Nachdem die Segel einmal gerichtet sind, verlangen sie stundenlang keinen weitern Dienst; der Schiffsherr*) kauert auf dem hintern Halbverdeck der Barke, das Steuerruder haltend, und die übrige Gesellschaft, Schiffer und Reisende, lagert sich auf Verdeck und Bänken und trinkt in vollen Zügen die frische balsamische Luft, die Blicke auf die fernen, matt erleuchteten Berge gerichtet und ihre schwankenden Umrisse zu mannichfachen Gestalten deutend oder mit den Augen das ewig wechselnde Spiel der Wellen verfolgend. An Unterhaltung fehlt es nicht, wenn der Reisende nur der Sprache mächtig ist; die Feier der Umgebung schliesst die Gemüther auf, halbvergessene Erinnerungen tauchen wieder empor, Geschichten aus dem Türkenkriege und Lieder werden laut, bei denen der Inhalt

*) Schiffsherr, *καραβοχύρης*. Ausser ihm besteht die Besatzung einer solchen Barke (*καΐκι*) noch aus zwei bis drei Mann, oft auch nur Knaben.

oft das Widerwärtige des Gesangs, mit welchem sie vorgetragen werden, vergessen macht, oder es wird gar, was die Krone der Unterhaltung ist, ein Märchen erzählt.

Auch die nachstehende Erzählung, ein wahres Schiffermärchen, wurde auf einer solchen nächtlichen Seefahrt von einem Psarianer vorgetragen und schien dem Schreiber dieser Zeilen der Aufzeichnung würdig. Er legt es hiermit seinen deutschen Landsleuten vor. Was etwa darin einer Erläuterung bedürfen möchte, werden die untergesetzten Anmerkungen kurz erklären; die Anachronismen, das Unhistorische desselben bedürfen wol keiner Entschuldigung, da sie eben jedem Märchen eigen sind und nur seine Naivetät zu erhöhen dienen.

Nachdem der Schiffer den Bitten der Reisenden nachgegeben, einen Trunk Wasser genommen und sich mehrmals geräuspert hatte, hob er folgendermassen zu erzählen an.

Anfang des Märchens: Guten Abend Euch Allen!*) In Therapia bei Konstantinopel lebte vor langen, langen Jahren ein armer Schiffer, der nichts weiter besass als sein Häuschen und einen Nachen, mit welchem er auf dem Kanal von Konstantinopel sein Brot verdiente. Es wurde ihm aber sehr schwer, mit seinem kärglichen Erwerb seine zahlreiche Familie zu ernähren, die aus seiner Frau und mehren Söhnen und Töchtern bestand. Sobald daher seine Söhne Dimitri, Michael und Georg ins Jünglingsalter traten, forderte er sie auf, ihr Glück in der Welt selbst zu versuchen; er versah jeden mit einigen sauer ersparten Piastern und gab ihnen seinen Segen; die Jünglinge nahmen Abschied von Mutter und Schwestern und wanderten der grossen und reichen Stadt Konstantinopel zu.

Sie waren von Jugend auf ans Schifferleben gewöhnt und hatten oft, wenn sie dem Vater die kleine gebrechliche Barke rudern halfen, mit Neid die grossen Handelsschiffe und die reichen vornehmen Schiffsherren betrachtet, welche der lebhafte

---

*) *'Αρχὴ τοῦ παραμυθίου· καλὴ 'σπέρα σας!* Mit diesen Worten leitet der Erzähler jedesmal sein Märchen ein, denn die eigentliche Zeit zum Vortrag derselben ist der Abend oder die Nacht.

Handelsverkehr aus allen Weltgegenden in Konstantinopel zusammenführte. Einst auch solche vornehme Schiffsherren zu werden, das war der höchste Wunsch, den sie je gehegt hatten; aber sie sahen ein, dass sie nur durch Fleiss und Anstrengung es dahin bringen könnten. Was war daher natürlicher, als dass sie sofort ihre Schritte nach dem Hafen lenkten, um dort wo möglich auf einem Schiffe ein Unterkommen zu finden. Indem sie vor einem Kaffeehause vorüberschlenderten, erblickten sie auf einer Bank vor demselben einen Mann, den sie an seinen Kleidern als einen Schiffsherrn erkannten. Sein freundliches Aeussere machte ihnen Muth; sie winkten sich einander zu, traten dann vor ihn, grüssten ihn ehrerbietigst, indem sie ihre rechte Hand auf die linke Brust legten und das Haupt ein wenig neigten, und sprachen dazu: „Viel seien die Jahre deiner Herrlichkeit!“ *) „Seid willkommen, meine Kinder!“**) entgegnete der Mann, indem er sich aufrichtete und den Gruss auf ähnliche Weise erwiderte. Dimitri trug dann ihr Anliegen vor. „Wir sind freilich noch unerfahren“, sagte er, „und haben noch nie auf einem grossen Schiffe gedient; wenn du uns aber mitnehmen und uns zu tüchtigen Seeleuten bilden willst, so sind wir bereit, dir drei Jahre lang um die blosse Kost zu dienen.“ Der Schiffsherr nahm ihr Anerbieten an, führte sie selbst auf sein Fahrzeug, eine neugebaute zierliche Goelette, und schon am folgenden Tage gingen sie nach Smyrna unter Segel.

Im Laufe der nächsten zwei Jahre machten sie mehre Reisen nach Marseille, Livorno und Triest, nach Smyrna, Alexandreia und andern Häfen des Mittelländischen Meeres, und kehrten jedesmal wieder nach der Stadt***) zurück. Der

*) Πολλὰ τὰ ἔτη τῆς αὐθεντιᾶς σου. Griechen aller Stände reden sich gegenseitig deine Herrlichkeit (ἡ αὐθεντιά σου), deine Wohlgeborenheit (ἡ εὐγενεία σου) u. s. w. an. Doch ist die ursprüngliche Bedeutung dieser Wörter fast in Vergessenheit gerathen, und sie dienen eigentlich nur als Umschreibungen des einfachen Du oder Ihr; daher man selbst Geschwister sich gegenseitig Ew. Herrlichkeit nennen hört.

**) Καλῶς ἤλθατε, παιδιά μου.

***) Stadt (ʼστὴν πόλη, d. i. εἰς τὴν πόλιν) nennt der Grieche vor-

Schiffsherr war nicht allein mit ihrem Fleisse und ihrem Betragen zufrieden, sondern machte ihnen auch wiederholt kleine Geschenke an Geld und Kleidern.

Als sie nach Ablauf zweier Jahre wieder einmal in Konstantinopel waren, begab es sich, dass in dem Hafen dieser Stadt eine grosse, prächtige Fregatte zu einer weiten Reise, um unbekannte Länder aufzusuchen, ausgerüstet wurde. Dimitri, dessen unruhigen Sinn die kurzen Reisen auf einer kleinen Goelette nicht mehr zu befriedigen vermochten, hätte gar zu gern mit einem solchen stolzen Schiffe die lange abenteuerliche Fahrt, zu der es bestimmt war, mitgemacht. Mit solchen Gedanken beschäftigt, schlenderte er eines Tages am Hafen auf und ab, von Zeit zu Zeit sehnsüchtige Blicke auf die Fregatte und ihre hohen schlanken Masten richtend, als er plötzlich eine Menge Menschen sich entgegenkommen sah, die einen Herold umgaben, welcher mit aller Anstrengung seiner durchdringenden Stimme eine lange Rede auszurufen bemüht war.*) Neugierig schloss sich auch Dimitri dem Haufen an und horchte dem Ausrufer zu, wie dieser pomphaft verkündigte: jenes herrliche Schiff, das dort vor Aller Augen liege, sei bestimmt, ferne Länder aufzusuchen, wo die Steine und Berge aus eitelm Gold und Silber beständen, und da seine Mannschaft noch nicht vollzählig sei, könnten tüchtige Matrosen noch gegen reichliche Bezahlung Dienste darauf finden. Wer war froher als unser Schifferssohn aus Therapia! Er sah mit Einem Male die Erfüllung aller seiner Wünsche vor sich, seine Reise-

---

zugsweise Konstantinopel, und dem gemeinen Manne gilt das Wort πόλις noch jetzt als ein Eigenname, indem er andere Städte χώρας oder πολιτείας nennt.

*) Alle Bekanntmachungen der Art geschehen durch öffentlichen Ausruf. Will z. B. ein Schiff nach Syra abgehen, so geht einer der Schiffer manchmal tagelang in der Gegend des Hafens auf und ab und ruft von Zeit zu Zeit mit einer monotonen Modulation: *Διὰ τὴν Σύραν, δια τὴν Σύραν!* So auch die meisten öffentlichen Verkäufe. Wenn z. B. in Nauplia Jemand ein Pferd loszuschlagen wünscht, so lässt er es von einem Ausrufer besteigen, der damit durch die Strassen reitet, den Preis ausrufend und die guten Eigenschaften des Pferdes anpreisend, bis sich ein Käufer findet.

lust befriedigt und die Hoffnung auf schnelle Erwerbung unermesslicher Schätze fest begründet. Ohne sich lange zu besinnen, begab er sich an den angewiesenen Werbeplatz und liess nicht allein sich, sondern auch seine beiden Brüder in das Verzeichniss der Mannschaft eintragen.

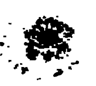
Auf die Goelette zurückgekehrt, unterrichtete er Michael und Georg von Dem, was er gethan. Sie erinnerten ihn an die Verpflichtung, welche sie eingegangen waren, ihrem gegenwärtigen Schiffsherrn drei Jahre lang zu dienen, aber er wies alle ihre Einwendungen zurück. „Eine solche Gelegenheit“, sagte er, „unser Glück zu machen, dürfen wir nicht vorübergehen lassen.“ Sobald ihr Schiffsherr an Bord kam, stellte ihm Dimitri die Sache vor, und die drei Brüder baten ihn vereint, sie ihres Wortes zu entbinden. Vergebens suchte jener sie eines Andern zu überreden; vergebens bot er ihnen sogar einen ansehnlichen Lohn für die Zukunft. Die Brüder bestanden auf ihrer Bitte, und er musste endlich nachgeben. Die Reiselustigen packten ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und begaben sich an Bord der Fregatte.

Nach wenigen Tagen lichtete diese bereits ihre Anker und günstige Winde führten sie schnell durch die Dardanellen und weiter, immer weiter durch die Strasse von Gibraltar in den Ocean hinaus. Alles schien eine erwünschte Fahrt zu versprechen, und die Mannschaft war guter Dinge, vor Allen unsere Brüder. Aber kaum waren sie einige Tage im Ocean, als sie von heftigen Stürmen befallen wurden, welche das Schiff gänzlich von seinem Laufe verschlugen und es Monate lang mit geringen Unterbrechungen auf den wilden Wellen umherpeitschten. Selbst der Schiffsherr wusste nicht mehr, in welcher Weltgegend sie wären, und zu noch grösserm Unglücke waren ihre sämmtlichen Vorräthe an Lebensmitteln aufgezehrt. Fünf, sechs*) Tage lang ertrug die Mannschaft die Qualen

*) Fünf, sechs, die gewöhnliche Bezeichnung einer unbestimmten Zahl im Griechischen, es seien Tage, Menschen oder Sachen gemeint. So auch im Folgenden: etwa zehn Tage, *κάμμία δεκαριὰ ἡμέραις*. Durch den häufigen Gebrauch ist aus dem Erstern Ein Wort geworden: *πεντέξι* oder *πενθέξι*.

des Hungers. Als nach Verlauf derselben einer aus ihrer Mitte starb, beschlossen sie, seinen Leichnam zu essen, zerlegten denselben in Stücke und kochten das Fleisch. Ach, es schmeckte den Ausgehungerten köstlicher als je das fetteste Osterlamm in ihrer Heimat. Nachdem der erste Widerwille gegen diese unnatürliche Speise einmal überwunden war, machten sie unter sich aus, täglich Einen aus ihrer Mitte durchs Loos zu bestimmen, der getödtet und gegessen werden solle. Sie verfertigten Loose nach der Zahl der Köpfe; ein schwarzes, die übrigen weiss. Wen das schwarze Loos traf, der nahm Abschied von seinen Gefährten, empfahl seine Seele Gott und der Panagia und liess sich dann tödten, um den Andern zur Nahrung zu dienen. Sie mochten bereits zehn Tage ihr Leben auf diese Weise gefristet haben, als eines Morgens das Loos des Todes auch auf unsern Georg fiel. Er war eben von einem sanften Schlummer erwacht; in einem süssen Traume hatte er Land zu sehen geglaubt, und jetzt sollte er sterben. Aber mit der Beredtsamkeit der Verzweiflung schilderte er seinen Leidensgefährten seinen Traum und wusste ihnen die nahe Erfüllung desselben so wahrscheinlich zu machen, dass sie ihm noch bis zum Abend Frist gaben; fänden sie bis dahin kein Land, so versprach er, sich selbst zu tödten. Die Erwartung Aller war jetzt auf das Höchste gespannt; alle Augen richteten sich angestrengt nach der Gegend, der das Schiff mit einem günstigen Winde eben zuflog. Und wirklich um die Mittagszeit erblickten sie am Horizont einen dunkeln Streifen, und noch einige Stunden später warfen sie an einer blühenden, mit Wäldern bedeckten Küste Anker. Unbeschreiblich war ihre Freude; die Geretteten fielen einander in die Arme und dankten Gott und dem heiligen Nikolaos*) für ihre Erhaltung. Dann liessen sie eiligst die Barken ins Meer und ruderten, so schnell es ihre hingeschwundenen Kräfte erlaubten, ans Ufer. Unsere drei Brüder waren unter den Ersten; kaum waren sie gelandet, so trennten sie sich von den Uebrigen und eilten ungestüm dem Walde zu, in der Hoffnung, hinter demselben

*) Der heil. Nikolaos ist der Schutzpatron der Schiffer.



menschliche Wohnungen zu entdecken. Einige Vogeleier, wilde Früchte und Kräuter, welche sie fanden, mussten ihren Hunger stillen; aber schon brach die Nacht herein und noch hatten sie keine Spur von menschlichen Wesen gesehen, wussten auch in dem dichtverschlungenen Gebüsch den Rückweg nach dem Schiffe nicht zu finden. Sie übernachteten daher auf den Aesten eines hohen Baumes und setzten an dem folgenden Tage ihre Wanderung auf dieselbe Weise fort. Erst am Morgen des dritten Tages erreichten sie das Ende des Waldes und sahen nun in einer blühenden Ebene ein prächtiges Schloss vor sich liegen.

Sie richteten ihre Schritte auf dasselbe zu, ohne unterwegs einem lebenden Wesen zu begegnen. Durch eine enge Pforte traten sie in den weiten Vorhof ein, in welchem sie eine grosse Schafheerde fanden, aber noch immer keine Spur von Menschen. Schüchtern und vorsichtig um sich blickend näherten sie sich dem Schlosse selbst, stiegen langsam die breiten Stufen hinan, durchwanderten eine Reihe mit blendender Pracht geschmückter Zimmer und kamen endlich in einen geräumigen Saal, wo sie eine mit den verschiedensten Speisen reichbesetzte Tafel fanden. Vergebens erhoben sie ihre Stimmen und machten jedes mögliche Geräusch, um die Bewohner herbeizurufen; das Schloss schien gänzlich unbewohnt und verlassen. Der liebliche Duft der köstlichen Gerichte reizte ihren Appetit; sie konnten endlich der Versuchung nicht länger widerstehen und, alle Bedenklichkeiten bei Seite setzend, liessen sie sich an der Tafel nieder und stillten ihren Hunger. Aber kaum hatten sie einige Schüsseln geleert, als ein ungeheurer, ungestalteter blinder Drache sich durch die Thür drängte und mit einer Stimme, welche das Blut in ihren Adern erstarren machte, wiederholt ausrief: „Ich wittere Menschenfleisch, ich wittere Menschenfleisch!“ Bleich vor Schrecken sprangen sie von ihren Sitzen auf; aber der Drache, dem Geräusche folgend, streckte seine scheusslichen, langen Krallen nach ihnen aus, packte zuerst Dimitri beim Nacken und zerschmetterte ihn am Boden, dann Michael; nur Georg entkam mittels seiner Behendigkeit und eilte in den Vorhof hinunter. Allein er fand das



Pförtchen fest verschlossen, die Mauern zu hoch, um sie zu überspringen; wie sollte er entfliehen? Die Todesangst gab ihm indess ein Mittel ein; sei es, dass er von dem berühmten Helden Odysseus*) gehört hatte, sei es, dass es seine eigene Erfindung war, er zog das scharfe Messer, welches er als Seemann bei sich zu tragen gewohnt war, erhaschte den grössten Widder in der Heerde, tödtete ihn, streifte ihm das Fell ab, warf das Fleisch in einen Brunnen, umwickelte sich selbst mit der Haut, und versuchte auf allen Vieren zu kriechen wie ein Widder.

Inzwischen hatte der Drache oben seine scheussliche Mahlzeit von Menschenfleisch geendigt und kam jetzt die Marmortreppe heruntergewatschelt mit dem höhnischen Ausruf: „Du wirst mir nicht entkommen, du sollst mir gut zum Abendessen schmecken!“ Er schleppte seinen unförmlichen Körper durch den ganzen Vorhof bis an die kleine Pforte, öffnete dieselbe und setzte sich dergestalt davor, dass er nur einen kleinen Raum freiliess, gross genug, um ein Schaf durchzulassen. Dann rief er nach einander alle Mutterschafe seiner Heerde bei ihren Namen; jedes kam, wie es gerufen wurde; der Drache melkte es und liess es dann durch die Oeffnung ins Freie. Zuletzt kamen die Widder, unter welche Georg sich gemischt hatte. Mit Furcht und Zittern näherte er sich der verhängnissvollen Oeffnung. Aber der Drache streichelte ihm blos den Rücken wie den übrigen, lobte den vermeinten Widder wegen seiner Grösse und Stärke, und glücklich entschlüpfte auch er ins Freie.

Dem sichern Tode entronnen, warf er schnell seine Verkleidung von sich und eilte, so schnell ihn seine Füsse trugen, dem nächsten Walde zu. Er irrte wieder einige Tage auf die oben beschriebene Weise umher, und die Entbehrungen, welche er zu ertragen hatte, wurden ihm doppelt peinlich durch die

*) Solche Anklänge aus den althellenischen Mythen und Geschichten finden sich in den neugriechischen Volksmärchen nicht selten, meistens wie hier in eigenthümlichen Modificationen. Desto wünschenswerther ist eine vollständige Sammlung derselben, am liebsten durch kundige Griechen, in den ursprünglichen Volksdialekten.

Einsamkeit, in welcher er sich befand und wo ihn der schmerzliche Gedanke an das traurige Schicksal seiner beiden ältern Brüder unaufhörlich beschäftigte. Erst am dritten Tage gelangte er an den Rand des Waldes und erblickte vor sich in einer weiten Ebene eine grosse Stadt, aus deren Mitte ein stattliches Schloss, wie ein Königssitz anzusehen, stolz hervorragte. Allein nach seiner jüngsten Erfahrung hegte er einige gerechte Furcht vor den Schlössern in diesem verwünschten Lande; er blieb fast den ganzen Tag am Rande des Waldes im Dickicht verborgen, bald mistrauische, bald sehnsüchtige Blicke auf die Stadt richtend; doch endlich bewog ihn theils der Hunger, theils die Hoffnung, hier wenigstens menschliche Wesen zu finden, nach deren Gesellschaft der verlassene Jüngling sich innig sehnte, seinen Schlupfwinkel zu verlassen und sich der Stadt zu nähern.

Dies geschah, wie man sich leicht vorstellen mag, nur mit der grössten Vorsicht; Georg stand fast eine Stunde vor dem Thore, ehe er sich ein Herz fasste, hineinzugehen. Er kam in eine grosse breite Strasse, mit wohlgebauten Häusern eingefasst, aber nirgend eine Spur von Bewohnern; am Ende derselben sah er das Schloss liegen, allein auch dieses schien todt und verlassen. Doch machte ihm das Schloss sehr verzeihlicherweise die meiste Furcht; er wagte daher nicht, seine Untersuchungen bis dahin auszudehnen, und richtete sich in einem der nächsten Häuser am Thore eine Wohnung ein. Er fand das Innere desselben mit allen Einrichtungen der häuslichen Bequemlichkeit versehen, die Zimmer grösstentheils prächtig verziert, selbst mit Diamanten und andern köstlichen Edelsteinen; die Keller und Vorrathskammern waren mit Lebensmitteln aller Art reichlich gefüllt, sodass er keinen Mangel zu besorgen hatte, ja es fehlte ihm nichts, um glücklich zu sein, als menschliche Gesellschaft und Nachricht von den Seinigen in der Heimat.

Georg mochte etwas länger als fünf Monate in dieser Stadt gelebt haben, als er eines Morgens, vor dem Thore auf- und abgehend, ein grosses Heer durch die Ebene herankommen sah. Die erste Freude wurde bald durch die Furcht zurück-

gedrängt, dass diese Fremden vielleicht auch Menschenfresser sein möchten; er floh in die Stadt zurück und in das nächste Haus, welches zufällig ein Bäckerladen war. In einer dunkeln Kammer fand er einen Backtrog; er wälzte ihn über sich, in der Absicht, während der Nacht seinen Schlupfwinkel zu verlassen und das Weite zu suchen. Indess die Ankommenden hatten ihn bereits vor dem Thore gesehen, und kaum waren sie in die Stadt eingerückt und hatten die Zugänge mit Wachen besetzt, als sie anfingen alle Häuser nach dem fremden Menschen zu durchsuchen. Georg hörte die Schritte der Suchenden ganz in seiner Nähe, ohne dass sie ihn entdeckten; doch wagte er nicht, aus seinem Versteck hervorzukommen. Am folgenden Tage begann das Suchen von Neuem; zugleich hörte er Ausrufer in den Strassen, welche im Namen des Königs den fremden Menschen aufforderten, vor ihm zu erscheinen, ihm solle durchaus kein Leid geschehen. Allein Georg, der sich jetzt schon überzeugt hielt, dass es auf seinen Tod abgesehen sei, beschloss lieber Hungers zu sterben als sich fressen zu lassen. Am dritten Tage liessen die neuen Ankömmlinge endlich von ihren Nachforschungen ab, und begannen sich in ihren Häusern einzurichten. Auch der Eigenthümer des Bäckerladens, in welchem unser Georg versteckt war, nahm von seinem Hause wieder Besitz, gürtete seinen weissen Schurz um, und schickte sich an, sein Handwerk wieder auszuüben. Zu diesem Ende kam er auch in die Kammer, wo der Flüchtling verborgen war, hob den Backtrog auf — und war nicht wenig erstaunt, den so lange gesuchten Fremden darunter zu finden. Georg wagte vor Furcht nicht aufzublicken; aber der Mann redete ihm freundlich zu: „Warum", sagte er, „hast du dich verborgen, und bist nicht zu dem Könige gegangen, als er dich dazu auffordern liess?" „Ich fürchtete mich," war die Antwort. „Er wird dir kein Leid zufügen," entgegnete der Bäcker, „denn wir leben mit euch andern Menschen in gutem Frieden; aber du sollst und musst dich ihm zeigen, und ich werde dich selbst aufs Schloss führen." Vergebens widerstrebte Georg; sie gingen zusammen zu dem König, der unsern Abenteurer sehr freundlich empfing, mit Vergnügen sich seine

Schicksale erzählen liess und ihm seinen Schutz versprach, so lange er in der Stadt bleiben wolle.

Georg wohnte jetzt bei dem Bäcker, half ihm bei seiner Arbeit, und gefiel sich gar nicht übel unter diesen freundlichen Leuten, wenn nicht die Sehnsucht nach seiner Heimat ihn bisweilen mismüthig gemacht hätte. Sechs Monate waren auf diese Weise verstrichen, als er eines Morgens den König und sämmtliche Bewohner der Stadt ihre Häuser verlassen und vor das Thor auf die Ebene hinausgehen sah. Neugierig zu sehen, was es gäbe, folgte er ihnen, und war nicht wenig verwundert zu hören, wie der König sein Volk in grössere und kleinere Scharen theilte, und Einigen nach Ingliterra, Andern nach Franza, Andern nach Italia, noch Andern nach Smyrna, nach Konstantinopel und nach den Dardanellen zu gehen befahl; ja selbst nach seinem Geburtsorte Therapia wurden Einige bestimmt. Ehe er noch Zeit gehabt hatte, zu fragen, was dies bedeute, setzte sich das ganze Heer in Bewegung, und nahm seine Richtung nach einem breiten Flusse, der in der Entfernung einer Stunde vor der Stadt vorüberfloss. Aber wer schildert sein Erstaunen, als er den König und alle seine Freunde sich in den Fluss stürzen sah; wer sein noch grösseres Erstaunen, als sie nach einigen Minuten sämmtlich am andern Ufer als Störche wiederauftauchten, sich den gegebenen Befehlen zufolge in grössere und kleinere Züge sonderten und nach den verschiedenen Weltgegenden davonflogen!

Jetzt fiel es Georg auf einmal wie Schuppen von den Augen; er sah, dass er im Lande der Störche war. Darum also hatte er länger als fünf Monate in dieser Stadt allein leben müssen, und er konnte demnach vorhersehen, dass er wieder sechs Monate lang allein sein würde. Er ergab sich mit so viel Fassung als möglich in sein Schicksal und vertrieb sich inzwischen die Zeit, so gut er konnte.

Als der sechste Monat sich zu Ende neigte, brachte er fast die ganzen Tage vor dem Thore zu, der Wiederkehr seiner langschnäbeligen Freunde entgegenharrend. Endlich vernahm er eines Morgens in der Ferne ein dumpfes Geklapper und sah darauf eine dunkle Wolke jenseit des Flusses heranschweben

und sich am Ufer desselben niederlassen. Es waren die Störche; sie tauchten wieder wie bei ihrer Abreise unter das Wasser und kamen am diesseitigen Ufer als Menschen hervor. In wenigen Minuten lag Georg, der ihnen entgegengelaufen war, in ihren Armen. Er suchte vor Allen diejenigen auf, welche in Therapia gewesen waren, hatte tausend und aber tausend Fragen an sie zu thun und liess sich dieselben beantworten, so gut sie es vermochten.

Dieser Winter verging unserm Georg noch schneller und angenehmer als der vorjährige. Doch lag er dem Könige unablässig mit Bitten an, ihm Mittel zur Heimkehr in sein Vaterland zu verschaffen. Der König versicherte ihm, dass dies nicht in seinen Kräften stehe; „indess, wenn du ein Storch werden willst, wie wir“, sagte er endlich, „so kann ich dich nächsten Sommer nach Therapia schicken“. Um nur seine Aeltern und Schwestern wiederzusehen, willigte Georg ein. Endlich kam der ersehnte Frühling heran; nachdem der König den Tag der Abreise festgesetzt hatte, begab sich Alles wieder, wie im vorigen Jahre, nur dass diesmal Georg mit den Andern in den Fluss der Verwandlung tauchte und am andern Ufer als ein prächtiger Storch, mit langem rothem Schnabel und noch längern rothen Füssen, mit weissem Gefieder und schwarzen Flügeln, wieder zum Vorschein kam.

In wie vielen Tagen die Reise nach Therapia zurückgelegt wurde, ist nicht genau bekannt. Nur so viel ist gewiss, dass Georg sich dort mit einer schönen und liebenswürdigen Storchin vermählte und sein Nest auf dem Dache seines väterlichen Hauses baute, das er mit freudigem Geklapper begrüsste. Wie glücklich fühlte er sich, den Seinigen so nahe zu sein und sie noch Alle am Leben und bei guter Gesundheit zu finden, den Vater und die Mutter wie die Schwestern. Aber es genügte seinem zärtlichen Herzen nicht, sie blos vom Dache herunter zu sehen; er flog zu ihnen hinab in den Hof und zeigte sich so zahm und zutraulich, dass man ihm endlich sogar erlaubte ins Haus zu kommen. Seit der Zeit versäumte er keinen Tag, um die Mittagsstunde, wenn die kleine Familie ihr bescheidenes Mahl einnahm, sich in ihrer Kammer einzu-

stellen; er schnupperte gern mit seinem langen Schnabel auf und unter dem niedrigen Tischchen *) nach Brotkrumen umher, und er war überglücklich, wenn die alte Mutter bisweilen seinen Kopf auf ihren Schoos legte und ihn mit einer Hand streichelte, während sie ihm mit der andern einen guten Bissen in den Schnabel schob. Dann stimmte Georg sein schönstes Geklapper an, und machte hundert komische Männchen, um ihr seine Liebe und Dankbarkeit zu bezeigen. Freilich betrübte es ihn sehr, seine Aeltern und Schwestern manchmal von ihm und seinen Brüdern sprechen und ihren Tod oder Verlust beklagen zu hören; aber vergebens bemühte er sich, ihnen zu verstehen zu geben, dass er ihr todtgeglaubter Georg sei. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, einst noch Mittel zu finden, in Menschengestalt zu ihnen zurückzukehren, und um sie dann überzeugen zu können, dass er als Storch bei ihnen gewesen sei, spielte er seiner Lieblingsschwester Kathinko eines Tages folgenden losen Streich.

Kathinko war zur Hochzeit einer Freundin eingeladen worden und war im Kämmerchen beschäftigt, mit Hülfe ihrer Mutter sich aufs Schönste zu schmücken. Georg war nach seiner Gewohnheit zugegen. Sie hatte aber ein Paar nach den ärmlichen Verhältnissen der Familie sehr werthvolle silberne Armbänder hervorgesucht, die sie von ihrer Grossmutter ererbt hatte; aber kaum hatte sie eins derselben um den linken Arm befestigt, als man auf der Strasse ein grosses Geräusch hörte, wie wenn ein Pascha oder ein anderer vornehmer Herr mit seinem Gefolge vorüberritte. Neugierig, wie Frauenzimmer sind, eilten Mutter und Tochter vors Haus, um zu sehen, was es gäbe, das zweite Armband auf dem Tische lassend. Kaum wurde Georg dies gewahr, als er das Band in den Schnabel fasste, damit aufs Dach flog und es sorgfältig in dem Reisig seines Nestes versteckte. Als Kathinko ins Kämmerchen zu-

*) Ein solches Tischchen ist gewöhnlich nicht über 8 Zoll hoch; man setzt sich um dasselbe mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf Teppiche oder Matten. Nachdem Alle sitzen, wird ihnen ein langes schmales Tuch über den Schoos gebreitet, das um das ganze Tischchen herumreicht und als Serviette dient.

rückkehrte, vermisste sie ihr Kleinod; die Mutter ermangelte nicht, ihr bittere Vorwürfe über unzeitige Neugier zu machen, die sie ebensowol selbst verdient hätte, und Beide fingen an zu suchen und kehrten das Unterste zu oberst; aber vergebens, das Verlorene war nirgend zu finden. An den Storch dachte Niemand. Der sass unterdess oben in seinem Neste, und klapperte vor Freuden über seinen gelungenen Streich.

Inzwischen war der Sommer verflossen; die Störche von Therapia und die aus der Umgegend hielten verschiedene Zusammenkünfte, um sich über ihre Abreise zu bereden, und am festgesetzten Tage flog auch Georg mit den übrigen davon. Als sie am Flusse angekommen waren, ging wieder die bereits bekannte Verwandlung vor sich, und darauf zogen sie in ihre verlassene Stadt ein. Georg war freilich nicht wenig froh, die Seinigen wiedergesehen zu haben, aber desto lebhafter war jetzt seine Sehnsucht, ganz zu ihnen zurückzukehren. Er lag daher dem Könige so unablässig mit Bitten in den Ohren, bis dieser ihm endlich versprach, in seiner Weisheit auf Mittel zu sinnen, ihm zur Rückkehr zu verhelfen. Nach einigen Wochen war das Mittel gefunden. Eine Anzahl von Storchmännern wurde befehligt, einen Nachen zu zimmern, und in Monatsfrist hatten sie ein kleines brauchbares Fahrzeug zu Stande gebracht. Dieses wurde mit Lebensmitteln beladen und auf einen Fluss geschafft, der hinter der Stadt vorbeifloss; dann liess der König unserm Georg sagen, dass Alles zu seiner Abreise bereit sei. Er beschenkte ihn zum Zeichen seiner Gnade noch mit einem ganzen Sacke voll der köstlichsten Edelsteine aus seiner Schatzkammer. Georg nahm nicht ohne Rührung Abschied von ihm, dem Bäcker und seinen übrigen Storchfreunden, setzte sich mit seinen Schätzen in den Nachen, stiess vom Ufer ab, und liess sich von der starken Strömung schnell den Fluss hinunterführen.

Schon nach einigen Stunden trat der Fluss in eine Katavothra*) ein und floss nun viele hundert Meilen unter Felsen-

*) Katavothra (καταβώθρα) nennt man in Griechenland die Höhlen und Erdspalten, in welche viele der Flüsse dieses Landes sich verlieren, um eine Strecke weiter wieder zum Vorschein zu kommen.

gewölben fort. Georg hat, aller Anstrengung seines Kopfes ungeachtet, nie genau berechnen können, wie viele Tage und Nächte er auf dieser Fahrt zugebracht habe, weil es nämlich in diesen dunkeln Räumen weder Tage noch Nächte gab. Doch schätzte er die ganze Zeit mit grosser Wahrscheinlichkeit auf mehre Wochen. Unser Reisender war bereits der Verzweiflung nahe und verwünschte die Stunde, wo er aus der gastlichen Stadt der Störche abgereist war, denn er glaubte, dieser endlose Strom werde ihn gradeswegs in die Hölle bringen. Er war eben mit solchen Gedanken beschäftigt, als er in der Ferne einen Stern zu sehen glaubte; sowie der Nachen weiter glitt, vergrösserte sich der Stern, und endlich erkannte er, dass es das Tageslicht sei, welches in die Oeffnung des Felsengewölbes hineinschien. Mit Pfeilesschnelle fuhr der Nachen aus der Oeffnung heraus, und mit stummem Erstaunen sah Georg die wohlbekannte Stadt Smyrna vor sich liegen und fand sich auf einem Flusse*), der unweit dieser Stadt aus den Felsen hervortritt, ohne dass bis dahin Jemand seinen wahren Ursprung auch nur geahnt hätte.

Sorgfältig verbarg er seinen Nachen im Schilfe und ging in die Stadt, sich eine Wohnung zu suchen; nachdem er diese gefunden, kehrte er Abends zu seinem Fahrzeuge zurück, und holte das Säckchen mit Edelsteinen. Folgenden Tages liess er einige Juden rufen, um ihnen einige der Edelsteine zu verkaufen; doch zeigte er ihnen wohlbedächtig nicht seinen ganzen Vorrath, sondern nur ein Dutzend der schönern. Gotts Wunder! wie staunten die bärtigen Söhne Israels, als sie die prächtigen Dingerchen sahen; sie konnten nicht satt werden, sie zwischen den Fingern gegen das Licht herumzudrehen, und überboten in ihrem Eifer ganz wider Gewohnheit sich selbst einander mit den grössten Summen, sodass Georg bald ein paar Tonnen Goldes gelöst hatte. Hierauf fing er an, sich einzurichten. Er schaffte sich prächtige Kleider und eine Menge von Bedienten an, kaufte sich eine grosse Fregatte und versah sie mit einer auserlesenen Besatzung und allem Nothwendigen.

*) Der Fluss Melas bei Smyrna.

Dann schiffte er sich mit seinen Schätzen ein und ging nach Konstantinopel unter Segel.

Nach Verlauf einiger Tage warf er vor Therapia Anker. Nachdem er seinen Geburtsort mit einer Anzahl von Kanonenschüssen feierlich begrüsst hatte, liess er die Aeltesten des Orts zu sich aufs Schiff laden. Sie kamen in ihren besten Kleidern, und der Zufall musste es fügen, dass Georg's alter Vater ihre Barke führte. Georg empfing die Gäste aufs Freundlichste und lud sie ein, sich zu Tische zu setzen; aber er erklärte, dass auch der alte Schiffer mit unter den Gästen sein müsse. Die Ortsältesten rümpften die Nase; „wie“, sagten sie, „der alte Schiffer?“ Doch wagten sie nicht, dem vornehmen Schiffsherrn dies abzuschlagen. Georg setzte seinen armen Vater neben sich, und befragte ihn viel um seine Verhältnisse. Als die Herren Abschied nahmen, beschenkte er ihn mit einer ganzen Handvoll Goldstücke. Zugleich nahm er eine Einladung der Aeltesten zu einem Feste auf den folgenden Tag an, aber bestand darauf, dass der alte Schiffer mit seiner Familie wieder dabei sei, was sie ihm auch versprachen.

Als die festgesetzte Stunde kam, fuhr er in einem prächtigen Aufzuge ans Land und begab sich an den Ort des Festes. Er setzte sich wieder neben seinen Vater, die Aeltesten auf seine andere Seite. Nachdem der Wein die Gesellschaft heiter gestimmt hatte, fing er an, zur Unterhaltung aller Anwesenden, von seinen wunderbaren Schicksalen zu erzählen. „Unter Anderm“, sagte er, „war ich einst ein Storch und als solcher hier in Therapia.“ Alle lachten und glaubten, er treibe nur Scherz. „Ich rede die Wahrheit“, fuhr Georg fort, „und ich will Euch gleich den Beweis geben. Steige“, sagte er zu einem der Diener, „auf das Dach dieses Schiffers und hole ein Armband, welches in dem Reisig des Storchnestes versteckt ist.“ Sein Befehl wurde ausgeführt, und der Mann kam mit dem Armbande zurück, welches Kathinko sogleich als das ihrige erkannte. Georg erinnerte sie an die Umstände, unter welchen sie es vermisst hatte, und gab sich darauf den Seinigen zu erkennen. Die Ueberraschung hätte seine alte Mutter fast getödtet, wenn nicht die Freude, wenigstens Einen ihrer Söhne

gewölben fort. Georg hat, aller Anstrengung seines Kopfes ungeachtet, nie genau berechnen können, wie viele Tage und Nächte er auf dieser Fahrt zugebracht habe, weil es nämlich in diesen dunkeln Räumen weder Tage noch Nächte gab. Doch schätzte er die ganze Zeit mit grosser Wahrscheinlichkeit auf mehre Wochen. Unser Reisender war bereits der Verzweiflung nahe und verwünschte die Stunde, wo er aus der gastlichen Stadt der Störche abgereist war, denn er glaubte, dieser endlose Strom werde ihn gradeswegs in die Hölle bringen. Er war eben mit solchen Gedanken beschäftigt, als er in der Ferne einen Stern zu sehen glaubte; sowie der Nachen weiter glitt, vergrösserte sich der Stern, und endlich erkannte er, dass es das Tageslicht sei, welches in die Oeffnung des Felsengewölbes hineinschien. Mit Pfeilesschnelle fuhr der Nachen aus der Oeffnung heraus, und mit stummem Erstaunen sah Georg die wohlbekannte Stadt Smyrna vor sich liegen und fand sich auf einem Flusse*), der unweit dieser Stadt aus den Felsen hervortritt, ohne dass bis dahin Jemand seinen wahren Ursprung auch nur geahnt hätte.

Sorgfältig verbarg er seinen Nachen im Schilfe und ging in die Stadt, sich eine Wohnung zu suchen; nachdem er diese gefunden, kehrte er Abends zu seinem Fahrzeuge zurück, und holte das Säckchen mit Edelsteinen. Folgenden Tages liess er einige Juden rufen, um ihnen einige der Edelsteine zu verkaufen; doch zeigte er ihnen wohlbedächtig nicht seinen ganzen Vorrath, sondern nur ein Dutzend der schönern. Gotts Wunder! wie staunten die bärtigen Söhne Israels, als sie die prächtigen Dingerchen sahen; sie konnten nicht satt werden, sie zwischen den Fingern gegen das Licht herumzudrehen, und überboten in ihrem Eifer ganz wider Gewohnheit sich selbst einander mit den grössten Summen, sodass Georg bald ein paar Tonnen Goldes gelöst hatte. Hierauf fing er an, sich einzurichten. Er schaffte sich prächtige Kleider und eine Menge von Bedienten an, kaufte sich eine grosse Fregatte und versah sie mit einer auserlesenen Besatzung und allem Nothwendigen.

*) Der Fluss Melas bei Smyrna.

Dann schiffte er sich mit seinen Schätzen ein und ging nach Konstantinopel unter Segel.

Nach Verlauf einiger Tage warf er vor Therapia Anker. Nachdem er seinen Geburtsort mit einer Anzahl von Kanonenschüssen feierlich begrüsst hatte, liess er die Aeltesten des Orts zu sich aufs Schiff laden. Sie kamen in ihren besten Kleidern, und der Zufall musste es fügen, dass Georg's alter Vater ihre Barke führte. Georg empfing die Gäste aufs Freundlichste und lud sie ein, sich zu Tische zu setzen; aber er erklärte, dass auch der alte Schiffer mit unter den Gästen sein müsse. Die Ortsältesten rümpften die Nase; „wie", sagten sie, „der alte Schiffer?" Doch wagten sie nicht, dem vornehmen Schiffsherrn dies abzuschlagen. Georg setzte seinen armen Vater neben sich, und befragte ihn viel um seine Verhältnisse. Als die Herren Abschied nahmen, beschenkte er ihn mit einer ganzen Handvoll Goldstücke. Zugleich nahm er eine Einladung der Aeltesten zu einem Feste auf den folgenden Tag an, aber bestand darauf, dass der alte Schiffer mit seiner Familie wieder dabei sei, was sie ihm auch versprachen.

Als die festgesetzte Stunde kam, fuhr er in einem prächtigen Aufzuge ans Land und begab sich an den Ort des Festes. Er setzte sich wieder neben seinen Vater, die Aeltesten auf seine andere Seite. Nachdem der Wein die Gesellschaft heiter gestimmt hatte, fing er an, zur Unterhaltung aller Anwesenden, von seinen wunderbaren Schicksalen zu erzählen. „Unter Anderm", sagte er, „war ich einst ein Storch und als solcher hier in Therapia." Alle lachten und glaubten, er treibe nur Scherz. „Ich rede die Wahrheit", fuhr Georg fort, „und ich will Euch gleich den Beweis geben. Steige", sagte er zu einem der Diener, „auf das Dach dieses Schiffers und hole ein Armband, welches in dem Reisig des Storchnestes versteckt ist." Sein Befehl wurde ausgeführt, und der Mann kam mit dem Armbande zurück, welches Kathinko sogleich als das ihrige erkannte. Georg erinnerte sie an die Umstände, unter welchen sie es vermisst hatte, und gab sich darauf den Seinigen zu erkennen. Die Ueberraschung hätte seine alte Mutter fast getödtet, wenn nicht die Freude, wenigstens Einen ihrer Söhne

wiedergefunden zu haben, sie aufrechterhalten hätte. Georg liess sich jetzt in Therapia nieder, baute ein grosses prächtiges Haus und liess seine Aeltern bis an ihren späten Tod alle Annehmlichkeiten des Wohlstandes geniessen. Seine Schwestern stattete er reich aus, und verheirathete sie an wackere Männer; seinen unglücklichen Brüdern liess er Denkmäler errichten und machte eine Schenkung an eine Kirche, um Seelenmessen für sie lesen zu lassen. Seine Nachkommen leben noch in Ansehen und Wohlstand in Therapia und der Umgegend.

Als der Psarianer hier seine Erzählung endigte, lenkte die Barke bereits um die flache nordwestliche Spitze der Insel Aigina und lief bald darauf in den Hafen der Stadt ein. In kein Auge war Schlaf gekommen; da aber der Mond noch hoch am westlichen Himmel stand und die Hafenbeamten noch schliefen, wickelten sich jetzt auch die Reisenden in ihre Mäntel und streckten sich in der Barke nieder, um noch einige Stunden bis Tagesanbruch der Ruhe zu pflegen.

ANHANG.

FRITZ NEHR.

Fritz Nehr.*)



Lebensbild eines holsteinischen Schulmeisters vor funfzig Jahren.

Ehrlicher alter Fritz Nehr! Du hast dir schwerlich je träumen lassen, dass dein Leben, deine vielgeschäftige Wirksamkeit noch einmal Stoff zu einem Capitel im „Deutschen Museum“ abgeben sollte! Und doch verdienst du es sicherlich, wenn nicht als Individuum, doch als Vertreter einer aussterbenden, einer fast schon ausgestorbenen Gattung. Wie wir den befremdlichen Gebilden einer untergegangenen Thier- und Pflanzenwelt im Schoose der Erde nachgraben, um uns aus ihren Ueberresten ein Bild von den Wesen einer frühern Schöpfungszeit zusammenzusetzen und lebendig vorzuführen: so magst auch du in einem Winkel des „Deutschen Museum“ aufgestellt werden als Typus und Zeuge einer vergangenen, einer gleichsam antediluvianischen Zeit. Seit der grossen Französischen Revolution, die in ihren weitern Wirkungen eine Revolution unsers ganzen Welttheils war; seit der Auflösung unsers alten Reichs; seit den Kriegen und Kämpfen des ersten Napoleonischen Kaiserthums; seit Erfindung und Einführung der Dampfkraft und der Eisenbahnen u. s. w.: seit allem Dem und durch dies Alles sind nicht nur die politischen Verhältnisse Deutschlands, sondern mehr noch seine bürgerlich-gesellschaftlichen, oder wie man es jetzt mit einem Fremdworte modischer benennt, seine socialen Zustände dermassen umgestaltet worden, dass Erscheinungen und Entwickelungen, die erst

---

*) R. Prutz Deutsches Museum 1855 N. 42.

ein gutes Menschenalter hinter uns liegen, uns schon ganz fremdartig bedünken und die Erinnerung an sie der Geschichte heimgefallen ist. Wie Wenige haben z. B. heute noch eine anschauliche Vorstellung von dem Unwesen der Werber und der geworbenen Truppen? Von den alten Verkehrsmitteln, von dem Zoll-, Pass- und Geleitwesen und den damit verknüpften Scherereien? Und so von hundert andern vergangenen Verhältnissen und Zuständen?

Und auch Kleineres, wenn es zu der Geschichte des frühern Lebens und der Entwickelung und Fortbildung unserer Nation einen Beitrag geben kann, verlohnt sich der Aufzeichnung. Wie ein Haus nur aus einzelnen Bausteinen und Balken entsteht, so kann ein geschichtliches Gesammtbild nur aus einzelnen Zügen zusammengesetzt werden; und diese einzelnen Züge mag Jeder aus dem Kreise seiner Erinnerungen liefern, ihre einstige Zusammenfügung zu einem lebensvollen Gemälde wird ein künftiger Meister unternehmen. In diesem Sinne glauben denn auch wir, indem wir aus dem Gedächtnisse unsers Knabenalters einen holsteinischen Schulmeister zeichnen, wie deren damals gar manche waren, einen solchen künftig nutzbaren Baustein zu liefern; gleichsam ein Capitel aus der Naturgeschichte des deutschen Volkes.

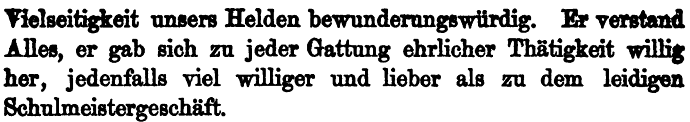
Fritz Nehr war in den siebenziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts in dem berühmten alten Kirchdorfe Bornhöved auf dem mittlern Landrücken Holsteins geboren. Sein Vater, ein ehemaliger Trompeter, hatte hier als Organist und Schullehrer einen Ruhehafen gefunden; ob er sonderlich für diese Doppelstellung geeignet war, hatte die regierenden Herren, die ihn mit dieser „Civilversorgung“ beschenkt hatten, gewiss herzlich wenig gekümmert. Sonntags schlug er die Orgel, dass es Gott erbarmen mochte; in der Woche die Dorfjugend. Ich erinnere mich des alten Mannes sehr gut aus meiner Knabenzeit. Er war immer sauber gekleidet, welche Gewohnheit ihm von seiner kriegerischen Laufbahn geblieben war; dichtes glatt zurückgestrichenes Silberhaar über einem vollen jovialen, etwas röthlich gefärbten Gesichte, dessen Färbung er gern, wo sich die Gelegenheit bot, durch einen mässigen Aufguss von

Spirituosen etwas auffrischte; lebhafte glänzende Augen; eine unverwüstlich heitere, muthige Stimmung. Der alte Mann rühmte sich gern, dass er in seiner Stellung schon mehre Prediger begraben habe, und auch den damaligen, den durch manche Excentricität auch in weitern Kreisen bekannten Pastor Oertling, vermass er sich noch zu überleben, obgleich derselbe beträchtlich jünger an Jahren war. „Den kriege ich auch noch unter“, pflegte der alte Nehr zu sagen; indess hatte er hierin doch falsch gerechnet.

Seinem erst- und eingeborenen Sohne Fritz gab er dieselbe Erziehung wie der übrigen studirenden Jugend des Dorfes: nothdürftig Lesen und Schreiben, etwas Rechnen, etwas Katechismus. Weiter gingen seine gelehrten Kenntnisse nicht, weiter aber auch nicht die Anforderungen, die man in den achtziger und neunziger Jahren an einen Organisten und Schuldespoten selbst in einem Hauptdorfe machte. So wuchs Fritz mit seinen Altersgenossen und Schulkameraden als ein unwissender Bauerknabe auf; dass er mit diesem mehr als dürftigen Masse von Gelehrsamkeit selbst noch einmal haushalten, selbst dereinst den „Schulmeister“ spielen und wieder davon an Andere abgeben sollte, ist ihm damals gewiss nicht im Traume eingefallen. Auch waren weder der Ehrgeiz des Alten noch seine eigenen Wünsche auf ein solches Ziel gerichtet. Im Gegentheil: als die Herrschaft des benachbarten Guts Schönböken einen Bedienten und Jäger suchte, glaubte Fritz Nehr sich hier seinen Beruf eröffnet zu sehen und nahm mit freudigem Muthe den Dienst an. Er lernte nun den Tisch decken und beim Essen aufwarten, seinen Herrn an- und auskleiden, Röcke und Stiefel putzen, Haar und Bart scheren, hinten auf der Kutsche stehen; ferner schiessen und jagen, Hunde dressiren, das Waldhorn blasen und was sonst zu einem ländlichen Kammerdiener und Jäger gehört. Grosse Reisen wurden nicht gemacht; meines Wissens ist er nur bis Hamburg, der eigentlichen Hauptstadt Holsteins, mit seinem Herrn gekommen. Fritz Nehr würde vielleicht immer in dieser Lage geblieben sein und sich schwerlich eine andere Laufbahn gewünscht haben, hätte ihm nicht die Liebe einen Streich ge-

spielt. Er verplemperte sich mit einem kurzen stämmigen Bauermädchen, das als Kindermagd auf demselben Gute diente. Ob seine nachmalige Gattin damals, ausser der jugendlichen *beauté du diable*, noch besondere Reize des Leibes oder Geistes besessen hat, weiss ich nicht zu sagen; als ich sie später als Frau Elsch (Elisabeth) Nehr kannte, war nichts mehr davon zu sehen; sie zeichnete sich nur, trotz ihrer kleinen Gestalt, als eins der männlichsten Weiber ihres Dorfs aus, war eine gesuchte Hebamme, und führte zu Hause kein ganz sanftes Regiment.

Da dem Gutsherrn mit einem verheiratheten Leibjäger nicht gedient war, so galt es jetzt, das junge Ehepaar anderweitig zu versorgen. Zu gutem Glücke war eben in einem zum Gute gehörigen Dörfchen Ruhwinkel — der Name klingt im Hochdeutschen sehr poetisch, will aber eigentlich im Niedersächsischen nur einen „rauhen Winkel“ besagen — der Schulmeisterdienst erledigt, und diesen geruhte der Herr seinem Kammerdiener und seiner Kindermagd zu verleihen. Da musste sich denn Fritz Nehr, wohl oder übel, entschliessen, mit dem bescheidenen Reste von Wissen, der ihm noch aus der Schule seines alten Vaters anhaftete, soweit er ihn nicht in seiner illiteraten Dienerlaufbahn bereits ausgeschwitzt hatte, selbst wieder zu wuchern, das Katheder zu besteigen, und den Gänsebuben und Sauhirten des Dorfs mit dem Lichte höherer Erkenntniss vorzuleuchten. Ach du lieber Gott! Es war keine Anmassung von ihm, er war unschuldig daran; hat er doch, so lange ich ihn gekannt habe, bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts hin, es nie so weit gebracht, einen leidlichen Satz Hochdeutsch zu sprechen oder ein verständliches Briefchen zu schreiben: von orthographischer und grammatischer Richtigkeit völlig abgesehen! Aber gelebt musste doch sein; also nahm er mit Dank die Stelle an, die ihm ein schlechtes Häuschen, ein Gärtchen, Futter für zwei Kühe, einige Fuder Torf und einige Thaler eintrug. Nur des baaren Geldes war bei weitem nicht genug, selbst nicht für seine mässigen und bescheidenen Ansprüche; hier musste also durch Nebenverdienst aller Art das Fehlende beschafft werden, und hier war die



Vielseitigkeit unsers Helden bewunderungswürdig. Er verstand Alles, er gab sich zu jeder Gattung ehrlicher Thätigkeit willig her, jedenfalls viel williger und lieber als zu dem leidigen Schulmeistergeschäft.

Ueber dieses, über sein eigentliches Amt, können wir uns daher auch am kürzesten fassen. Der Winter, die Zeit der kurzen Tage, war Nehr's eigentliche Leidenszeit. Bald nach der Tag- und Nachtgleiche, wenn das Vieh von der freien Weide in die Ställe genommen wurde, wenn die Kartoffeln eingebracht, die Winteräcker bestellt waren, wenn Wind und Regen über die kahlen Felder strich: dann begann die Dorfjugend, für welche die Aeltern doch daheim keine wichtigere und gedeihlichere Beschäftigung mehr hatten, sich in der engen, dumpfen und räucherigen Schulstube zusammenzudrängen, und der Schulmeister sah sich genöthigt, mit Lehre und Katechisation, mit Stockschlägen und Kopfnüssen den Knaben und Mädchen aufzuspielen, so gut er es vermochte. Es wäre nicht auszuhalten gewesen, wenn nicht auch im Winter manche Tage ausgefallen wären, wo er seinen Nebengeschäften nachgehen konnte und musste, weil es der Gutsherr oder irgend ein anderer Gönner in der Umgegend so wollte; wo denn in seiner Abwesenheit — ich erzähle buchstäblich Wahrheit — seine Gattin, die oben erwähnte Frau Elsch, oder später eine seiner Töchter, selbst erst soeben confirmirt, statt seiner die Schule hielt, dass es vollends einen Stein erbarmen mochte. Auch hat man nie davon gehört, dass irgend ein Zögling der Dorfschule von Ruhwinkel sich jemals über zu vieles Lernen beklagt hätte, sowie man nie erfahren hat, dass einer daraus hervorgegangen wäre, der es über eine mässige Fertigkeit im Lesen gebracht hätte.

Mit dem Frühling, mit den längern Tagen im März, wenn Blumen und Kräuter sprossten, begann des Schulmeisters Ferienzeit; seine Plagegeister verliefen sich, da das Hüten des Viehs und der Gänse, die Arbeiten auf Feld und Wiese einen grössern Reiz für sie hatten als der Katechismus in der Schulstube. Nehr gab ihnen gern seinen Segen auf den Weg; am liebsten hätte er sie nie wieder gesehen. Nun hatte er goldene

Musse, nun konnte er sich frei und ungehindert seinen endlosen Nebenbeschäftigungen hingeben, die für ihn nach der Neigung seines Herzens die Hauptgeschäfte, seine eigentliche Lebensaufgabe waren. Sie zerfielen wieder in amtliche Leistungen, die er im Auftrag seines Gutsherrn übernommen hatte, und in mancherlei Privatgewerbe. Um sie besser zu übersehen, wollen wir sie nach diesen beiden Rubriken und zugleich nach der Jahreszeit durchgehen. Wir beginnen wieder mit dem September, dem letzten Monate seiner sommerlichen Freiheit vor dem Eintritte der winterlichen Knechtschaft in der leidigen Schulstube.

Als nämlich unserm Fritz Nehr, wie wir oben erzählt haben, bei seiner Verheirathung dies widerwärtige Amt von seinem Herrn übertragen wurde, erhielt er zugleich als Zeichen seines besondern Vertrauens, gewissermassen als Schmerzensgeld und zu Aufbesserung seiner ökonomischen Lage, das Amt eines Jägers im Gute Schönböken; und da dieses ausser dem Hoffelde und einigen Waldungen aus zwei Dorfschaften, Ruhwinkel und Belau, nebst einigen einzeln gelegenen Bauergütern besteht, überdies einige Landseen, Bäche und Torfmoore einschliesst, so bildet es ein ansehnliches Gebiet, und die üblichen Schiessgelder, die gelegentlichen Fuchs-, Marder- und Otterfelle u. s. w. konnten schon Einiges abwerfen. Mit dem September verwandelte sich also der friedliche Schulmeiser in einen erbitterten Nimrod, und strich,

gespannt das Feuerrohr,

unermüdlich durch die Felder und Auen, um Rebhühner, Wachteln, Hasen u. s. w. zu erlegen. Dann kamen, wenigstens in früherer Zeit, später im Herbste die Treibjagden auf Edelwild, Hasen und Füchse, zu denen sich die Gutsherren der Nachbarschaft verbanden und bei denen Fritz Nehr mit Dietrich Kummerfeld und andern benachbarten Jägern in grosser Haltung, mit Waldhörnern und Hundepeitschen, ins Feld zog. Das gab einige genussreiche Tage, und in der Erinnerung noch Stoff zu mancher winterlichen Unterhaltung; die Schule ruhte, wie sich von selbst versteht, während dieser Freudentage, die grössern Schulknaben mussten mit treiben helfen.

Aber auch während des eigentlichen Winters verschaffte ihm die edle Jagd manche freie Stunde, manche lustige Erholung von dem angreifenden Buchstabiren und Katechisiren, wenn die Herrschaft hinunterschickte ins Dorf: sie müsse morgen oder übermorgen zu einem Gastmahle einige Hasen oder wilde Enten haben. Bereitwilligst zog er die grossen Stiefel und die grüne Jacke an, warf Gewehr und Jagdtasche um, pfiff seinem treuen Hunde und schritt hinaus in den tiefen Schnee, das Scepter der Schulstube seiner gestrengen Ehehälfte oder einer der heranwachsenden Töchter überlassend.

Wir dürfen ihm in der Jägerlaufbahn nicht weiter folgen; zu jeder Zeit gab es hier etwas zu thun, bald Dohnen auszuhängen, bald Fallen zu legen, selbst im Frühling und Sommer wenigstens Raubvögel, Reiher und Raben zu schiessen. Die andern amtlichen Nebengeschäfte nahmen unsern Helden weniger in Anspruch. Er war freilich auch Gerichtsdiener des Guts; da hier aber ausser kleinen Diebstählen wenige Sachen zu Verhandlung gelangten und der Patrimonialrichter im Durchschnitt nicht über vier oder fünf mal im Jahre aus der fernen Stadt herauskam, um auf Schönböken Gericht zu halten, so hatte er als Bote der Gerechtigkeit selten zu fungiren. Dafür trug dieses Amt denn auch herzlich wenig ein. Nicht mehr lässt sich davon sagen, dass er Bote des gütlichen Armenwesens und verschiedener Brand- und Todtengilden war.

Ausser der Jägerei traten also die andern amtlichen Obliegenheiten sehr in den Hintergrund. Desto vielseitiger und ausgiebiger waren die freiwillig übernommenen Handthierungen und Privatgeschäfte. Obenan stehen hier seine Leistungen in der Musik. Fritz Nehr, der „Schommeisser“ (Schulmeister), war mit einigen Genossen, die er sich herangebildet hatte, der beliebteste Bierfiedler in seinem und einigen andern Dörfern und auf den benachbarten Höfen; ohne ihn gab es keinen Tanz. In die Herbstzeit fielen die sogenannten Erntebiere, die jetzt ziemlich in Abnahme gekommen sind. Ein Gutsherr oder Pächter eines Meierhofs, der seinen Leuten ein Erntefest geben wollte, liess die aus Lehm gestampfte Tenne einer Scheuer oder eines Kuhstalls reinkehren; die Seitenwände gegen das

Stroh hin wurden mit groben Leintüchern verhangen, eine Tonne Bier aufgelegt, einige dünne Talgkerzen angezündet, die ein angenehmes Dämmerlicht gaben, an dem einen Ende ein föhrener Tisch aufgestellt, hinter welchem Nehr mit seiner Bande Platz nahm — und der Ballsaal war fertig. Der Nachmittag und Abend des Festes wurden in der Umgegend bekannt gegeben, und nach dem Feierabend strömten die Knechte und Mägde aus der Nachbarschaft zu. Vor den Musicis standen einige Teller zur Aufnahme des Geldes. Eine eigentliche Tanzordnung gab es nicht; sie bildete sich nach dem Ansehen und dem Range der Knechte von selbst. Der jedesmalige Vortanzende trat an den Musikantentisch, that einen derben Faustschlag darauf und bestellte sich seinen Tanz: einen Walzer, Hopsa oder Zweitritt, einen Schott'schen oder Pol'schen, indem er die Melodie seines Lieblingstanzes vorsang und einen Doppelschilling — den üblichen Musenlohn — in den Teller warf. Dann fiel die Musik, meistens aus Geige, Clarinette und Handtrommeln bestehend, rasch ein und spielte fort, bis wieder ein anderer Vortänzer an die Reihe kam. Die Bauerbursche hielten ihr Mädchen fest an sich gedrückt, sodass die brennende Pfeife, die selten fehlen durfte, der Tänzerin über die Schulter herabhing. Je grösser das Gedränge, dass sich die Tanzenden kaum bewegen konnten, desto höher der Genuss. Schulmeister Nehr und Genossen spielten auf, unermüdlich, solange die Schillinge flossen; gegen das Ende der Nacht nickten sie oft ein und der Kopf sank auf die Geige, während die Hand mechanisch fortfuhr, mit dem Bogen über die Saiten zu streichen. So hat Nehr Hunderten von Burschen und Mädchen zum Tanze vorgefiedelt, die er noch wenige Winter vorher in der Schulstube zu Tugend und Gottesfurcht herangezogen hatte; er sah in dem Disparaten dieser Beschäftigungen nichts Arges. Einem Erntebiere, welches ohne eine derbe Prügelei schloss, hätte die höchste Weihe gefehlt, und auch die friedlichen Musici wurden wenigstens als Mitleidende oft mit hineingezogen. Auch Fritz Nehr erhielt bei solchen Gelegenheiten manchen Puff von einem frühern Zöglinge; er sah wieder nichts Arges darin.

Die Erntebiere wurden an nachhaltiger Dauer noch weit von den Bauernhochzeiten übertroffen, die damals, wenn sie *comme il faut* waren, gewöhnlich mit Tanz und Schmaus zwei bis drei Tage und Nächte währten. So geigte unser Held ganze Nächte hintereinander; die Schule mochte unterdessen thun, was sie wollte.

Die Tanzlustbarkeiten fielen, wie gesagt, meistens in den Herbst und Winter; das Leben auf dem Lande und die Jahreszeit bringt es so mit sich. Der Frühling lud wieder zu andern Thätigkeiten ein. Fritz Nehr hielt Bienenstöcke und übernahm auch wol die Pflege und Beaufsichtigung fremder Bienen; besonders wenn es galt, die Stöcke zur Zeit der Haideblüte ein paar Meilen weit in die Segeberger Haide zu führen und zur Weide einige Wochen lang dort zu lassen. Dann brachte er die Bienen an ihren Standort und lief geschäftig hin und her, um sie bisweilen zu besuchen und doch sein Hauswesen nicht zu vernachlässigen.

Am mannichfaltigsten waren die Leistungen des Schulmeisters in allerlei Diensten und Aushülfen, die er für benachbarte Gutsbesitzer übernahm und zu denen seine Befähigung theils in seiner frühern Bedientenlaufbahn, theils in seiner allgemeinen Anstelligkeit wurzelte. Die Umgegend von Ruhwinkel ist von jeder Stadt volle zwei Meilen entfernt, auf Wegen, die zur Winterszeit vor 30—40 Jahren fast unfahrbar waren; Bornhöved, wo jetzt eine Poststation ist, die mit der Eisenbahn in täglichem, lebhaftem Verkehr steht, und wo eine Apotheke, zwei Aerzte, verschiedene brauchbare Handwerker und einige Kaufläden sich niedergelassen haben, besass in meiner Kindheit alle diese Vorzüge noch nicht; daher war ein anstelliger Mann, der in allerlei Vorfällen mit Rath und That auszuhelfen wusste, damals ein doppelter Schatz. Wo es also etwas zu thun gab, was die Knechte und der Böttcher nicht zu leisten wussten, da nahm man seine Zuflucht zu dem tausendkünstlerischen Schulmeister; er besass auch eine Drechselbank und pfuschte im Nothfall in alle Handwerke. Unser väterliches Gütchen lag nur durch einen Bach und einige

sumpfige Wiesen von Ruhwinkel getrennt; in einer Viertelstunde konnte ein Bote den hülfreichen Fritz Nehr herbeirufen.

Gab es auf den Höfen zu Hochzeiten und Kindtaufen ein grösseres Gastmahl oder einen Ball, wobei man männlicher Bedienung bedurfte, so wurde der Schulmeister bestellt. Er deckte den Tisch und wartete beim Essen auf; nicht mit der vollen Gewandtheit eines frankfurter Kellners, aber ländlich, sittlich: er wusste doch zu serviren. Kam ein Besuch aus Hamburg, der sich nicht selbst zu rasiren verstand, so wurde Nehr geholt; er machte ohne Bedenken den Bartscherer. Auch Haarschneider war er weit und breit; man ging zu ihm ins Schulhaus, um sich frisiren zu lassen, oder liess ihn kommen. Gab es im Garten eine Arbeit, die über das Gewöhnliche hinausging, so half er wieder aus; er pfropfte und oculirte junge Bäume, band Reben ans Spalier und legte neue Spargelbeete an. Wenn im Sommer unerwarteter Besuch kam und, wie dies auf dem Lande leicht sich ereignet, kein frisches Fleisch vorräthig war, auch die Fischkiste nicht hinlängliche Fische zu einer Abendmahlzeit enthielt, so wurde Nehr gerufen. Am Ufer des Baches oder auf dem nahen Landsee gab es zur Sommerszeit fast immer Fische zu stechen, mit einem vielzackigen Eisen an einem langen Schafte, gleich dem Dreizack des Neptun: vorzüglich Hechte, auch Schleien, Brachsen und andere Fische; aber nicht Jeder hatte die Geschicklichkeit dazu, den scharfen Blick, die leichte und sichere Hand. Nehr, der Jäger, besass diese Vorzüge. Es schlug selten fehl, dass er in einer oder einigen Stunden mit einem Gerichte Fischen wieder heimkam. Den grössten Hecht, den ich in meinem Leben gesehen, hatte er einmal auf diese Weise erlegt: einen Riesen von 24 Pfund Gewicht, der einen Schlei von drei Pfunden im Magen hatte. Aber der leichte Nachen, auf dem er fuhr, war auch fast umgeschlagen, als er das Ungeheuer mit seinem Hechteisen gespiesst hatte und den zappelnden Fang über Bord zog. Gab es keine Fische, so trieb er doch Krebse an den Ufern des Baches auf; jede Art von Waidwerk war seine Lust und sein Geschick.

So war Nehr der Jäger, der Bierfiedler, der Bienenvater,

der Lohnbediente, Bartscherer und Friseur, der Gärtner und Fischer und noch vieles Andere. Wer sollte denken, dass er mitunter auch gewissermassen geistliche Verrichtungen übernahm? Der Prediger war bisweilen unpässlich oder hatte keine Lust zu predigen; dann liess er, da die nächsten Amtsbrüder alle von einer bis zu zwei Meilen entfernt waren, statt seiner den alten Organisten Nehr von der Orgel herab der Gemeinde eine gedruckte Predigt vorlesen. Konnte oder mochte der alte Mann nicht, so wurde der Sohn ihm substituirt. Es gab bereits geschicktere Schulmeister in dem weiten Kirchspiel; aber die böse Welt behauptete, dass der Pastor unsern Nehr vorzüglich gern lesen liess, um nicht durch einen fähigern Vorleser einer fremden Arbeit seine eigenen Leistungen im Predigen in den Schatten gestellt zu sehen. So radebrechte denn Nehr in der ehrwürdigen alten Dorfkirche, die der heilige Vicelin, der Apostel Holsteins, vor tausend Jahren gegründet und aus grossen Granitblöcken aufgemauert hatte, von Zeit zu Zeit der andächtigen Gemeinde eine Predigt vor: derselben Gemeinde, der er zum Theil die Nacht vorher zum Tanze aufgespielt hatte oder in der folgenden Nacht zum Tanze aufspielen sollte. Der heilige Vicelin und Fritz Nehr als erbauliche Redner in derselben Kirche: welche Contraste!

Es können nicht alle Geschicklichkeiten und Leistungen des vielgeschäftigen Mannes hier aufgezählt werden; auch ist es der Andeutungen schon genug, um ein Bild von ihm zu geben. Nur Eins muss ich, eben um des Gegensatzes willen mit dem aufklärerischen Amte eines Schulmeisters, noch hervorheben. Es begegnet den Hausfrauen auf dem Lande bisweilen, dass der Process des Butterns, vielleicht in Folge atmosphärischer Einflüsse, nicht in der gewohnten Zeit und Schnelligkeit vor sich gehen will, oder dass die Bäuerinnen, wie sie es in Holstein nennen, nicht „abbuttern“ können. Auch dann sandten sie zu Fritz Nehr, oder wie er im Dorfe gewöhnlich hiess: Fritz Schulmeister. Er war im Besitze eines Zauberspruchs aus unverständlichen Worten, welcher, auf einen Streifen Papier geschrieben und unter das Butterfass geklebt, das Buttern beförderte. Es versteht sich, dass unter-

dessen, und nur mit um so grössern Eifer, fortgebuttert wurde, bis endlich die Butter da war: kraft des Spruches, wie man meinte. Indess habe ich keinen Zweifel, dass der Schulmeister selbst in gutem Glauben an die magische Wirkung seiner geheimnissvollen Worte war; er war viel zu ehrlich, um Jemanden wissentlich zu betrügen und hinters Licht zu führen. Im Gegentheil, seine Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Zuverlässigkeit genoss in allen Dingen das vollste Vertrauen; auf seinen Charakter fiel kein Schatten, wie es sonst wol bei Tausendkünstlern der Fall ist.

Die Blüte dieses reichen Lebens, der Gipfelpunkt der vielseitigen Thätigkeit unsers Ehrenmannes fiel in die ersten Jahrzehnde des gegenwärtigen Jahrhunderts; da begann die Zeit allmälig über ihn hinauszuschreiten. Nach dem allgemeinen Frieden und besonders seit dem Eintritt der zwanziger Jahre begannen andere früher ungeahnte Ansprüche und Anforderungen sich geltend zu machen. Die Regierung hatte seit längerer Zeit Schullehrerseminare errichtet, aus denen wohlunterrichtete tüchtige Lehrer hervorgingen. Das grosse Kirchspiel Bornhöved zählte 13 oder 14 Schulstellen, von denen die Mehrzahl nach und nach mit solchen ihrer Aufgabe ganz anders gewachsenen Lehrern besetzt wurde. Nehr's nächster Nachbar wurde sogar ein Candidat der Theologie, den besondere Verhältnisse nöthigten, eine Dorfschule zu übernehmen: ein wahrhaft grundgelehrter Mann, der Griechisch und Lateinisch und mehre neuere Sprachen verstand und der mit seinem Wissen selbst den Prediger überragte. Unter solchen Collegen fühlte Nehr sich mehr und mehr unheimlich und wurde von ihnen über die Schulter angesehen. Wenn Sonntags die Schullehrer *in corpore* dem Prediger ihre Aufwartung machten und von diesem über den Zustand ihrer Schulen, die von ihnen befolgten Lehrmethoden u. s. w. befragt wurden, da empfand er mit Angst und Beklommenheit, dass er nicht am Platz war; wie viel lieber hätte er einem Fuchse oder Hasen auf den Pelz gebrannt, als über solche Dinge Rede und Antwort geben zu müssen! Der damalige König Friedrich VI. interessirte sich als friedlicher Militärpedant für den wechsel-

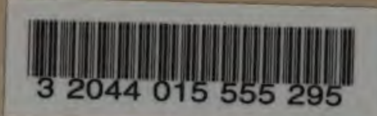
seitigen Unterricht und die Bell- und Lancaster'sche Lehrweise; der etwas militairische Organismus entsprach seiner Vorliebe. Es wurde eine Musterschule in Eckernförde errichtet, und auch die ältern Schulmeister des Landes wurden nach und nach commandirt, diese Anstalt einige Zeit zu besuchen, um sich mit den neuen Lehrweisen bekannt zu machen. Selbst Nehr musste sich entschliessen, die saure Reise anzutreten; doch hat nie davon verlautet, dass er in der Musterschule viel Neues begriffen und gelernt oder gar eine andere Methode sich angeeignet hätte, der Dorfjugend den „Kakissem" (Katechismus) beizubringen, als die alte vermittels des Haselstocks und der Ohrfeigen. Seine Vorgesetzten übten Nachsicht mit ihm, soweit und solange es ging: bis er endlich, als nun auch das Alter über ihn kam und seine Sinne stumpfer wurden, abgesetzt und pensionirt werden musste, und ein Schullehrer von der jüngern Generation an seine Stelle trat.

Die Gerechtigkeit verlangt, erst abzuwarten, ob dieser wesentlich grössere und bessere Erfolge erzielen wird als Fritz Nehr nach dem alten System. Dass dieses Vieles zu wünschen liess, haben wir nicht verhehlt; aber dennoch war aus der Dorfschule in Ruhwinkel eine arbeitsame, tüchtige, ehrliche, wol derbe, aber keineswegs unsittliche und rohe Generation hervorgegangen. Unter der neuen Schulzucht werden die Knaben ohne Frage mehr lernen können; ob es ihnen in ihrem Berufe des Ackerbaus und der Viehzucht, der einmal gegeben ist, zum Heile und zur Förderung gereichen wird, oder ob man die alten einfachen Zeiten wird zurückwünschen müssen: das kann erst die Folge lehren und lässt sich noch nicht übersehen. Ganz wiederkehren wird diese Zeit aber nie, denn *truditur dies die*; und darum haben wir dem alten Schulmeister, unserm einstigen Lehrer in der Jagd und im Fischfang, als einem der letzten Ausläufer eines frühern gesellschaftlichen Zustandes, einem der letzten Zeugen ehemaliger Verhältnisse hier ein kleines Denkmal zu stiften gesucht. Möge ihm die Erde leicht sein!

Druck von Carl Schultze in Berlin, Kommandanten-Str. 72.

Druck von Carl Schultze in Berlin, Kommandanten-Str. 72.




3 2044 015 555 295


STALL-STUDY
CHARGE

